Bratraneck

<36601307180010

Beiträge

zu einer

Aesthetik der Pflanzenwelt.

Beiträge

zu einer

Aesthetik der Pflanzenwelt.

Beiträge

zu einer

Aesthetik der Pflanzenwelt

von

F. Th. Bratranek.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1853.

Inhalt.

Einleitung.

Der Arbeiter, wenn er Sonntags das harte Schaffen der Woche vergessen will, weiß keinen Gang, der ihm nach seiner Erbauung auch noch Erholung gewähren könnte, als: ins Freie; und ins Freie eilt der Kanzeleimann, um den Druck der Stubenluft, den Staub der Akten abzuschütteln. Nicht blos der Gelehrte, der sich den Reizen des Lebens entfremdet hat, seufzt wehmuthvoll nach dem lieben Dämmerscheine des Mondes, nach dem Thaue der Wiesen, in welchem er sich gesund baden könnte; auch der Landbebauer, der stets im Freien lebt, weiß keine erquickendere Bewegung als den Umgang im Freien, wenn er sich von den Tagesgeschäften befreit hat. Ob der Betrübte sich im grünen Augentroste den Herzenstrost einsaugen, ob der Schuldbeladene sich dadurch die Hoffnung auf Heilung gewinnen will, daß er im Anschauen des Lebenswechsels den Untergang verfehlten Daseins, den Aufgang eines Lebensvolleren, die beruhigende Ausgleichung der Lebensgegensätze gewahrt, ob der Sinn des Reinen sich selbst in der Heiterkeit seiner Umgebung zu finden strebt — Alle durchströmt bei dem alltäglichen Ausrufe: ins Freie, eine Fülle der süßesten Ahnungen.

Und wie könnte dies auch anders sein?! Natur und Geschichte sind ja die Mächte, denen sich das Leben des Einzelnen nicht entziehen kann. Und ehe noch die geschichtlichen Mächte: die Erziehung der Familie, die Einflüsse der Gesellschaft, die Macht des Zeitgeistes, auf das Individuum wirken können, haben sich längst schon die natürlichen Gewalten des Klimas, der Ernährung

und Athmung in ihm geltend gemacht. Ja diese Naturbedingungen, indem sie den Culturverlauf eines Volkes begünstigen oder hemmen und in den Eltern selbst bestimmte Repräsentanten seiner Cultur haben, gelangen überdies auf geschichtlichem Wege in das Werden der Individualität. Ehe er noch das Licht erblickt, ist der Einzelne, obwol dem Wesen nach allen Menschen gleich, doch für die Erscheinung desselben, also für das wirkliche Leben, durch die natürlichen und geschichtlichen Bedingungen, die auf sein Werden mitwirkten, von allen Anderen unendlich unterschieden. Der Mensch ist bei seiner Geburt schon Individuum, und er ist es dadurch, daß sich an ihm die unzähligen Voraussetzungen der Natur und Geschichte concentrirten, deren Einigung, weil in einem Lebenden vorgehend, keine aggregirte Summe sondern ein unscheidbares Ganzes wird. Dieses Ganze, diese «geprägte Form, die lebend sich entwickelt,» hat Goethe mit dem sokratischen Namen den Dämon des Menschen genannt, Andere nennen es das Herz, wir ziehen es aber vor, es wegen der innerlichen Einigung, welche die äußeren Existenzen durch ihre Einflüsse im Menschen gewinnen, die Innigkeit zu nennen.

Die Innigkeit ist uns demnach der Kern des individuellen Lebens, in welchem die allgemein-menschliche oder geistige Anlage sich zur Erscheinung bringt. Die frühern äußeren Einflüsse der Natur und Geschichte sind in der Innigkeit bloße Momente derselben, sie machen sich als Triebe geltend, als Nahrungs- und Gesellschaftstrieb und wie sie sonst heißen mögen, und die Einigung des Innigkeitsmomentes mit dem ihm äußerlich Entsprechenden ist der Genuß. Zahllose Fäden sind es demnach, an welchen des Menschen Thätigkeit zum Leben der Natur und Geschichte hingezogen wird, und ebenso zahllos die Richtungen, in welchen die Innigkeit ihrer inneren Einheit gemäß die Welt umzubilden strebt. Weil aber die Natureinflüsse die früheren und darum mächtigeren sind, und weil sich ihre Macht noch dadurch steigert, daß sie mittelst der geschichtlichen einströmen, so ist es freilich begreiflich, daß der Lebensmüde ins Freie sich sehnt, um im Schoße der Natur auszuruhen, und daß die Sehnsucht nach

gestaltender und umgestaltender Selbstbethätigung den Lebenskräftigen ins Freie treibt. Ins Freie der Natur, wo der Lebenskeim die Erdscholle sprengt, und der eingepuppte Wurm die Hülle zerbricht, um als Schmetterling die Form zu gewinnen, aus der er seinen Ursprung genommen, ins Freie, wo tausend Stimmen den Menschengeist anflehen: gib mir von deiner Innigkeit, damit ich mich sehe in deinem Auge, mich höre in deinem Ohre, mich fühle in deinem rascher pulsirenden Herzen.

Doch nur, wer die ganze Stimme der Natur heraushört, dem wird sie zur Harmonie. Nur wer mit dem Ganzen seiner Innigkeit an die Natur heranschreitet, dem wird sie ihren Brautschleier lüften, ihr Heiligthum erschließen. Sowie nur jener, der von der Idee der Menschheit erfüllt ist, in der Geschichte den ruhigen Fortfluß und die Entwickelung der Menschheit, keine bloße fable convenue, kein rhapsodisches Auf- und Niedertauchen reiner Zufälligkeit erblicken wird. Nur wer von innerer Harmonie getragen das Bedürfniß derselben auch in der Außenwelt fühlt, wird sie da zu finden und zu schaffen suchen. Jeder Andere wird im Glitzern des Krystalls, dem Dufte der Blumen, den krausverschlungenen Sternenbahnen, und der Thiere wimmelnder Regsamkeit nur unverständliche Räthsel erblicken, sowie ihm das Sausen und Weben der Geschichte wie ein unsinniges Wirbeln erscheinen wird.

Zwar scheint es überflüssig zum wenigsten wo nicht geradezu lächerlich, irgend eine Energie und einen Ernst an die Natur zu wenden und Innigkeit dorthin zu tragen, wo nur äußere Reize, diese aber in ungemessener Fülle dem Gelüsten nach allen seinen Momenten winken. Scheint ja die ganze Natur ein Prachtsaal voll Leckerbissen zu sein, durchstrahlt von der glänzendsten Beleuchtung, durchrauscht von üppigster Musik, durchgaukelt von den lockendsten Gestalten, und Alles scheint den Genußsuchenden ordentlich zu bitten, zuzugreifen und sich zu laben. Allein hinter dieser gleißenden Oberfläche zeigen sich leider sehr unerquickliche Kehrseiten. War auch die Ouverture ein Tutti von Sirenenklängen, Becherschallen und üppigen Tanzgewinden, so mag gar

leicht im Finale der Apotheker erscheinen, der im Blumengarten herumspäht

«Um die Eigenschaften,
Die da haften
An den schönen Sachen,
Auszumachen;»

und in solchen höchst unbehaglichen Nachspielen, die der Perser bidamag-buden titulirt, mag das ganze Lustspiel der Genußsucht so abgeschmackt erscheinen, daß

«Wird zu Hustern
Aller Nachtigallen
Liederschallen;
Und die Rosenhecken
All vor Schrecken
Werden leichenfarber
Als Rhabarber.» (Rückert.)

Wenn aber auch nur der sogenannte Grüne solcherlei Zuständen preisgegeben ist, nur jener die zerschundene Hand verdrießlich zurückzieht, der so ohne Weiteres die Rose brechen wollte, so wird doch auch die ganze Richtung des Menschenlebens, welche im Grunde von derselben Ansicht ausgeht und die Natur als bloßes Mittel für die Befriedigung des momentanen Bedürfnisses behandelt, zuletzt zu keinem verständigeren Resultate gelangen. Wem die Naturexistenz nur um der momentanen Befriedigung willen gilt, der wird gar leicht zur Mishandlung derselben verleitet werden. Und wenn wir auch ferne von jener Sentimentalität Indiens uns halten wollen, welche Bettler miethet, um sie zum Futter für Hospitäler des Ungeziefers zu verwenden, so können wir doch nicht umhin, darauf hinzuweisen, wie ein maßloser Gebrauch oder besser Misbrauch der Natur sich rächend gegen den Menschen wendet. Wir werden zwar nicht über jeden Baum jammern, der dem Ackerbau Platz macht, und auch schwerlich den Hasen um Vergebung bitten, ehe wir ihn den Weg des Fleisches durchmachen lassen; allein wenn auch die Cultur, welche nur ein höheres menschliches Leben zum Ziele hat, unzählige Naturexistenzen als Opfer fordert, so kann sie doch nie schonungslos gegen Alle verfahren, weil sie sich sonst selbst unmöglich macht. Wir

wollen hierbei nur auf so viele Landstriche hinweisen, welche durch thörichtes Cultiviren, Entwalden, Entwässern u. s. w. völlig culturunfähig geworden sind. Die Urenkel erst erfahren es, was die Vorväter verbrachen, und gar oft mögen sie jenes Thun beklagen, was von den Zeitgenossen als ein ehrwürdiges Unternehmen gepriesen wurde; sie mögen einstimmen in die Worte (A. Grün) über Wigbert's Culturthätigkeit:

«Beim ersten Schlag des Beiles, o hätt' er da gelauscht,
Wie durch den Wald ein Klagen verhallt und ängstlich Trippeln rauscht.
Es war der Wald voll Leben ein dichtbevölkert Reich!
Nicht ahnt beim frommen Werke Herr Wigbert,
Daß die Natur auch weint, daß Wunden sei'n, die nicht bluten,
Und durch den Weltenäther viel ungeahnte Klagen fluthen.
Nur feinre Sinne belauschen den Odem der Natur,
Sie hören aus jenen Glocken ein tiefes Weinen nur.»

Jene Culturrichtung also, welche in der Natur momentane Genußmittel sucht und will, daher ihre Existenzen bis zum Unmaße der Mishandlung oder nach dem Belieben einer willkürlich gestalteten Ansicht zwingend behandelt, macht am Ende sich selbst unmöglich und beweist die Ohnmacht einer vom innigkeitslosen Bedürfnisse geleiteten Thätigkeit. Zu demselben Gegentheile ihrer selbst gelangt aber auch jene falsche Wissenschaftlichkeit, welche ihre Abstractionen auf die Fülle des Naturlebens überträgt.

Es trifft diese verständige Wissenschaft freilich auf ihrem Wege gar herrliche Baue an, und gar zu schwer ist er auch nicht zurückzulegen. Es kommt nur darauf an, in den unterschiedenen Existenzen ein Gemeinsames und zwar Jenes hervorzuheben, welches am schärfsten in die Augen springt, und die Magnetnadel ist gefunden, welche zum sicheren Port der Einheit des Alls leitet. Der Verstand hat an diesem gefundenen Gemeinsamen das Gesetz, dem sich die Lebensfülle ohne Widerrede fügen muß, und von solcher Selbstgewißheit durchdrungen, löst er das Gesetz am liebsten von der verwirrenden Erscheinung ab, und handhabt es um so leichter als eine Formel, die sich mit anderen Formeln in Beziehung setzen, und wieder nach Ausscheidung des Unterschiedenen als Baustein des Einen Systems der Natur verwenden läßt.

Wie hübsch ist es dann, wenn man Alles wägen und berechnen, numeriren und classificiren und die Lebensformen im Weingeist aufbewahren kann. Ein solcher Naturforscher wandelt in der Natur wie in einem sauber eingerichteten Naturaliencabinet herum, und wenn auch nicht, was zwar Schade genug ist, unter den vielen überflüssigen Blättern der Pflanze Eines zu finden ist, das zur Erleichterung der Uebersicht mit Cl. Ord. Gen. Sp. beschrieben wäre und unter den mannigfaltigen Auswüchsen des Thieres nicht auch ein derartiges den Anfänger unterstützendes Einquartirungsbillet sich befindet, — er, der Naturforscher, hat doch die stolze Befriedigung Alles, was da fleugt und kreucht auf Erden, als ein zweiter Adam registrirt zu haben.

Diese Freude an der Herrschaft und hergestellten Ordnung der Schöpfung kann aber nur für die überaus Selbstgewissen auf die Länge dauern, der minder stolze Verstand wird durch stets neue Entdeckungen des ewig wechselnden Lebens gar bald aus seiner Siegessicherheit geweckt. Er wird Correcturen und Nachträge zum Systeme zu liefern gezwungen sein, und wenn sich auch eine derartige Verirrung, daß die Spitzmaus possirlich genug zwischen Nashorn und Pferd mitten unter die Lastthiere gestellt wurde (Linné's System von 1740), leicht gut machen läßt, so verlieren doch die bändigenden Formeln nach und nach ihre ganze Gewalt. Da kommen die paradoxen Schnabelthiere, die fluglosen Strauße und Casuare, da schneien in die festgestellten Gesetze des Himmels ordnungslos und doch periodisch unzählige Sternschnuppen hinein. Das Gewissen beginnt sich zu regen, wenn der Forschende gewahr wird, wie er Verwandtestes in heterogene Classen stellte, und wieder Heterogenes in einer Classe zusammenwachsen ließ, wenn sich dem stolzkrystallisirten Systeme eine Menge von Gattungen gänzlich entzieht. Die Ausnahmen sind das Kreuz, an welchem die abstracte Verständigkeit gequält wird, während sie doch selbst das ganze Naturleben an das dürre Holz ihrer Formeln verfestigen wollte. Und da es der Ausnahmen *so viele* als neue Erlebnisse gibt, und diese eben in jedem Momente des Lebens neu werden, so mag selbst der hochmüthigste Verstand am Ende

an jenem Einigungsstreben nicht blos, sondern, weil er ins Zweifeln gekommen ist, an jedem Eindringen in die Mysterien der Natur verzweifeln und de- und wehmüthig klagen:

«Ins Innre der Natur
Dringt kein erschaffner Geist;
Zu glücklich, wem sie nur
Die äußre Schale weist!»

Freilich mag auf diesen Hochmuth der Demuth der Dichter zürnend losfahren und erwiedern:

«Natur hat weder Kern noch Schale,
Alles ist sie mit Einem Male!»

Denn das ist ja eben das Charakteristische der dichterischen und künstlerischen Anschauung, daß sie die Scheidung zwischen einer blos verständigen Einheit und einer nur den Culturbedürfnissen dienenden Vielfältigkeit, jenem Kern und dieser Schale der Natur und ihrer Existenzen, durchaus nicht kennt. Dieses dichterische Schauen erschließt den Weg zur Harmonie des Menschen mit dem All der Natur, in welcher die Natur alle Fremdheit für ihn verloren, nachdem sie von dem vollen Lebensstrome seiner Innigkeit ergriffen und durchdrungen wurde; — ein Weg, auf welchem, wie das Märchen erzählt, der lebensforschende Knabe Hiacynth sein Rosenblüthchen findet. Er führt mitten zwischen dem Bedürfnisse und der Verständigkeit hindurch über beide hinaus in das Reich der wirklichen Innigkeit, weil er von dem Grunde derselben, von der Ahnung ausgeht, daß in der unmittelbaren Umgebung des Menschen, in der Natur, wie sie sich ihm als Landschaft darstellt, die entsprechende Erscheinung für die Innigkeitszustände zu finden sei, und weil sich über alle hindernden Abgründe desselben die Sehnsucht wie eine überbrückende Schlange furchtlos hinüberschwingt.

Doch sind nicht alle Perioden des Lebens diesem Heraushören der ganzen Naturstimme, diesem Ergreifen der Landschaft mit ahnender Innigkeit gleich günstig. Wir können im Leben des Einzelnen und ganzer Völker nur jene Phasen, auf welchen nur Ruinen einer vergangenen Culturperiode und noch keine Bauten

einer neuen Zeit den Sinn umgeben, als solche bezeichnen, wo er in der Landschaft ein Verwandtes sucht und findet, gerade wie der Alltagsmensch nur zwischen seinen Geschäften ins Freie flüchtet, um sich zu erholen und zu kräftigen im unmittelbaren Leben. Denn bei dem Einzelnen wie bei ganzen Völkern lassen sich zwei Perioden unterscheiden, in welchen der Mensch sich zur Landschaft, und als solche ist ihm die Natur unmittelbar und als ein Ganzes gegeben, in eine minder innige Beziehung setzt, sie mehr als Scenerie des Dramas, worin er die Hauptrolle spielt, behandelt, und zwischen Beiden zieht sich eine dritte hin, in welcher allein er die Landschaft nicht als Hintergrund menschlicher Erlebnisse, sondern als ein so innig Verwandtes betrachtet, daß er sich ausschließlich auf sie zurückzieht.

Die erste dieser Lebensperioden möchten wir die der kindlichen Unbefangenheit nennen, und sie währt so lange, als überhaupt noch kein Bruch des Menschen mit seiner Umgebung, kein Zerfall seiner Lebensgeschichte mit der der Welt eingetreten ist. In solchen naiven Zeiten wird ihm natürlich nur das für wichtig gelten, was in irgend einer Beziehung zum menschlichen Geschehen steht, und die Landschaft ihn nur interessiren, inwiefern sie an das Menschliche anklingt oder um dasselbe entsprechend gruppirt ist. Und weil sein Sinn völlig unbefangen ist, wird er das, was er der Landschaft entnimmt, mit später nicht mehr herzustellender Einfachheit und Treue wiedergeben. Solche höchste Naturwahrheit finden wir bei den Indiern durchgängig, bei den Griechen, den Minnesängern, so lange noch keine Entzweiung der Interessen eintritt. Die tiefgefühlten Bilder in Kalidasa's Wolkenboten, in der Ilias und Odyssee, in Pindar's Hymnen, den Freudenjubel der Minnesänger über das Kommen des Frühlings kann eine spätere Zeit kaum nachfühlen, vielweniger wieder so herstellen. Charakteristisch für diese völlige Naivetät der Anschauung ist es, daß sie das dem Menschen unmittelbar näher scheinende Thierleben auch mehr in ihre Schilderungen einbezieht. Weniger naiv zwar, aber doch noch immer in diesem Tone gehalten, ist jene Behandlung der Landschaft, wo sie nicht mehr wie früher als einstimmender, sondern als contra-

stirender Hintergrund behandelt wird. In dieser Weise läßt Sophokles den Chor die Lieblichkeit von Kolonos preisen, wo

Häufig flatternd die Nachtigall
In helltönenden Lauten klagt
Aus den grünenden Schluchten,
Wo weinfarbiger Epheu rankt; —
Tief im heiligen Laube des
Gottes, dem schattigen früchtebeladenen,
Dem stillen rc.
Hier im schönen Geringel blüht
Ewig unter des Himmels Thau Narkissos,
Der altheilige Kranz der zwei
Großen Göttinnen; golden glänzt Krokos rc.
Gewaltig aufblüht in dieser Landschaft
Mein sproßnährender blauschimmernder Oelbaum rc. rc.

Und in dieser heiteren, blüthengeschmückten, friedenerfüllten Umgebung tritt das Bild des schuldbeladenen schuldlosen Dulders, der selber diese Herrlichkeit nicht einmal sehen kann, um so ergreifender entgegen. Allein, wie gesagt, der naive Charakter der ersten Periode ist auch hier durchaus eingehalten, indem es in dieser reichen Landschaftschilderung doch nur auf das Unglück des Oedipus und seine tiefere Darlegung ankommt.

Ebenso wird in der letzten Periode einer Bildungsrichtung die Landschaft wieder nur zur bloßen Scenerie, zur umgeschaffenen Umgebung einer mit ihren geschichtlichen Aufgaben völlig ins Klare gesetzten Menschenlebendigkeit. Denn der männliche Ernst solcher Zeiten wird sich nicht für vollendet halten können, so lange er nicht in der Natur sich ein völliges Abbild seiner Innigkeit ausgeprägt hat. Der reine Ormuzdiener wird sich des lichten Sieges erst dann recht erfreuen, wenn er in einem selbstgeschaffenen Paradiese wandelt, und der welterobernde Römer wird nur in einer Villa sich völlig heimisch fühlen, deren Inneres den geordneten Staatshaushalt und deren reichgeschmückte Umgebung ihm die Produkte aller Zonen, die seine Legionen bezwangen, vors Auge bringt. Ueberhaupt wird immer die Naturumgebung zur selbstgedichteten Landschaft oder zum Garten, wenn die Culturthätigkeit ihren allbegründeten Gipfel erreicht hat. Und wie sich dieser männliche Ernst in der Gartenlandschaft einen

würdigen Hintergrund für seine energische Thätigkeit herstellt, so wird er auch die einzelnen Existenzen als Elemente des humanen Lebens in seine Innigkeit vertiefen, um sie zu leuchtenden Kunstwerken umgebildet in die klare Welt seines Wirkens hinzustellen. Sei es aber, daß die ganze Umgebung zum Garten, sei es, daß die einzelnen Existenzen zu Kunstwerken geworden, in beiden Fällen ist die Unmittelbarkeit der Natur in ein so friedliches heiteres Verhältniß gesetzt, wie sie es für die kindliche ungebrochene Anschauungsweise war. Und der Mensch macht sich in diesen beiden Perioden der kindlichen Naivetät und des männlichen Ernstes nur beiläufig mit der Landschaft zu thun, er und die Handlungen seines Geschlechtes, menschliches Mitfreuen und Mitleiden sind das Erste und Letzte seiner Innigkeit.

Anders jedoch verhält es sich in jenen Zeiten, wo die Unbefangenheit des Gemüthes durch den Widerstoß der Welt und ihrer Geschichte gebrochen wurde, und der Friede, der nur Folge des härtesten Kampfes und der tiefsten Zerrissenheit sein kann, noch nicht erreicht ist. Und solche Zeiten erlebt der Einzelne für sich, wenn er zum ersten Male aus der Pietät des Familienlebens scheidet, er erlebt sie für seine Zeitgenossen, wenn in ihnen Allen die Pietät für eine überlieferte Bildungsstufe zerbrochen ist, wenn er sich als Ruderer und Steuermann zugleich compaßlos mitten in der wogenden Wasserwüste einer völlig aufgelösten Welt findet. Da in seinem Innersten sich vereinsamt fühlend, weil keinerlei Anklang an die Ahnungen seines Gemüthes in den verwitternden Ruinen des Menschlichen sich wecken läßt, von einer Gesellschaft zurückgewiesen, die trotz des Mene Tekel Upharsin, das in allen ihren Prunksälen gespenstisch dräut, noch immer gern die Schminke für Rosenblüthen ausgeben möchte, ja die sich selbst belügt, indem sie auf dem unterwühlten und durchgetretenen Boden für ewige Zeiten ihr Reich gegründet zu haben meint, — in solcher inneren Oede und äußeren Trostlosigkeit wendet sich der Mensch an die Natur, um in ihrer menschenbefreiten Lebendigkeit sich wenigstens als Einsiedler über sich und sein Sollen und Wollen ins Klare zu setzen. Und da ist es auch, wo er der innerlich Gährende

mit dem rastlosen Ringen der Natur nach menschlichen Dingen sich völlig Eins findet, wo die Landschaft ihm alle ihre Geheimnisse erschließt, weil ja all ihr Reichthum nur der Aufnahme ins Gemüth geharrt hat, um in seinen Tiefen ihren Grund, in seiner Wärme den Trieb, in seinen Fluthungen das Pulsiren ihres Lebens zu erhalten. Dieser süße Zauber des Dämmerwebens, in welchem Geben und Nehmen nicht zu scheiden sind, ist es, welcher die Ahnung des Menschen umfängt, und mit den lockenden Banden der Sehnsucht immer wieder an die Natur zieht, wenn die Menschheit nur Qualen für die Innigkeit bereit hält, und jede ihrer Blüthen nur als Passiflora, die alle Marterwerkzeuge und Wundenmale des Herzens zur Schau tragen muß, in ihrer Mitte duldet.

Und möge diese zerfallende Welt immerhin noch so viel Macht und Ueppigkeit zur Schau tragen, daß der Einzelne nur zuzulangen braucht, um mehr als genug nach der Meinung der Leute für ein beglücktes Leben zu erhaschen, — wer einmal die Fäulniß aller Früchte erkannt, wird sich nicht heimisch fühlen auf dem Boden, auf dem sie wachsen. Ihre Blüthen selbst sind schon von dem Pesthauche durchsogen, der Alles erfüllt, und lieber wendet er sich (Basil. M. Homil.) zu den «ewigen Blüthen des Himmels», den Sternen, die in unnahbarer Hehre und ewiger Herrlichkeit glänzen, und, den vergifteten Strömungen der Gesellschaft entfliehend, wird er zur Schönheit des Meeres sich flüchten, und sie preisen, «wie sie vom Hauche der Lüfte sanft bewegt vielfarbig bald weißes, bald blaues, bald röthliches Licht zurückwirft, wie sie die Küste liebkost in ihren friedlichen Spielen». Und die wogende Waldwildniß vom mächtigen Strome durchschlängelt wird dem Blicke aus reiner Bergeshöhe mehr Innigkeitselemente bieten, als sie das reichste Erbe einer absterbenden Humanität gewähren könnte. — Und möge der zerfallende Bau der romantischen Welt, in dessen noch festgegründeten Hallen das Gemüth für jede seiner Regungen ein Gemach oder wenigstens ein Ruhewinkelchen gefunden, mit all seinen Düften und Klängen und Schaunissen locken, — was dahin ist und vergangen, das kann nicht das

Höchste des Herzens sein, erwiedert der Mensch, und lenkt um so unaufhaltsamer seine Schritte dem Naturleben zu, als ihm dieses so lange als ein Fremdes galt. Da kann er nicht müde werden, all den Zauber zu verkosten, und wenn ihn wie einen Columbus der Undank in den Kerker sendet, klagt er nicht übers Gefängniß und die Bosheit der Menschen, sondern nur über sein Scheiden aus einer Natur, die so viel bisher Ungeahntes und erst durch ihn entdecktes Ueppiges und Gewaltiges, dem Herzen so theuer Gewordenes zu bieten vermag. Weder der Glanz eines Hoflebens, das alle Bildungsstrahlen um einen mächtig und weit wirkenden, ja weltbeherrschenden Regenten sammelt, vermag den ahnenden Sinn zu fesseln, noch die Schwermuth einer thatenlosen in Kleinmeisterei zersplitterten Zeit, ihn zu erdrücken, sobald er einmal mit Ekel die Leerheit jener sogenannten geistreichen Formen als Roccoco erkannt hat, oder nur Ein Aufblitzen gewahr wurde, hinter dem ein alles Philisterium zertrümmerndes Gewitter kommen muß. Und wenn er dort mit der Emphase seines Volkes ruft: retournons à la nature! und dessen prächtigen Stil, der er selbst geworden, mitbringt, wird er, sei es, daß er in die Wildnisse von Natchez sich zurückzieht, oder das Thierleben schildert, oder in der Fülle der tropischen Lebendigkeit das Aufkeimen des Gemüthes beobachtet, seine Versenkung in die Naturgeheimnisse so darstellen, daß der Reisende (Humboldt: über Paul und Virginie) gestehen muß: «Dort nun in dem stillen Glanze des südlichen Himmels, oder wenn in der Regenzeit am Ufer des Orinoko der Blitz krachend den Wald erleuchtete, wurden wir von der bewunderungswürdigen Wahrheit durchdrungen, mit der in jener kleinen Schrift die mächtige Temperatur in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit dargestellt ist.» — Und der Andere (Forster), wieder aus der alltäglichen Erbärmlichkeit seines Volkes zur Heiterkeit und dem Stillleben der Südsee flüchtend, wird so eindringlich davon zum Herzen sprechen, daß er Tausende seinen Wegen nachziehen macht. Oder er wird, den tiefen Blick der Landschaft zuwendend, dieselbe so in Worte zu übersetzen wissen, daß ein kurzes: Kennst du das Land! im Busen Aller als: Dahin, dahin! weit wiederklingt, ein «Das

Wasser rauscht, das Wasser schwoll» ringsum die Kühlung und Lösung des Feuchten «bis ans Herz hinan» schwellen macht, — und bei dem «Wer reitet so spät durch Nacht und Wind» alle Gemüther sich schaudernd und bange in sich zusammenziehen.

So vermag also das Gemüth, sei es, daß nur eines Einzelnen Zerfall zwischen Herz und Welt ihn zur Natur getrieben, sei es, daß dieser Einzelne Ausdruck einer ganzen Zeitrichtung ist, in derselben, wie sie als Landschaft sich vor ihm darlegt, Linderung, Versöhnung und Kräftigung zu finden. Und wenn er anfangs nur als scheuer Flüchtling sich geberdet, wird er am Ende nicht nur für sich, sondern auch für alle Gleichbewegten eine Anschauungsweise sich holen, welche dem Gemüthe zum ferneren Schaffen Muth verleiht. Wie sehr aber auch die anderen Elemente zur bestimmten Gestalt einer Landschaft beitragen, Ton und Haltung, ja erst Eigenthümlichkeit erhält sie nur durch die Pflanzen, ihre Gruppirung, ihre regere oder gehaltenere Lebendigkeit. Daher ist es vor Allem das Pflanzliche einer Landschaft, an welches die Innigkeit in ihrem geheimen Hervorwachsen aus dem Schutte einer zertrümmerten Geschichte sich anschließt. Was Martius über eine ganz bestimmte Gegend (Südamerika) sehr schön sagt, hat eine allgemeine Giltigkeit. «Die Pflanzen sind das Kleid der Erde; durch die Unveränderlichkeit ihres Wohnortes, durch die Leichtigkeit ihrer Vermehrung und Fülle, womit sie sich hier ausbreiten, endlich durch den magischen Einfluß, welchen sie überhaupt auf das Gemüth des Menschen ausüben, werden sie gleichsam der Abdruck des ganzen Lebens in diesem Welttheile. Die Thiere, unstät hin- und herschweifend, scheinen in dem gewaltigen Stillleben der Vegetation mit einer untergeordneten Rolle zufrieden.»

Und in der That, wie nahe die thierische Lebendigkeit zur menschlichen heraufrücken mag, es wird zu viel des Beweglichen in ihr sich vordrängen, als daß sie fester Landschaftscharakter werden könnte, wogegen die Starrheit des Felsen und die Gleichheit des Meeres zu wenig Charakterisirendes für die Lebensbewegung irgend einer bestimmten Gegend darbietet. Nur die Pflanze hat

einerseits so viel Beharrliches in ihrer Gestaltung, daß man an ihr dieselbe Landschaft immer wiedererkennt, andererseits ist dieses Beharrliche nur Zusammenfassung der gesammten Lebensbedingungen, die in einer Landschaft zusammenwirken, daher die Pflanze dieses charakteristische Wirken und Bewegen aller Lebenselemente durch sich durchscheinen läßt. Daher ist der Pflanzencharakter Landschaftscharakter überhaupt und an den Grundzügen desselben läßt sich vor Allem die Grundrichtung eines bestimmten Welttheiles leicht erkennen. Cerealien, der Weinstock und Oelbaum sind daher (Vogel: Naturbilder) mit Recht als die drei Hauptbuchstaben der Europa charakterisirenden Cultur bezeichnet worden, denn «der botanische Name Europas muß mit Culturpflanzen geschrieben werden». Die Pinie, die Cypresse und der Lorbeer im freien Lande, der Granatbaum über Gartenmauern seine prunkenden Blüthen hinausstreckend, die Feige und Kaper an denselben und über sie breit sich hinüberlehnend, die Rebe in Guirlanden von einem Maulbeerbaume zum andern gespannt, der Epheu alle Trümmer überspinnend, — der Süden Europas steht vor unserem Auge. Und wir werden sogleich die nördliche Hälfte desselben Welttheiles vor uns sehen, wenn wir an die düsteren Nadelwälder oder die Laubwälder desselben mit farbewechselnden Blättern, an die immergrünen Wiesen und den nie sich gleichbleibenden Ackerboden denken.

Wie ganz anders gestaltet sich die Landschaft, wenn wie im südlichen Asien der Talapat (Schirmbaum, Corypha umbraculifera) sein Capitäl von Blättern, deren jedes dreißig Fuß im Umfang hat, hundertundfunfzig Fuß hoch in die Lüfte hinaufschießt aus Wäldern immergrüner würziger Laurineen und Garcinien, deren Grund mit üppigen Scitamineen bedeckt, deren Geäste vom Pfefferstrauche in riesigen Festons durchzogen ist, und wo von Zeit zu Zeit ein Baumungeheuer der Baniane (Ficus religiosa) dem Wanderer sich entgegenstellt. Wie prachtvoll das Alles ihm vorkommen möge, er wird sich doch eines Heimwehs nicht erwehren können, denn «vergebens sucht man in diesen Palmenwäldern nach der lachenden Schönheit, welche ein hellbelaubter Laubwald in unseren nor-

dischen Regionen darbietet, der kühle Schatten unserer Buchenhaine und das Heer der fröhlichen Sänger wird dort vergeblich gesucht.») (Meyen: Pflanzengeographie.) Noch eher mag er sich mit den schwimmenden Melonengärten (Baschtans) der mongolischen Stämme als mit Bekannterem, selbst mit dem Theestrauche Chinas oder dem arabischen Kaffebaume befreunden, welche, wenn auch exotisch, doch im bestimmten Oertlichen den allgemeinen Culturcharakter errathen lassen.

So wird auch die Fremdartigkeit, mit welcher schon die Menschen und Thiere Afrikas dem Europäer entgegenkommen, nur noch vollkommener in den Vegetationsbildern desselben empfunden. Ob es nun die spärlichen Vegetationsinseln, die Oasen der Wüste mit ihrer dürftigen Bedeckung von Dattel- und Dumpalmen (Phoenix dactylifera und Crucifera thebaica) und feinblättrigen Acacien, ob es die reicher bewässerten Thalgelände mit ihren Affenbrotbaum-Ungethümen (Adansonia digitata) seien, sie werden uns nicht anziehen und halten können mit heimischem Zuge. Auch der Farben- und Formenreichthum, mit welchem am Cap die Stapelien, die Agapanthus, Amaryllis, Strelitzien plötzlich den Boden überkleiden, wird uns nicht die anhaltend vorherige Dürre aus unheimlicher Erinnerung verdrängen, und die «Büschchen (Bosjes» aus Eriken und Proteen) in ihrer Blüthe Wälder für niedliche Elfen und zarte Sylphen (Vogel: Naturbilder) werden uns nicht so locken wie unsere Gebüsche, wenn sie auch Lichtenstein noch so anmuthig schildert: «Die Strauchgewächse sind hier gerade der Hauptschmuck der vegetabilischen Natur. Riesenhafte Haidestauden, meist mit rothen Blüthen von allen Schattirungen, schlanke Caprarien, Diosmen, Gnidien, Podalirien, Borbonien, Aspalathus und Philika-Arten, besonders aber die eigenthümliche Pflanzenform dieses Landes, Proteen, unter allen den unzähligen Umgestaltungen, die ihren Namen (von Proteus) veranstalteten, dennoch immer wieder kenntlich an ihrem silberfarbenen, oft wolligen Laube und an den großen Büscheln und Trauben, in welche ihre Blüthen zusammengedrängt sind: sie alle geben in der schönen Jahreszeit den reicher bewachsenen Anhöhen ein unbeschreiblich

reizendes Ansehen.» Selbst die Culturpflanzen (Oryza sativa, Sorghum vulgare, Poa abysinica), wie sie in den verschiedenen Gegenden Afrikas gebaut werden, sind nur stellenweise Anklänge an Europäisches, sowie unsere Rebe nur an den äußersten Enden diesen Welttheil (Cap und Canarien) zu unserm Verwandten macht.

Und so wird der Eindruck des Paradoxen, den das ganze polynesische Leben auf den Europäer macht, auch am vollkommensten durch seine Pflanzen wiedergegeben. Reichthum an Individuen, Armuth an Arten, überall auf weiten Gebieten die gleichförmigsten, zugleich aber auch die abentheuerlichsten Bildungen, die Wälder aus blattlosen Mimosen mit eingestreuten schachtelhalmförmigen Casuarinen aus kleinblättrigen Eucalypten und Melaleuken, die Exocarpen mit umgestülpter Kirschenfrucht, die Schattenlosigkeit und Durchsichtigkeit dieser Wälder, deren Bäume doch selten unter hundert meist hundertundsechszig bis zweihundert Fuß hoch sind, und von denen Kletterpflanzen bis hundert Fuß lang herabhängen, die baumartigen Farren bis zur Schuhdicke des Stammdurchmessers, die Culturpflanzen, die entweder nur von Baumriesen der Cocos nucifera oder der Artocarpus incisa herab oder unter der Erde wie die Tarowurzel (Caladium esculentum) ihre Früchte darbieten, Schilfformen (Phormium tenax), welche die festesten Gewebefasern liefern, — die Großartigkeit untergeordneter Formen, wie der parasitischen Rafflesia Arnoldi (auf Cissus angustifolia) mit prächtigen Blumen von drei Schuh Durchmesser, — das Alles erhöht die Stimmung, welche durch eierlegende Säugethiere und federlose Vögel aufs Wunderbarlichste gespannt wurde.

Gegen diese Fremdartigkeit der afrikanischen und Paradoxie der polynesischen Landschaften wird Amerika durch seine ganze Vegetation als eine zwar neue, aber doch mehr die Thätigkeit des Menschen weckende und nicht so wie die beiden Anderen abschreckende Welt charakterisirt. Denn seine Pflanzenformen sind geeignet, das höchste Interesse zu erregen und zu nähren, ohne doch dem cultivirenden Europäer als völlig Fremdes oder Unverständliches entgegenzutreten. Zwar mitten in das Gewühl eines südamerikanischen Ur-

waldes oder auf das Hochland Mexicos plötzlich versetzt, wird er sich etwas beengt fühlen in seinem Vorgehen. Auf dem stehenden Gewässer leuchtet blau die Blume der Victoria regia von vier Fuß im Durchmesser, aus achtzehn Schuh großen Blättern. An die Riesenbäume klammern sich die Lianen, welche Martius «gefräßige Ungeheuer in schauerlicher Einsamkeit» nennt; denn, zuerst auf eigenen Wurzeln stehend, ziehen sie sich zum nächsten Baume, umstricken ihn zum Ersticken, saugen durch überall ausgesendete Luftwurzeln sein Mark aus und überziehen, wo sie sich anlegen, ihre eigene Rinde abstreifend, wie mit einem Flüssigen sich anschmiegend, die Unterlage; dabei prangen sie, obwol oft giftig, mit glänzendem Laube und großen Blumen von üppiger Färbung. Zwischen dem Gezweige ranken farbenreiche Passifloren, duftende Paulinien, Bougainvillen mit rosenrothen Blumentrauben, Aristolochien mit düstergefärbten Blumenungeheuern. Zwischen den Baumriesen, welche von ihren Parasiten aneinander gekettet werden, baumartige Farren bis fünfunddreißig Fuß hoch, mit acht bis neun Fuß langen, im leisesten Lufthauche zitternden Blätterwedeln, und über diese Wälder oder über die Grasmeere, deren Halme oft an dreißig Fuß hoch, schenkeldick, grün oder silbergrau (Bambusa arundinacea) sind, ragen dann erst die Palmen (Ceroxylon andicola bis 180 Fuß) schlank in die Lüfte hinaus. Und sowie in dieser südamerikanischen Wildniß wird sich auch des Wanderers Gemüth in sich für Augenblicke zurückziehen, wenn er aus den Schauern einer Baranka auf das mexicanische Plateau heraussteigt. «Eine wunderbare Natur»! schildert einen solchen Anblick Sealsfield. «Die Bäume, die Felsen, die Terrassen schienen sich nach begeisternden Rhythmen zu bewegen, der Cerro links mit seinem hehren Waldkranze und seinen Felsenpartien, die wie Trümmer gigantischer Feenschlösser herabstarrten, das dunkle Grün der Erdbeerbäume, das helle der Zuckerfelder, das Gold, Silber und Ultramarin der Orangen- und Citronenhaine, das der glänzenden Bananen, der riesigen Chicapotes, alle umwunden von duftenden Vanillen und glühenden Convolveln und goldgelben Banisterien, wogend in den aufkräuselnden auseinanderstiebenden und wieder

wie zur Umarmung sich wölbenden Dünsten und Nebelbildern, bald vorschwebend, bald zurückweichend, eine Tänzerschaar.» Weiter die Yuccawälder auf nacktem Boden mit dem Silberbarte der Tillandsien behangen, mit Bromeliaceen überwachsen, die Agaven mit ihrem gewaltigen Blattpolster, aus dem der Blüthenschaft als eine mit Glocken behangene Pyramide hervorsteigt, endlich die grotesken Cactusformen auf den nackten Felsen gelagert. Alles das wird, wie gesagt, scheinbar dieselbe Fremdheit und Paradoxie darbieten, wie die Vegetation Afrikas und Polynesiens.

Allein unter den Epidendren findet er die aromatische Vanille, im Schatten der höheren Bäume die Theobroma cacao, deren junge Blätter rosenroth dann ins Dunkelgrüne übergehen, und die gurkenförmige goldgelbe Frucht durchschimmern lassen; die Wälder selbst bestehen streckenweise aus Cinchonen (Chinarindenbäumen), — überall also sind Anklänge an europäische Zustände, wenn auch an die Verfeinerung oder Uebersättigung der Cultur mahnend. Die prachtvollen Araucarien, 50—100 Fuß hoch, deren Wurzeln wie Riesenschlangen auf dem Boden kriechen, erinnern an unsere Nadelwälder, wie sie denn schon die ersten Ankömmlinge Piñares nannten, die Agave wenigstens an das Product der Rebe, und wer würde die schwebenden Schneegefilde der Baumwollenstaude, die Tabakpflanzungen Virginiens und gar die Kartoffel und den Mais nennen hören, ohne sich mitten in heimathliches Leben versetzt zu wähnen. Und so stellt die Landschaft den Charakter, in welchem sie vor Allem zum Menschen spricht, ihn heimathlich oder fremd sich fühlen macht, durch die Pflanzen, die ihrem Boden entkeimen, und deren bleibende Beschaffenheit lebendig dar.

Doch nicht allein das ganz allgemeine Behagen oder Mißbehagen, zu welchem die Landschaft den Menschen stimmt, rührt von dem Charakter ihrer Vegetation her, je nachdem diese ihn heimathlich oder fremd anspricht, sondern jede bestimmtere Beziehung, in welche sich die Innigkeit zu ihrer Naturumgebung setzt, erhält durch das Pflanzenleben ihre Haltung. Wo die Pflanze auf starrer Felswand nicht gedeiht, dort schauert auch das Gemüth

zusammen und zieht sich vor solchem Abstoße erschreckt in sich zurück. Und ebenso wird das Herz, wenn gestalten- und farbenwechselnde und doch so monotone, weil des geformten Lebens ermangelnde Weite des Oceans vor ihm sich hindehnt, in seine eigene unendliche Welt sich zurückziehen, wie dies Rückert erzählt:

Ich saß am Meer; und das Gewühl der Farben,
Das grüne Bunt um Berg und Wald und Flur,
Das Wechselspiel von Früchten, Blüten, Garben
War hinter mir geschwunden Spur um Spur.
Und wie dem Aug' die einzeln Farben starben
Im Grün der See und in der Luft Azur,
Empfand mein Herz, vergessend alter Narben,
Unendlichkeit der Lieb' und Sehnsucht nur.

Wer wird sich wundern, wenn die arme Flechten- und Moose-Vegetation der arktischen Zone, die noch dazu mehr als drei Viertheile des Jahres über vom Schnee verhüllt ist, das Gemüth des Menschen nur zu den ärmlichsten Bildungen und consequent zu den läppischsten Sagen, wie die vom Gotte Kutka, anregt? Und wieder, wem wird das Schwankende der indischen Trimurti unerklärlich sein, sobald er die Pflanzenlebendigkeit ihrer Heimath in Erwägung zieht? Wo riesige Pflanzenverflechtungen phantastisch vom Riesenbaum zum Riesenbaume sich schwingen, so daß man gar nicht scheiden kann, welche Prachtblume diesem oder jenem angehört, wo die Lichterspiele feingefiederter Farrenwedel, zerschlissener hellglänzender Musaceen, mächtiger Palmenblätter durcheinander flirren, wo ein Orkanstoß mit dem Fällen eines Stammes ganze Welten vernichtet, und zugleich in ihrer Fäulniß den Boden üppigsten Gedeihens herstellt, wo Gestalt nicht von Gestalt, Ertödten nicht von Beleben auseinanderzuhalten ist, dort wird man Wischnu's Avataren und zugleich das verstehen, daß die Gestalten des lebenspendenden Shiwa und des vernichtenden Mahadewa Einem Wesen angehören, das wieder kaum vom Urwesen Brahm unterschieden werden kann.

Der große Geist der indianischen Jägervölker ist nur dort heimisch, wo auf endlosen Prairien die feinen Gräser vom Fächeln der

Brise weitströmende Wellen schlagen, und wo die Blumenfülle der Astern, Clarkien, Rudbekien, Dahlien und tausend anderer so dicht verwebt ist, daß das Ganze nur einem gestickten Teppich gleicht, aus dem die Waldinseln von Bäumen eines Schlages wie eingefaßte Edelsteine hervorragen, wo also Ein das Mannichfaltigste zur ruhigen Einheit ausgleichender Eindruck den Sinn des Menschen endlos umgibt. Wer den geheimen Zauber, die süße Schwermuth unserer Waldungen gefühlt, wer nur einmal in sich nachtönen ließ, was Tiek sang:

«Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut
So morgen wie heut'
In ewige Zeit!
O wie mich freut
Waldeinsamkeit!»

der wird begreifen, wie die sinnigern Väter dorthin den Lieblingsaufenthalt der traulichen und gutmüthig neckenden Elfen verlegten. Er wird auch begreifen, wie ihnen im heißen über das weite Getreidegefilde gelagerten Mittagsbrande die Roggentrut erscheinen konnte, denn (Immermann)

«Im Mittagsbrande glühend stumm
Da gehen Mittagsgeister um.

Im Korne zwischen seinen Aehren
Durchschlich es mich besonders. Kehren
Die mannichfaltigsten Gesicht'
Aus ihm hervor die Blumen nicht?
Steht es nicht wie des Waldes Mauer
Und ladet zum Verborgnen ein?
Und lebt doch nur so kurze Dauer.
Die Ernte kommt, es fällt der Hain
Der schlanken Halmen, darauf sauset
Der Wind in Stoppeln, wo Nichts hauset.»

Und kennt ihr die Steppen des östlichen Nachbarlandes? Sie sind so flach, daß der Fluß wie ein übersättigter Wurm sich hin und her windet, ohne zu wissen, wo seine Bahn hinführt, nur da und dort ragt eine mogiła als Gedenkzeichen des Todes aufgeworfen aus ihnen hervor. Der Frühling überkleidet plötz-

lich mit dem heitersten Grün und tausenderlei Farben das ekle Braungrün, zwischen dem lange die zerfetzten Leichentücher vom Winter her nicht schmelzen wollten, und wieder mit einem Schlage ist der endlos klare Nachsommer in den düstersten Winter umgewandelt. Dem frischesten Sommermorgen folgt ein Nachmittag, wie ihn Lenau geschildert:

«Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düstre Wolke dort, so bang, so schwer;
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.

Vom Himmel tönt ein schwermuthmattes Grollen,
Die dunkle Wimper blinzet manchesmal,
So blinzen Augen, wenn sie weinen wollen,
Und von der Wimper zuckt ein schwacher Strahl.

Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel übers Haideland,
Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne lässig fallen aus der Hand.»

Und wieder nach dem Toben der Tumany, wie sie mit Millionen aufgewühlter Schneenadeln Menschen und Vieh zu wilder Flucht vor sich hertrieben, ein Sonnenuntergang, der alle Gluthen des Sommerlebens auf das ausgeglättete Schneegefilde hinzaubert. Wer wird in diesem Schwanken zwischen Lebensgluth und Todeserstarrung nicht den Upior (Vampyr) erkennen, der nicht leben kann und nicht sterben will, und seiner Schuld wegen nicht im Grabe ruhen darf, sondern mit dem Scheinleben dort die Lebendigen schreckt, wo immer sie das Gesetz des Lebens verletzten und um seine Wiederherstellung ringen, jene Gestalt, welche Mickiewicz (Dziady) kurz und treffend charakterisirt:

«Serce ustało, pierś już lodowata,
Ścięły się usta, i oczy zawarły
Na świecie jeszcze, lecz już nie dle świata
  Coż to za człowiek? Umarły!»

«Fest steht das Herz, und der Busen ist eisig,
Geschlossen die Lippen, die Augen verquollen,
Im Leben weilt er, doch nicht fürs Leben,
  Was für ein Mensch ist's? Ein Todter!»

Doch genug über die Stimmungen, welche das Pflanzenleben der Landschaft im Menschen weckt, und die Gestalten, zu welchen sich diese zusammendichten; Bestimmteres läßt sich darüber nur dort sagen, wo die Pflanzengestalt als solche zur Besprechung kommt. Es wäre hier im Allgemeinen nur noch darauf aufmerksam zu machen, wie irgend eine bestimmte Richtung der Innigkeit wieder in der Wahl dieser oder jener Pflanzen sich abspiegelt. Um sogleich an das am häufigsten Vorkommende zu erinnern, so darf man nur die Modepflanzen genauer betrachten, um an ihrem Wechsel auch den Wechsel der sie ergreifenden Stimmung gewahr zu werden. Eine Zeit z. B., welche alle Eigenthümlichkeit am Menschen abzuschleifen liebt, wird auch duftlose Blumen für den Schmuck ihrer Gärten und Salons erklären, und aus den duftenden nur jene zulassen, welche wie die Orchideen so absonderlich eigen sind, daß sie zu der erkünstelten Eigenthümlichkeit eines modrigen Roccoco und dem widrigen Pa-tschu-li zusammenstimmen. Sie wird die Bäume zu starren Wänden verschneiden oder die schlappen Formen der Absterbenden als Reflex ihrer Sentimentalität wählen. Dagegen wird man unwillkürlich an eine kernige Gemüthlichkeit erinnert, wenn hart an dem Häuschen, das auf frischgrüner Waldwiese hingestellt wurde, der Tannenbaum stehen gelassen wurde, damit er auch im härtesten Winter (Heine) «mit grünem Finger ans niedere Fensterlein» poche und an den sicheren Frühling mahne. Gelbveiglein und Monatsrosen auf dem Fenster! Wer denkt sich nicht hinter den blendendweißen Gardinen ein blondes Mädchen, das zum emsigen Nähen seufzt:

«Da bin ich, ach! mit der Liebe mein,
Mit Rosen und Gelbveigelein,
Dem ich Alles gäbe so gerne,
Der ist nun in der Ferne!» (Uhland.)

Welch kräftiges Behagen wieder, wo der «mächtige Wallnußbaum mit seinen breiten duftenden Blattfächern in seiner stattlichen Höhe mit dem mächtigen Schwunge seiner Aeste» (Ritter: Mohnkörner) vor dem einstöckigen weitgebreiteten Hause

steht, an welchem die Rebe leicht und zierlich emporrankt. Wer ist da nicht an den Rhein versetzt:

«Er erzählt mit leisem Rauschen
Und die Reben stehn und lauschen.»

Es ziehen die Sagen vom Nibelungenhorte, vom abenteuerlichen Ritterthum und zarten Minnesange, von der Lurlei zaubermächtigen Liedern rauschend vorüber, und der Bürger, den nach solchen und noch drangvolleren Erlebnissen ein freies Vaterland umgibt, hebt den grünen Römer zutrinkend:

«Was der alte Rhein verkündet,
Fühlt ihr's! in der Rebe Blut!» (Sallet.)

Mit welchem vielleicht mitleidigen Lächeln werden die Nachkommen auf jene Tage zurückschauen, in welchen Alleen von Pappeln und Roßkastanien beliebt waren, weil jene ein rasches Wachsthum und diese noch dazu eine prächtig gleißende Blüte haben. Denn das hastig Ueberstürzende, den Schein und die Schlagworte Liebende, wenn auch schnell danach das widerliche Welken die ganze Sommerfreude vergällt, das Abstrakte, das Alles nur in Reih und Glied eines gleichen Maßes zwängen will, konnten wir als unsere Schande nicht besser als in solcher Wahl verewigen. Wir, die nur für den momentanen Genuß säen, und schnell die Actie mit hundert Procent verwerthet haben wollen, können freilich nur ausnahmsweise Linden oder Ahorn pflanzen, vergessend der Vorväter Sinn, der über sein Grab hinaus auf die Enkel dachte, damit sie selbst schon Väter mit ihrem reichen Kindersegen unter einem süßduftenden, breitgewipfelten Baume ausruhen, und sich erheitern könnten von dem ernsten Werke der Woche.

Doch, wie gesagt, genug solcher Specialitäten, sie gehören einem speciellen Theile an, und sollten eben nur andeuten, wie einerseits die Stimmung des Menschen durch den Vegetationscharakter der Landschaft geleitet wird, und wie andererseits die Innigkeit selbst ihre Gestaltung in der Wahl der Pflanzen und in solcher Umgestaltung der Landschaft abspiegelt; wie also

die Innigkeit an das Pflanzenleben im Allgemeinsten sich anlehnt. Der tiefere Grund für eine solche Wechselbeziehung, zu welcher sich die Innigkeit während der Periode des Ahnens und Sehnens, die zwischen der Naivetät des Daseins und dem Ernst ihrer vollen Verwirklichung liegt, entwickelt, kann erst dann erkannt werden, wenn das Leben der Pflanze selbst in seinen Grundzügen erfaßt wird.

Das Leben der Pflanze bewegt sich mitten inne zwischen dem blosen Dasein des Minerals und dem bestimmten Dichten und Trachten der Thierwelt, es wurzelt in Jenes finsteren Gründen, erhebt sich aber darüber ins Reich des Lichtes, ohne jedoch zur freien abgeschlossenen Beweglichkeit des Thieres zu gelangen. Es ist die Mitte des irdischen zum menschlichen Ziele sich hindrängenden Werdens, und wie es gegen das Mineral gehalten eine Verklärung des Irdischen ist, so daß man mit Recht sagen kann (Rückert):

«Auf tausend Blumen steht die Liebesschrift geprägt:
Wie ist die Erde schön, wenn sie den Himmel trägt.»

— so geht diese Verklärung doch nicht bis zum Selbstleuchten des thierischen Auges fort, sondern es ist an allen Punkten der Pflanze blos ein Ringen nach diesem unerreichbaren Ziele, daher ein beinahe beängstigendes Ahnen und Sehnen danach sichtbar, wie dies Pfizer ausspricht:

«Innerer Gluth geheimes Leben zucket hier in jedem Blatt,
In den Blumen eingeschlossen lodert ein verborgnes Licht,
Das in bunten satten Farben durch die Blätterschleier bricht.»

Zunächst gegen das Mineral gehalten, zeigt die Pflanze eine Selbständigkeit durch die Ueberwindung der Schwere, Beweglichkeit durch den Trieb des Starren ins Luftige hinaus, und Abgeschlossenheit dadurch, daß jedes ihrer Ur-Theilchen oder jede Zelle sphärisch durch ihr eigenes Centrum bestimmt ist. «Das dunkle Band der Schwere ist in den Verzweigungen des Pflanzenreichs gelöst und dem Lichte aufgeschlossen. Daher der Pflanze unendliche Liebe zum Licht, indem in ihr vorerst nur das Band der Schwere sich lichtet.» (Schelling.) Möge das Gestein in seinem

Vollkommensten, dem Demantkrystalle, die höchste Spannung bis zum Ausbeugen der Flächen treiben, möge das gediegene Metall in noch so feinen Adern und Fäden aus dem dunkeln Schachte hervorsprießen, — jener Dodekaeder ist keine runde Zelle, und dieses Metallgeäste ist dem Zuge der Schwere preisgegeben, und immer ist ihr Leuchten nur flimmernder Abglanz, nicht die eigenthümliche Sättigung der Farbe, welche die Finsterniß nur dann erhält, wenn sie völlig vom Lichte durchflossen wird.

«Der helle Glanz, der in dem Steine waltet,
Und ängstlich hin und her im engen Kerker bebt,
Ist frei und geistig dann, wenn sich der Kelch entfaltet,
Zum lieblichen Gedicht zerronnen und verschwebt.
Sehnsüchtig drängt er dann sich durch den grünen Schleier
Der zarten Knospe schon hervor
Und hebt zum reinsten Licht, zum ew'gen Sonnenfeuer,
Das einst ihn in den Stein verbannte, sich empor.» (Schulze.)

Erst dort, wo eine solche Sättigung des Finsteren mit dem Lichten dadurch vorbereitet wird, daß sich die irdische Starrheit mit lösender Feuchtigkeit verbindet und das Luftige in sich eindringen läßt, aber dann auch dort überall, wo das Irdische vom Feuchten durchwittert wird, ist die Geburtsstätte der Pflanze. «Hier erhebt sich das Leben aus der Finsterniß zum ewigen Lichte, und formirt es sich in den Willen seines ewigen Schöpfers. Wo der Abgrund des äußeren Daseins sich öffnet und die große Thräne quillt, da ist auch unmittelbar der nahrungsreiche Boden innerlicher Freuden. In dem schwarzen Trauerkleide grünt die Hoffnung, der irdische Staub und das irdische Wasser verwandeln sich in Holz und Saft eines unsterblichen Lebens.» (Schelver: Lebens- und Formgeschichte der Pflanze.) Könnte die Pflanze über diese durch sie vollbrachte Verherrlichung des Irdischen sprechen, sie würde es so thun, wie Sallet den Baum sich gegen den Bach und sein rastloses Eilen rühmen läßt:

«Schau, ich prange hier im Glanz,
Habe Licht in mich gesogen,
Lasse frei die Blätter wogen,
Wurzle fest und bleibe ganz.

Was du suchst, hab' ich zur Stelle,
Ueberall ist's weit und breit.
Schau nur, meines Leibs Gezelle
Greift hinaus zur Himmelshelle,
Badend in Unendlichkeit.»

Es ist demnach ganz richtig, wenn Nees von Esenbeck sagt: «Die Pflanzen bilden das südliche oder das Sonnensystem. Sie gehen in Zweige aus und sind selbst Zweige der Erde; sie streben dem Tage, dem Lichte entgegen, welches ihre Seele ausmacht, und ringen nach körperlicher Unvergänglichkeit.» Allein ebenso richtig ist es, wie er die Beschränktheit dieses Strebens schildert, wodurch dies zu einem blosen Ringen herabgesetzt wird: «Sie streben ins Erdall hinaus und kehren nicht in sich selbst zurück. Sie leben ohne Bezug auf sich selbst, sind lebendig ohne Leben.» Denn mit aller seiner Pracht ist das Pflanzenleben nur ein unklarer Traum gegen die wache Beweglichkeit und das dedicirte Thun der Thiere. Es fehlt ihm die Eine Seele, das Bestimmen aller Momente durch Eine Grundrichtung. Vielmehr hat die Pflanze zwei Seelen, eine, die sie im Finsteren festhält, und die andere, welche sie nach oben und nach allen Seiten dem Lichte entgegenzieht. Und möge dieser Drang nach dem Lichten noch so kräftig sein, möge sich am Baume Pflanze auf Pflanze aufthürmen, möge die Farbenherrlichkeit und der Duft der Blume als der Königin der Nacht ein Sehnen verrathen, welches man dem düsteren Stamme gar nicht angesehen hätte: — Alles das ist doch im finsteren Banne der Wurzel gebunden, und reißt auch die Blume ihren Stiel ab, so wird sie nicht als bunter Schmetterling sich frei in den Wogen der Lüfte schaukeln, sondern in ekler Fäulniß zu Grunde gehen.

Dieses Schweben des Pflanzenlebens zwischen zwei festhaltenden Polen ist es, welches die Sehnsucht des Menschen an ihr eigenes Wesen anmahnt, wie sie ahnend einer ihr dunkel gewordenen, weil zu Grunde gegangenen, Welt sich zu entziehen und sich in ein Gebiet klarer schöpferischer Energie emporzuschwingen sucht, dessen selige Einheit sie doch noch nicht zu erreichen vermag. Und noch einleuchtender wird es, wie die Innigkeit in der

Periode ihres Sehnens oder Werdens sich vorzugsweise dem Pflanzlichen der Landschaft zuwendet, wenn die Folgerung aus dieser Doppelstellung der Pflanze gezogen wird. Denn erreicht auch die Pflanze in ihrem Elemente der Zelle eine Abrundung, zu welcher sich das Irdische nie abzuschließen vermag, so kann sie doch, von zwei entgegengesetzten Richtungen angezogen, nie ein so abgeschlossenes Ganzes werden, wie es der Thierleib nach Zahl und Maß bestimmt darstellt. So lange sie lebt, muß sie wachsen und ist in dieser Entwickelung allen äußeren Einflüssen preisgegeben. Wo diese günstig hinwirken, dort schwillt der Pflanzenleib zum Knoten an und dieser, zur Knospe sich gestaltend, wird der Ausgangspunkt eines neuen vollständigen Pflanzenleibes. Kein Theil der Pflanze kann als dieses Vermögens, ein Ganzes aus sich zu gebären, beraubt angesehen werden. Und wenn diese unendliche Keimfähigkeit selbst in der Zusammenziehung der äußersten Pflanzenenden in den Blattwinkeln des Bryophyllum calicinum, der überall anwurzelnden Ranken des Epheus, der Erdbeere, und tausend anderer Fälle nicht zu gedenken, gefunden wird, da muß dem dichtenden Schauen die Aehnlichkeit mit dem Leben des Gemüthes sich aufdrängen, das da wächst, so lange es lebt, und unter günstigen Umständen jeden seiner Lebenspunkte zu tausendfacher Beseligung entfalten kann, und bei Uebersendung eines solchen Blattes kann (Goethe) mit Recht erinnern:

«Wie aus einem Blatt unzählig
Frische Lebenszweige sprießen,
Mögst in einer Liebe selig
Tausendfaches Glück genießen.»

Wie das Dasein und die Stellung der Pflanze an die ganze Lebensform der Innigkeit im Gemüthe anklingt und von der Pflanze überhaupt gilt, was J. Kerner von der Rose sagt:

«Siehe die Wurzel, sie liegt im schweigenden Dunkel begraben,
Einsam und finster, gehört diese der ewigen Nacht.
Oben entfalten sich drauf die grünen Blätter, die Dorne.
Bild der Erde sind sie, deutend auf Hoffnung und Schmerz.
Ob der Wurzel voll Nacht, ob grünen Blättern und Dornen
Prangt ein jugendlich Roth, blühet die Rose voll Glut.»

so ist dieses ans Gemüth Anklingende der Pflanze noch deutlicher, wenn die unendliche Lebenserzeugung derselben mit der Unendlichkeit der Innigkeit zusammengehalten wird. Wie Flechten und Moose dort den Boden überziehen, wo auf verwitterndem Fels ein Regentröpfchen haften geblieben, so mag eine Thräne das härteste Gemüth lösen, daß es das Grün der Hoffnung hervortreibt und sich für künftiges Blühen vorbereitet. Der Keim des Gefühles kann so gut aus tausendjährigem Vergrabensein, wie die Zwiebel aus Mumiensärgen zum frischesten Leben erweckt werden. Wie die verwitternde Lava, die meist die ganze Umgebung ertödtete oder zur Verzweiflung brachte, der fruchtbare Boden einer üppigen Pflanzenwelt wird, so «wächst aus der Asche ausgebrannter, untergegangener Trümmer eine neue Welt hervor.» (Charlotte Stieglitz.) Haut den Stamm um, die Wurzeln werden neue hervortreiben, und selbst das Abgehauene sich mit Blättern bekleiden und in die Erde gelegt neu sich bewurzeln, — mißhandelt das Gemüth, quält es halb zu Tode und seht, ob nicht das Gefühlsleben, welches solcher Bedrängniß entspringt, herrlicher, reicher sei denn je zuvor. «Wir Menschen gedeihen ja wie die Spargeln. Man sticht uns jede neue angeschossene Blüthenkrone ab, und wir schießen immer muthig fort, setzen aufs neue immer wieder an, bis das Gärtnermesser des Schicksals ermüdet ist, und unser geringer noch übrig gebliebener Rest an Triebkraft Raum gewinnt, noch einen wuchernden Blick in die Welt zu werfen und dann zu sterben, nachdem wir diese letzte Freiheit — die Freiheit des Todes — durch zurückgelassenen Samen für die Zukunft großmüthig erkauft haben.» (Gutzkow: Seraphine.)

Wie daher die Pflanze in ihrem Dasein und Werden durchaus an die Entwickelung der Innigkeit mahnt, welche, wir möchten beinahe sagen, den mikroskopischen Anfang des Fühlens, die Zelle des Gemüthes zum gewaltigen Baume emportreibt, der labenden Schatten und Wohnung für die Sänger des Himmels beut, so finden wir auch, daß immer und überall der Mensch in der Entwickelungsperiode der Innigkeit, in der der Sehnsucht sich ahnend und suchend dem Pflanzenleben zuwendet. Dem Kinde

ist die Pflanze nur ihrer Blüthe wegen Spielzeug, ihrer Frucht wegen Genußgegenstand, der ernste Mann wird sie nur nebenbei oder auch als Material seines Schaffens würdigen. In jenen Zeiten dagegen, wo das Leben in seiner Schwellung zugleich seine Gründe sich offenbart — und welche Periode des Lebens hätte nicht wenigstens Augenblicke dieses dichterischen Schauens? — wird die Pflanze als Abbild der Innigkeit auch zum Gegenstande der Ahnung und Sehnsucht werden. Wenn der Dichter mit Recht sagen konnte:

«Wo man singt, da laß dich fröhlich nieder,
Böse Menschen kennen keine Lieder!»

so können wir mit demselben Rechte sagen, daß es dem Gemüthe nur dort wohl werden mag, wo die Pflanze, nicht blos wie in China ihrer Nützlichkeit wegen und gleichsam auf Commando wächst, jede unbefugte aber ausgereutet wird, sondern um ihrer selbst, ihrer Form, Farbe und des Duftes wegen Gegenstand sorgfältiger Pflege ist. Schaut euch nur auf den Wohnplätzen um und seid versichert, es wird euch wie Scheu vor Roheit oder Philisterium beschleichen, wenn ihr nirgends Blumen auf den Fenstern findet.

Mit ihrer Entwickelung begleitet ja die Pflanze den Lauf des Jahres, und wie vom Schneetropfen (Galanthus nivalis) bis zur Zeitlose (Colchicum autumnale) ihre Glockenformen den Menschen an das Ewige im Vergänglichen kirchlich mahnen, so mag er am Ende eines solchen auch seines Lebensabschnittes ernster an Bedeutung und Ziel des Daseins gedenken, vielleicht düsterer sagen: «wie die Blume, so welkt, wie ein Traum, so schwindet und vergeht der Mensch» (ὡς ἄνθος μαραίνεται, καὶ ὡς ὄναρ παρέρχεται καὶ διαλύεται πᾶς ἄνθρωπος. Joannes Damascenus); vielleicht mit milderer Wehmuth das fallende Laub betrachten:

«O wie schön ist das Dasein eines Blattes!
Frühlingswind
Lind gewiegt hat es.
Angelacht vom sonnigen Blau,
Still genährt vom himmlischen Thau,

Nie von seinem Heimathsgau
In die Fremde verschlagen,
Hat es seinen Sommer gelebt,
Und nun schwebt
Es als freundlich bleiche
Schimmerreiche Leiche,
Unter des Windes Klagen
Vom Herbste zu Grabe getragen.» (Rückert.)

Und wie sehr nach dieser Seite ihrer Entwickelung im Jahresverlaufe das mehr Subjective sich ausprägt, so tritt doch auch darin schon die weiter zu betrachtende mehr objective Seite, die der Pflanzengestalt selbst ein. Denn eben inwiefern eine solche dem Subjecte und seiner Ahnung entgegenkommende Objectivität da ist, kann sie zum Reflex seiner Sehnsucht werden.

Ist daher einmal das Pflanzenleben in dieser seiner Bedeutsamkeit für das Gemüth erfaßt, so wird es auch gewiß nach allen seinen speciellen Beziehungen zur Innigkeit durchprobt werden, bis aus dem aufgesammelten Reichthume dieser neuen Sprache der Mensch wieder jene Worte wählt, die ihm zum vollen Ausdrucke seiner in solcher Uebung herangereiften Ideale dienen. Die Periode der Sehnsucht erreicht ihr Ende, wenn diese als Sinnigkeit sich selbst in der Außenwelt vollständig wiederfindet, durch Erschaffung eines die Elemente der Sehnsucht als seine Attribute an sich tragenden, das Allgemeinmenschliche darstellenden Kunstwerkes. Und wie gesagt, für die Entwickelung der Sehnsucht aus dem Ahnen zum sinnigen Schauen ist die Vertiefung ins Leben der Pflanze die kräftigende Leitung, indem einerseits in der Pflanze die Mitte der Naturlebendigkeit, andererseits der vollkommenste Abglanz der werdenden Innigkeit sich darstellt.

So finden wir denn das Leben des Gemüthes immer und überall mit dem Leben der Pflanze in bedeutsame Beziehung gebracht. Der Vater pflanzt an dem Tage, an welchem ihm ein Kind geboren wurde, einen Baum und hat an dessen Gedeihen ein Unterpfand fürs gedeihliche Leben des Lieblings. Dem Liebenden wieder erscheint im Wachsen des Baumes nur das Keimen und Werden seiner Gefühlsrichtung von der winterlichen Erstar-

rung an bis zur Frühlingsblüthe und den Früchten, die das ernste Leben bringen soll:

«Zasadil som čerešničku w zimě
Da to pan Buh azda sa mi prijme.
Počala sa čerešnička prijmat,
Začal som ja diewčenca objimat.
Počala mi čerešnička riasti
Začal som sa za diewčenci triasti.
Počala mi čerešnička kwitnút
Začal som ja za diewčenci lipnút.
Počala mi čerešnička rodit
Začal som ja za diewčenci chodit.»

«Winter war's, als ich die Kirsche pflanzte,
Gibt es Gott, so wird sie wol auch keimen.
Kirsche hat zu keimen kaum begonnen,
Hab' ich auch das Mädchen schon umarmet.
Fing der Kirschbaum an emporzuwachsen,
Hab' ich bei des Mädchens Nahn gebebet.
Aufzublühen hat der Baum begonnen,
Konnt' ich von der Maid mich nimmer trennen.
Früchte wuchsen auf dem Kirschenbaume,
Da begann erst recht mein Gehn zum Mädchen.»

(Kollar: Zpiewanky.)

Einem Andern genügt für solches Keimen des höchsten Lebensgefühles die Entfaltung der Knospe zur Blume zum Bilde:

«Rozwija się kwiatek między listeczkami
Poczyna się wzniecać miłość między nami.
Kwiatek się rozwinie i owoc nam wyda
A ta nasza miłość na cóż się nam przyda.»

«Aus den Blättern windet leise sich die Blume,
Aufzugehn beginnt die Liebe in uns Beiden.
Voll aufblühen wird die Blume, Früchte bringen; —
Was wird uns aus unsrer Liebe einst erwachsen?!»

(Olesky: Krakowiaky.)

wogegen wieder Beda Weber das Vegetiren der ganzen Landschaft mit der Entwickelung der Geliebten zusammenhält; der Weizen keimt grün aus dem Schwarzen, — wie sie aus heiliger Stille aufgetaucht voll Gottesfülle; der Duft der Linde erinnert an ihr Athmen — grambetäubend, herzenstürmend; die Rebe thränt — wie die Schmeichelfluth vom Rosenmunde u. s. w.

Wer kennt nicht jene Bäume, welche auf verschiedene Stufen

des Lebens gepflanzt wurden? Wer hätte nicht mit Thränen über das entschwundene Glück hingeschaut nach dem Weihnachtsbaume seiner Kinderjahre, denn:

«Fürwahr, das ist der schönste Baum,
Der letzte aus dem Garten Eden,
Sind seine Aepfel gleich voll Schaum
Und seine Nüsse hohl für Jeden:

Durch seine Nadeln zischt noch nicht
Der leidigen Erkenntniß Schlange,
Die Unschuld seine Früchte bricht,
Nicht Leidenschaft in blindem Drange.»

Wie bald endet nicht die Seligkeit an dem Lichterspiele dieses Baumes, und wie viel bewegter sind die Wogen des Gemüthes, wenn der Tanz sich zum Maibaume schlingt, wenn dieser selbst gar die phrygische Mütze auf ihrem Wipfel trägt, welch Leben liegt zwischen jener Kinderseligkeit und diesem Jugendmuthe:

«Wie weit von diesem niedern Reis
Bis zu der Freiheit hohem Stamme,
Wie weit bis zum Mänadentanz,
Den wild ein Volk um diesen schwinget.»

Dem Manne grünet dann die Doppelwahl zwischen häuslichem Glücke und dem Ruhme öffentlicher Wirksamkeit:

«Hat er die Myrthe sich erwählt,
So reizt ihn fremden Lorbeers Blüthe,
Und wenn er sich um diesen quält,
Lockt jener Schatten sein Gemüthe.
Wohin er greift, ein Tantalus
Wird er sich immerdar erscheinen,
Vor Gier verschmachtend im Genuß,
Zu Allem recht, nur nicht zum Seinen.» (Dingelstedt.)

bis endlich, sei das Streben glücklich, sei es fluchbeladen gewesen, der Baum der Friedhöfe dasselbe mit seinem Schatten deckt.

So mag denn einer jugendlichen, mit Bildern spielenden Speculation auch das Leben eines Baumes (und hier bei Cardanus ist es die Feige) als Abbild des Einzelnlebens des Menschen gelten: «Der Feigenbaum stellt unser Leben vor, denn er trägt süße Früchte in einem kurzen leichtvergänglichen Leben; seine gewaltigen Blätter mahnen an die Hoffnungen und das Sehnen

des Menschen, seine Milch ist scharf wie die Worte des Menschen, die ihre Schärfe hinter dem Ansehen der Milch verbergen.» Und wie des Einzelnen Sein und Wirken und Wollen bildlich in der Pflanze erscheint, mag der weitere Dichterblick die ganze Menschheit als den Riesenbaum der Innigkeit betrachten:

«Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe,
Nach ewgen Regeln wiegen sie sich drauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen
Und nun und nimmer träger Stillestand!
Wir sehn sie auf-, wir sehn sie niederwehen
Und jede Blüthe ist ein Volk, ein Land.» (Freiligrath.)

So sehen wir denn sowol das Leben des einzelnen Menschen, als das seines ganzen Geschlechtes in durchgängige Beziehung zu dem Sein und Werden der Pflanze gebracht. Denn einerseits ist der Pflanzencharakter dem Leben des Gemüthes so nahe verwandt, daß sich eine Aehnlichkeit beider dem ersten Blicke aufdrängt, den der Mensch um sich thut. Andererseits ist das Pflanzliche das eigentlich Charakteristische der Landschaft, und als Landschaft, d. h. als unmittelbares Ganzes, ist die Natur dem Menschen gegeben, wenn er nicht mit irgend einem bestimmten Forscherzwecke, sondern darum an sie geht, weil er in ihr zu finden hofft, was eine mit seinem Herzen nimmermehr im Einklange vorgehende Geschichte der Welt ihm versagt. Seine Verzweiflung über pietätslose Zustände der Welt gibt ihm zunächst den Muth, mit dem Absterbenden zu brechen und sich zurückzuziehen in den reinen Aether der Innigkeit, und von diesem Höhepunkte aus gewinnt er wieder den Muth, zu dem «ewig Werdenden», wie es als Natur ihn allseitig umwogt, sich zu wenden, oder sich in die Geheimnisse der Landschaft zu versenken. Und wie es einleuchtet, ist das Pflanzliche dasjenige Moment, an welches sich dieser Muth der Versenkung in den Kern alles Daseienden zunächst wendet.

Diese Energie des Menschen, welche nimmer ruht, bis sie die Innigkeit, welche das Wesen seiner Individualität ist, auch in

aller Erscheinung vor sich klar hingestellt hat, geht von der Ahnung aus, von einer dunkeln, wir möchten sagen instinktartigen Voraussetzung, daß in der Natur Innigkeitsanklänge zu finden seien. Freilich weiß es die Wissenschaft, daß diese Voraussetzung keineswegs bloße Voraussetzung und instinktartig sei, sondern vielmehr ein Resultat der Einflüsse von außen, die das Ganze des Menschenlebens bedingen, und der Triebe, welche diesen Natureinflüssen entgegenkommen. Allein dieses wissenschaftliche Resultat ist fürs unmittelbare Leben und Thun nicht vorhanden, sondern aus dem Zusammenwirken der einzelnen Triebe und Einflüsse erzeugt sich die unklare Annahme einer auch äußerlich daseienden, dem Einen Inneren entsprechenden Einheit, und dies ist eben die Ahnung. Ahnend also wendet sich der Mensch zuerst dem Pflanzenleben zu, und obwol er auf diesem von der Ahnung vorgezeichneten Wege keineswegs gänzlich die Eigenthümlichkeit der Pflanzen und ihrer Bildungen ignorirt, so ist es ihm doch vor Allem um ihn selbst, um die Aufklärung seiner Ahnungen zu thun. Er greift also aus der Pflanzenwelt bald dies, bald jenes, aber während dieser Ahnungsperiode nur das heraus, worin er Anklänge an die Stimmungen seiner Innigkeit wiederfindet, ohne sich weiter mit dem Aufgegriffenen einzulassen. Die unmittelbare Beziehung des Pflanzlichen zur Grundstimmung der Innigkeit, dem Gefühle, in welchem sich die Religion offenbart, ist hierbei natürlich das Erste. An diese religiöse Bedeutsamkeit der Pflanze schließt sich zunächst jene an, wo märchenhaft der Uebergang des Gemüthlichen ins Vegetiren hingestellt wird, und consequent wieder die vom Pflanzlichen ausgehende Stimmung im Liede hervorklingt. Das Lied, wie es unmittelbar Volkslied ist, bildet die Mitte dieser Ahnungsperiode, indem, wie es einerseits Ausbruch des Gefühles ist, andererseits die von der Natur bestimmte Nationalität und weiter der Prozeß dieser bestimmten Naturzone, der sich im Verlaufe der Jahreszeiten begibt, darin durchklingt. An diesem Verlaufe der Jahreszeiten, den das Gemüth mit der Pflanze durchmacht, und der für die ganze Menschheit als klimatischer Unterschied festgestellt ist, kommt jedoch die bisher

blos ahnende Innigkeit über ihre vom räumlichen und zeitlichen Unterschiede befreite Lebendigkeit ins Klare, und sucht diese Klarheit auch in den bestimmten Formen der Pflanzenwelt auf.

Diese mit Klarheit über ihre eigenen Zustände nach einer Erscheinung derselben in der Welt strebende Innigkeit ist die Sehnsucht. Und wenn der Mensch in der Periode der Ahnung sein Subjectives vorwalten ließ, so ist sein Streben während der Periode der Sehnsucht vorzugsweise auf das Objective, und hier auf die Eigenthümlichkeit der Pflanzenwelt gerichtet. Wieder nicht als wäre die Stimmung gänzlich vernachlässigt, sondern nur in wiefern sie an der eigenthümlichen Pflanzenbildung ihr Abbild findet, wird sie in Betracht gezogen. Das Unbestimmteste des Pflanzenlebens, der Duft, bildet wieder den Anfang des Einlebens des Gemüthes in die Pflanzeneigenthümlichkeit. Und wie dann weiter in der Färbung die vom Pflanzenleben bedingte Gebrochenheit des Lichtes und der Finsterniß, endlich in der Gestalt derselben, dem senkrechten Stamme, der peripherialen Laubkrone und der alle Momente einigenden Blüthe das Einzelleben der Pflanze sich ausprägt, so hat an alledem das Gemüth mit seinen Nuancen und Gebilden seine mannichfaltigsten Gegengebilde. Und so ergibt sich denn auch, wie für das Gemüth, so für die Pflanze, ein tiefer Charakterisirendes, je nachdem es in seiner Einzelnlebendigkeit oder in seiner Gruppirung, sei es aus Homogenem, sei es aus Verschiedengestaltetem, betrachtet wird.

Wie nun die Ahnung durch Aufklärung über ihr Wesen zur Sehnsucht wird, so übergeht die Sehnsucht durch den Reichthum an Gebilden, welchen sie nach und nach für die Andeutung der Gemüthszustände aufsammelt, in eine weitere Form des Innigkeitslebens. Der Mensch fängt an, die verschiedenen Pflanzengestaltungen zu prüfen, inwiefern die eine mehr, die andere weniger das andeutet, was in seinem Inneren vorgeht, und wieder Ein und dieselbe Erscheinung unter geänderten Umständen für die verschiedensten Herzensergießungen zu wählen. Es ist in diesem

Prüfen und Wählen aber schon enthalten, daß es weniger auf die Pflanzenlebendigkeit, als darauf ankomme, daß durch sie ausgesprochen werden kann, was im Inneren des Menschen vorgeht. Wie es im Allgemeinen Snell ausspricht: «Was der Geist nach tausendjährigem Suchen in den Objecten fand als das Zauberwort, durch welches sich das Längstgesuchte löste, das war er selbst, das war die Perle der Idee», — so gilt es auch für den speciellen Fall, daß die Pflanze Object des Sehnens und Suchens ist. Es ist der Sinn, um welchen es sich in dieser Pflanzensprache, oder, wie sie sonst genannt wird, Blumensprache handelt, und das Wiederfinden eines bestimmten Sinnes in der Außenlebendigkeit ist die Sinnigkeit. Indem durch den aufgesammelten Reichthum der Pflanzensprache die Sehnsucht zur Sinnigkeit geworden, mag einerseits dieser Reichthum zum conventionellen Spielen mit den Pflanzenbedeutungen verleiten, wenn dem Sinne des Menschen der Ernst des Vollendens fehlt, denn immer kommt es auf den Menschen an, was er mit dem Reichthume, der ihm überliefert wurde, beginne. «Die Natur gibt nur stumme Buchstaben an; die heiligen Vocale, ohne welche ihre Schrift nicht gelesen, das Wort nicht ausgesprochen werden kann, das aus ihrem Chaos eine Welt hervorruft, sind im Menschen.» (J. H. Jakobi.) Hat er aber diesen Ernst des Vollendens und bleibt er der Stimme getreu, welche ihn sich versenken hieß in die Geheimnisse des Naturlebens, dann führt auch die Sinnigkeit zu einem anderen als zum Ziele der Convenienz.

Denn wie wir es schon im Allgemeinen betrachtet haben, so liegt in dem Charakter des Pflanzenlebens die Möglichkeit, daß sich die Innigkeit an dasselbe anschmiege, und sich einerseits Klarheit über ihre Ahnungen, andererseits einen Reichthum an sinnigen Formen gewinne. Und die Versenkung ins Pflanzenleben, in der idealen Landschaft oder dem Parke allseitig ermöglicht, wird so zum Durchgange der Innigkeit aus dem Fühlen ins Schaffen, in das Herstellen solcher Gestalten, welche die Innigkeit völlig aussprechen, oder in das Bilden der Kunst und ihrer Werke. Sich in die Pflanzenwelt vertiefend, findet die Innigkeit überall ihr

Wesen andeutende oder das Schöne vorbedeutende Formen, denn das Schöne ist eben der völlige Ausdruck der Innigkeit in einem abgeschlossenen Gebilde, und Alles, was zu diesem Ausprägen der Humanität den Weg eröffnet, ist eine Vorhalle des Schönen und der Kunst. Daher kann auch mit Recht die Betrachtung, wie sich der Mensch durch Versenkung ins Pflanzenleben für das Schöne vorbereitet, als eine Vorschule der Aesthetik bezeichnet, und consequent von einer Aesthetik der Pflanzenwelt gesprochen werden.

Und wer in dieser Vorschule einsehen gelernt, wie sich die Innigkeit ans Pflanzenleben als den Typus der Landschaft, d. h. der Natur in ihrer Ganzheit, wendet, wenn sie überhaupt aus der Welt der Geschichte in die Welt der Natur gedrängt wird, und wie sie in dieser Versenkung vom dunkeln Ahnen durch die Sehnsucht zum sinnigen Schauen ihrer selbst in den Pflanzengebilden gelangt, der wird auch das Wesen des Kunstwerkes mit anderem Auge betrachten. Stellt ja doch jedes ächte Werk der Kunst den Vegetationscharakter wieder her. Wie die Pflanze wurzelt es im dunkeln irdischen Grunde, — in den Tiefen des Herzens, in denen alles Weh und aller Jubel, der starre Trotz, die lösende Thräne und der luftige Leichtsinn, der trotz alledem wieder ein neues Anknüpfen mit dem Leben wagt, zusammenströmt. Und wie die Pflanze ragt es über diese heilige Nacht des Grundes ins lichte Himmelreich hinaus und bringt wie sie alle Geheimnisse des Herzens ins herrlich blühende Dasein. Zwischen zwei Welten der Innigkeit und der Natur schwebend, einigt das Kunstwerk das Leuchten jener und die Dunkelheit dieser «zum farbigen Abglanz, an welchem wir das Leben haben»; — ein Leben, welches an allen Punkten, die es trifft, Keime unendlicher Lebendigkeit zu treiben vermag. Das Kunstwerk ist der ewige Baum, dessen Wurzeln das Irdische aufsaugen, damit seine Blüthen zum Dufte verklärt in den Aether des Lebens verströmen. Und wie dies Schweben zwischen zwei Welten und die Beziehung zum Menschenherzen der Dichter von der Poesie schildert, gilt es vom Kunstwerke überhaupt:

«Heilige Poesie,
Himmelan steige sie!
Glänze der schönste Stern,
Fern und so weiter fern,
Und sie erreicht uns doch,
Immer man hört sie noch,
Vernimmt sie gern!»

A. Die Ahnung.

Die Wissenschaft erklärt es, warum der Mensch immer und überall und vorzugsweise in den Uebergangsperioden aus pietätslosen Zuständen in neue Humanitätsgestaltung sich der Natur zuwendet, um da Versöhnung seines eigenen Zerfalles, Kräftigung fürs Wirken zu finden. Sie weist es nach, wie die Natur eine Voraussetzung des Menschen sei, — und wie sich wegen dieses inneren Zusammenhanges beider sowol der Zug der einzelnen Triebe und Einflüsse als auch die Richtung der Innigkeit gegen das Ganze der Natur, zwar durchgängig doch vorzugsweise in den genannten Uebergangsperioden geltend mache. — Unabhängig von dieser wissenschaftlichen Forschung, und ohne erst von ihren Begründungen die Berechtigung dazu zu holen, macht das Leben unmittelbar den Anspruch, in der Natur das zu haben, was ihm entweder innerlich noch nicht aufgegangen, oder dessen Klarheit ihm durch die Wendung der Erlebnisse getrübt wurde, nämlich die Innigkeit als Grund und Energie des individuellen Lebens.

Wer nur gelebt hat, ohne überhaupt über Ziel und Bedeutung des Lebens zu reflectiren, wird durch die Fülle der Erlebnisse und durch die nothwendigen Widersprüche, sei es auch nur das Gestern und Heute derselben, zur Ordnung der Fülle, zur Lösung der Widersprüche, mit Einem Worte zur inneren Einigung gedrängt, will er nicht ganz zu Grunde gehen. Und zur Begründung dieser Einigung wird er nothwendigerweise jenen Weg einschlagen, auf welchem er das Erhaltende seines Lebens einströmen sieht. Er wird, den Trieben seines Lebens folgend, die Einflüsse der Natur als Begründungen, weil Bedingungen seines Lebens, betrachten, und weil er in seiner Einzelnheit das Mannichfaltige

sich einigen sieht, wird er auch Einen Ausgangspunkt dieser Einflüsse unmittelbar annehmen, also ein Ganzes der Natur als Bedingung seines Lebens supponiren. Er wird also durchs Leben zu einer zwar wissenschaftlich unbegründeten, aber doch sich ihm aufdringenden Annahme eines Zusammenhanges zwischen Menschlichem und Natürlichem geführt und geleitet, die Innigkeit in der Natur zu suchen. Und diese vom Leben unmittelbar ausgehende dunkle Annahme eines Innigen im Aeußerlichen ist das Ahnen.

Betrachten wir diesem Einen Punkte, auf welchem der Mensch noch reflexionslos lebt, gegenüber den entgegengesetzten, so werden wir auch aus ihm die Ahnung als Erleuchtung einer langen Winternacht des Schicksals zucken und strömen sehen. Es ist dies der Hochpunkt des Humors, zwischen dem und jener demüthigen Lebensunmittelbarkeit eine Reihe sowol von Erlebnissen als Betrachtungen derselben sich hinzieht. Und wenn wir hier, als zu unserem Zwecke nicht passend, jene Erlebnisse, in welchem sich das Aufstreben zum Erhabenen, der Kampf mit dem Häßlichen und Gemeinen vollbringt, und diese Betrachtungen von der ersten Klärung des Lachens durch die sengenden Gluthen der Ironie hindurch, bis zur milden und farbenspielenden Lösung des Humors, nicht erwägen können, so müssen wir doch Einen Blick auf den Hochpunkt des Humors selbst werfen. Dieser Hochpunkt ist nämlich dann erreicht, wenn der Mensch alle Widersprüche und Härten des Lebens in Einem harmonischen Strome verklingen hört. Er muß zuvor die Dummheit als Krystall erfaßt haben, um dessen Kanten und Spitzen die Lichter des Lebens um so lustiger spielen, — die Bosheit als Mummenschanz, hinter dessen Larven doch überall der Blick nach dem Guten herumirrt, — den Tod als Schlußpunkt, in welchem der Ton einer Periode sich concentrirt. Und hat er so jede Einzelnexistenz und sogar die Erstarrung derselben zu dem Ende gebracht, in welchem auch der Anfang neuen Lebens verborgen ist, so existirt ihm in Allem nur das Eine Werden und Vergehen, und

«Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß!»

Scheinbar ist auf dieser Höhe des Humors jeder Zusammenhang der Innigkeit mit der Außenwelt zerschnitten, unabhängig von seinen Trieben und Bedürfnissen, unbeirrt von den mannichfaltigen Lebensansichten lebt der Mensch in sich beschlossen und ruhig, das sich selbst gleiche Strömen und Werden betrachtend.

Und doch wird auch von dieser Höhe aus unmittelbar und halb unbewußt der Mensch zur Vertiefung in seine Lebensvoraussetzung gedrängt. Wie sehr dem absoluten Ideale gegenüber sogar die höchsten menschlichen Zustände, um somehr also die Bedingungen ihres Lebens als nichtig erscheinen, so wird sich der Humor bald zur Annahme eines Anderen bequemen müssen. Mögen ihm alle Daseinsformen nur als Verwandlungen des All-Einen vorkommen und er im Auf- und Niederschweben der Existenzen Brahm's Träume gewahren, — diese Ruhe wird sehr bald durch die bleibende Bedeutung, welche die scheinbar vorüberziehenden Existenzen sich zu geben im Stande sind, aufs Empfindlichste gestört, und das ist eben der Humor davon. An den Bedingungen seines irdischen Lebens und Wirkens muß er in den verschiedenen Existenzen durch die Einflüsse, die sie in ihm gewinnen, Mächte seiner Innigkeit anerkennen, und wird zuletzt zur Ahnung eines Innigkeitsverwandten im Außermenschlichen gebracht.

Wie nun dieser ahnenden Thätigkeit die Natur nur als Ganzes, als Landschaft, nicht aber als Inbegriff durchzuforschender Einzelformen gelten kann, und wie die Pflanze sowol, weil sie den Landschaftstypus bestimmt, als auch wegen der ganzen Eigenthümlichkeit ihres Seins und Werdens zum Objecte dient, haben wir schon im einleitenden Theile gesehen. Wir haben es auch dort schon erwähnt, daß während der Periode des Ahnens das Objective, also hier auch das Eigenthümliche der Pflanze mehr in den Hintergrund gedrängt wird, ohne jedoch gänzlich zu verschwinden. Denn ein gänzliches Vernachlässigen des Objectiven wäre ein bloßes dumpfes Brüten der Innigkeit, während ein vorzugsweises Hinwenden zur Eigenthümlichkeit des Objectes, ein Streben, diese zu erfassen, über die Dunkelheit des Ahnens zur Scheidung des Subjectiven und Objectiven führen würde. In der

Ahnung sind diese vielmehr nicht blos noch ungeschieden, wie es auch in der Sehnsucht zum Theil noch der Fall ist, sondern in völlig unbewußter Einheit, so daß Aeußeres unmittelbar innerlich wirkt und ebenso Innerliches unmittelbar äußerlich geschaut wird. Und diese Gegenwart der Ahnung ist die Stimmung des Menschen.

Damit nun die Ahnung erwache oder die Stimmung entstehe, ist es freilich nothwendig, daß die Landschaft, also in ihr das Pflanzliche, bestimmend einwirke. Allein obwol in dieser Einwirkung das Eigenthümliche der Pflanzen und ihrer Gruppirung vorwaltet, so wird es doch nicht so gefaßt, sondern blos der Eindruck desselben gefühlt. Irgend eine Combination trifft die zur Einigung zusammenstrebenden Lebensmomente des Menschen, diese werden mittelst dieser Hülfe geeinigt, — und das Ganze, in welchem die Eigenthümlichkeit des Subjectes und das der objectiven Combination durcheinanderwebt, ist eben die Stimmung.

1. Die Naturreligion.

Zur Natur wendet der Mensch seine Schritte, wenn er in der Weltgeschichte keinen Wiederklang für seine Herzensbebungen zu entdecken vermag, — und findet sich durch diese Wendung als den Einzelnen, dem die Natur als ein Ganzes, als Landschaft und zwar vorzugsweise durch ihr Pflanzliches belebte Landschaft entgegentritt. Sei es, daß dieser Auszug ins Freie nur halbbewußt aus einer schalgewordenen Alltäglichkeit unternommen wird, — sei es, daß der Humor sich von seiner erkämpften Höhe in das Gewühl der Lebensformen stürzt, — immer wird der Mensch als Einzelner der unendlichen Fülle landschaftlicher Lebendigkeit sich gegenüber finden. Er hat sich vereinsamt, weil seine Welt ihn nicht verstand, und wie erquickend diese Einsamkeit für das wundengeöffnete Herz sein möge, eines Schauers wird sich der Sinn nicht erwehren können, sobald er um sich blickend eine Ueber=

macht und Ueberfülle des Lebens den Vereinsamten umgeben gewahrt. In dieser Bewegung des Zusammenschauerns, welches der Dichter seinen Faust als «der Menschheit bestes Theil» bezeichnen läßt, ist nun ein Doppeltes enthalten. Einmal die Süße des Zusammenströmens aller nur von der feindlichen Außenwelt befreiten Lebensbewegungen in dem Einen Strömen der Innigkeit, in dem Einen fieberlos pulsirenden Herzen. Zugleich aber mit und in diesem Hinübergehobensein und Schweben über der bisherigen Bedrängniß die Demüthigung des Einzelnen, der sich jenem Ganzen, welches ihm als Angesicht der Landschaft entgegenschaut, ohnmächtig, ja völlig verloren hingeben muß. Er wollte äußeren Gewalten entfliehend ausweichen, und sieht nun ein Uebergewaltiges, Unfaßbares, das regste Lebensgewimmel zu lautloser Ruhe ausgeglichen vor sich. Er ist, vom dunkeln Drange des Richtigen geleitet, genöthigt, darin die Ankündigung eines Göttlichen anzunehmen, die Landschaft ist dessen Herrlichkeit voll und ihre Lebendigkeit ist die Offenbarung der Macht ihres Schöpfers. Und da die Pflanze der Landschaft beharrendes Leben ist, wird er auch an ihr und ihrem Leben die Andeutungen des angenommenen Göttlichen belauschen.

Wo daher das Pflanzenleben mächtig und üppig als Urwald oder als Prairie den Einsamen umgibt, dort wird auch das Gefühl vor Allem der in ihrer Schöpfung sich andeutenden Allmacht erschließen. Ueber den Eindruck der Prairie läßt Sealsfield eine seiner Persönlichkeiten (Oberst Morse im Kajütenbuche) sich so aussprechen: «Ich habe mir, so mag ich wol sagen, einen lebendigen Gott gewonnen, einen Gott, den ich früher nicht kannte; denn jener, den ich in der Prairie kennen gelernt, ist mein eigener Gott, mein Schöpfer, der sich mir in der Herrlichkeit seiner Werke geoffenbart, der mir von dieser Stunde an vor Augen stand und stehen wird, so lange Odem in mir ist.» Es ist dies derselbe Eindruck, der, wenn er sich selbst leitungslos überlassen ist, sich, wie in der Einleitung angedeutet wurde, zum großen Geiste der indianischen Jägervölker verdichtet. Und so ist auch die dort erwähnte Steppengestalt des Upiors nur die Fortsetzung oder Uebersetzung des mon-

golischen Schamanenthums, das in der Steppe und ihrem Ringen zwischen Lebensgluth und Todeserstarrung diese wüste Ununterschiedenheit des Lebendigen und Todten, das Hinüberspielen dieses in jenes sich auffaugt. Und was sich in der reichen Lebendigkeit des Waldes Prajaga zur Trimurti und den Avataren gestaltet vor den Sinn der Yogi stellte, das fanden ihre Urenkel in dem Rauschen der nordischen Eichen- und Buchenwaldungen als Orakelstimmungen wieder. Es ist wol nur ein ungünstiger Zufall und nicht ein Mangel an Erläuterungen dieser ersten Orakel, wenn von den übrigen Stämmen nicht solche an uns gelangt sind, wie sie die Peliaden in Dodona sangen:

«Zeus war, Zeus ist, Zeus wird sein, o großer Zeus!
Ehret als Mutter die Erde, denn sie bringt die Früchte zur Reife.»

Denn dieselbe religiöse Grundstimmung, welche in dem Flüstern und Rauschen des vom Lufthauche erzitternden Eichen- oder Buchenlaubes, oder in den leisen Bewegungen der Urwaldlandschaft von Dodona die Offenbarung des ewig lebendigen Zeus gewahrte, finden wir bei allen ihren Brüdern indischen Blutes. Der heilige Eichenhain von Romove [Jungmann gibt die Bedeutung als hromove (die dem Donner Angehörigen)] hatte für den slavischen Preußen dieselbe Bedeutung, wie für die Germanen die heiligen Eichenhaine (Caeterum nec cohibere parietibus deos — — — lucos ac nemora consecrant. Tacit. Germ.), die sie allein für des Göttlichen würdige Stätten hielten, und wie für die Kelten, die an einer mächtigen Eiche den Abglanz des Göttlichen gewahrten (Κέλτοι σέβουσι μὲν Δία, ἄγαλμα δὲ Δίος κέλτικον ὑψήλη δρῦς. Max. Tyr.); überall nämlich finden wir da ein Lauschen auf die Offenbarung des Göttlichen, wie sie in der Regung des mächtigsten Lebendigen der Landschaft, dem Urwalde der kräftigen Eichen oder auch nach Umständen der starren Buchen (Adest quoque ibi non ignoti miraculi fagus, subter quam luminaria cum accensa absque hominum accessu videmus, divini aliquid fore suspicamur. Acta Bened. s. 2 bei Grimm) gewahrt wird. Und so mächtig war diese religiöse Grundstimmung des Heidenthumes, daß sie auch erst vor äußerer Uebermacht zurückwich, wie denn der h. Boni-

facius die heilige Eiche von Geismar (zwischen 725—731 nach Grimm) umzuhauen für nöthig fand, wollte er der geoffenbarten Gotteswahrheit Eingang verschaffen. Ja dieses Zurückweichen ist eigentlich nur ein Rückzug ins Geheimniß des Herzens gewesen, und lange mochte es dauern, ehe die jungen Leute, welche im Fürstenthume Minden (nach Grimm) am ersten Ostertage Reigen um eine alte Eiche zu halten pflegten, nicht mehr den Ursprung und die Bedeutung dieser Sitte kannten, oder ehe vergessen wurde, was der jährliche Zug (J. Grimm: deutsche Mythologie) aus Wormeln und Calenberg zur heiligen Eiche heißen solle.

War nun der erste Eindruck eine namenlose Ehrfurcht vor dem sich Offenbarenden, so wird mit der ersten Umschau der Eindruck auch Eigenthümlichkeit und zwar die des Anregenden, also des Lebenden oder Pflanzlichen der Landschaft erhalten, und diese Eigenthümlichkeit als die des Einwirkenden erfaßt werden. Es ist noch immer das Eine Belebende, aber benannt und bestimmt gefühlt als Geist dieser oder jener Umgebung. Das Dickicht immergrüner Laubwälder, unheimlich zwar, sobald es als Einsamkeit den Menschen umgibt, aber doch diesen ersten Schauer durch seine Heiterkeit verscheuchend, wird zur Heimath der zwar erschreckenden, eigentlich aber und zuletzt nur mit dem Schrecken neckenden Pane und Satyren, Silvane und Faune, oder wie sonst dieses gutmüthige Gesindel südlicher Waldgeister heißen mag. Wie ganz anders betragen sich die russischen Leszie, die boshaft dem Wanderer alles mögliche Ungemach bereiten, und jährlich wenigstens Ein Menschenleben zum Opfer fordern. Hat sich ja doch in ihnen jenes Grauen Namen und Gestalt gegeben, welches den Menschen in der durchsichtigen Düsterheit der Nadelwälder, dem steten Knarren und Brechen der vom Winde aneinandergeriebenen Stämme und Aeste, dem beengenden Harzdufte derselben beschleicht, und nur durch beständige Aufmerksamkeit vor dem Verrennen ins Unglück zu bewahren ist. Und so wird die süße, stets erfreuende Waldeinsamkeit des Laubgehölzes in den hülfreichen und nur zuweilen neckenden Waldverborgenen, den slavischen Skřitky, die an den germanischen Skraten oder Schraten ihre Doppelgänger haben

vergeistigt (Hanusch: slavische, und J. Grimm: deutsche Mythologie). Aehnliche unheimliche Stimmungen, wie die Waldeinsamkeit, weckt das Schilfgeröhricht und die Ruhe der Getreidefelder im Mittagsbrande. Der durch das Sumpfland Wandernde sieht sich vom beständigen Schwanken und Beben des Schilfes umgeben, leise aber unaufhörlich ächzt und stöhnt es um ihn, und kein Wunder ist's, wenn die beängstigte Seele daraus den Wassermann erwartet oder das Wandeln des gespenstischen Wesens darin vermuthet, wie denn das heilige Pferd Tatoš als solcher Umgänger im düsteren Sumpflande von den Slaven angenommen wurde:

«Rakoš tichy rakoš
Čhodi po nom Tatoš.»

«Röhricht, stilles Röhricht,
Vom Tatoš durchschritten.» (Kollar: Zpiew.)

Und im Mittagszauber der Kornfelder sieht das germanische Sonntagskind die Roggentrut mit ihrem hülfreichen, niedlichen Gefolge, das aber dem Bösen auch Böses zu bringen weiß, sowie die slavische (lausitzische) pšipolnica oder der Feldgeist, der hier als Mann (poledniček), dort als Weib (polednica) in der düsteren, sinnverwirrenden Schwüle des Mittags umhergeht, um nach Verdienst zu strafen und zu belohnen.

Ist nun die eigenthümliche Einwirkung der Landschaft, die ursprünglich nur ein unbestimmter Schauer der Innigkeit war, zum eigenthümlich benannten und begabten Landschaftsgeiste geworden, so geht diese Uebertragung menschlicher Eigenschaft auf diese Gestaltung Schritt vor Schritt weiter. Und wie der Mensch zunächst seine Innigkeit in der Auseinanderlegung ihrer Momente im Leibe heimisch, und diesen von ihrer Einheit geleitet und geschützt empfindet, so gibt er auch den Landschaftsgeistern vor Allem eine entsprechende Verleiblichung, er weist ihnen Wohnorte an, die als unter dem Schutze der sie bewohnenden Götter gedacht werden. So entstehen die Gebilde der vielnamigen Nymphen, der Elfen, Riesen und Zwerge, der Wile und Rusalky, der indischen Welthüter und tausenderlei solcher Elementargeister, die entweder mit

dem Leben ihrer Wohnstätte aufs Innigste verwachsen oder doch als die rächenden Beschützer derselben vorgestellt werden. Am nächsten verwandt fühlt sich der Mensch jenen von ihnen, welche das an die Innigkeit so durchgängig anklingende Pflanzenreich beleben, oder vielmehr Inbegriff aller in der Pflanze sich concentrirenden Landschaftseinflüsse sind. Felsen- und Wassergeister sind gewaltsamer oder doch schreckender, boshafter Natur, und wo sie nicht offen Schaden thun können, suchen sie den Menschen wenigstens ins Verderbliche zu verlocken; — denn das Starre und Flüssige in ihrer Isolirtheit stehen dem Leben der Innigkeit fern. Nur das Pflanzliche der Natur ist seinem Wesen nach ein Abglanz der Innigkeit und ihres Lebens, daher sind es auch die Dryaden und melischen Nymphen, welche aus Wald- und Wiesengrün ermunternd und kräftigend zum Menschen sprechen, so wie ihre Zurufe der Dichter am schönsten wiedergibt:

«Am Besten geschäh' dir,
Du legtest dich nieder,
Erquicktest im Thaue
Ermüdete Glieder,
Genössest der immer
Dich meidenden Ruh';
Wir flüstern, wir säuseln,
Wir rieseln dir zu.»

Und wie dem Hellenen die Pflanzen als Wohnstätten, ja als Leiber der Nymphen galten, so klingen auch in den deutschen Volkssagen von der Erle, die gehauen blutet und weint, von der Föhre, in welcher eine von Zwergen bediente Fee sitzt (Grimm: deutsche Mythologie), die ursprünglichen Ansichten von den pflanzenbewohnenden Elfen durch, und in einem serbischen Liede (Talvj's Uebersetzung) wird erzählt, wie ein Knabe mit silbernem Horne die Rinde einer Fichte spaltet, und da

«Saß ein junges Mädchen drinnen,
Die gleich einer Sonne strahlte.»

Ja wie ein Nachbild ursprünglicher Anschauungsweise erscheint es, wenn der Dichter (Albrecht v. Scharfenberg: Titurel) Sigune

schildert, die auf einer Linde in Salva-terra sitzend, gleich der beraubten Turteltaube um Tschionatulander klagt; wie ein Echo aus fernster Vergangenheit, wo Elfen noch um geliebte Menschensöhne weinten, klingt die Schilderung:

«Die Turteltoub geküset (erwählt)
Den dürren Ast gezwyet
Wenn sy ir lieb verlüset (verliert),
Sigune was do freuden vil gefryet (befreit)
Wie vil des loubes hing do an der linden
Ein dürre het sy funden
Das liess sy durch den Grahordis erwinden (wenden).»

Häufiger noch, weil späterer und reinerer Anschauungsweise näher, die Göttliches und Natürliches auseinanderhält, wird die Beschützung des Pflanzenlebens durch göttliche Mächte erwähnt, und wie die Rogaren bei den Lithauern als Baumbeschützer gelten, so finden wir dies bei Kelten und Hellenen, Römern und Germanen wieder. Es wird nämlich diese oder jene Pflanze als dieser oder jener göttlichen Persönlichkeit geweiht, daher auch als unter ihrem besonderen Schutze stehend angenommen.

In dieser Beschützung und Weihung gewisser Pflanzen durch gewisse göttliche Mächte tritt nun die Eigenthümlichkeit des Eindruckes, also das Objective mehr hervor, als bei dem ersten ganz allgemeinen und mehr subjectiv sich erhaltenden Schauern, so aber, daß sie doch nur als Objectivität des Eindruckes, nicht als die des Einwirkenden hervorgehoben wird. Wir sprechen hier mit Absicht von der Objectivität des Eindruckes, um sie von der Objectivität des Gegenstandes zu unterscheiden. Denn einerseits wird die Objectivität berücksichtigt, inwiefern die allgemeine Grundstimmung nun selbst bestimmter, eigenthümlicher geworden, sich auch ein eigenthümliches Verhalten zur Welt gibt, und daher die ihr entsprechenden Existenzen aufsucht, um dies Verhältniß darzustellen. Es ist dies die Thätigkeit des Cultus im Opfern und Weihen und im Beigeben solcher Existenzen an die Cultuspersönlichkeiten oder Götter, welche als diesen Persönlichkeiten entsprechend vorgestellt werden. Andererseits jedoch werden die Existenzen nicht ihrer ganzen Eigenthümlichkeit nach, sondern nur wegen dieser oder jener

Seite herausgehoben, welche sie weihungs- und opferfähig oder geeignet macht, die Eigenthümlichkeit des Gottes anzudeuten. Möglicherweise aber dann auch nur rein zufällig kann der ganze Habitus des Existirenden in Anspruch genommen werden.

So ist es gleich nur ein Moment im Ganzen des indischen Lotos (Nelumbium speciosum), daß seine Blattoberflächen nie unter das Wasser tauchen, weswegen diese Pflanze als Götterwiege, als der Würde des Ewigen, das in ruhiger Sichselbstgleichheit über allen Fluthungen des Endlichen schwebt, entsprechend angenommen wird. Dagegen ist es der Eindruck der Heiterkeit, welchen der Asokabaum (Ionesia indica) durch den Gesammthabitus seiner immergrünen Blätter, die büschelförmigen Trauben seiner zuerst gelben dann röthlichen wohlriechenden Schmetterlingsblumen hervorbringt, weswegen er rings um die Wohnstätten der Götter gepflanzt wird. Und dieser sein heiterer Eindruck, sowie seine Tempelnähe, die dem Sterblichen Lösung von Sorge und Bedrängniß verheißt, macht ihn zu einem Götterbaume, von dem es in Nal und Damajanti (Rückert's Uebersetzung) heißt:

> «Der Baum, mit Namen Kummerlos,
> Kummerlos so den Menschen bekannt,
> Doch in Göttersprach' Asoka genannt.
> Dem walddurchblühenden Asoka
> Nahte die Gattin des Punjasloka,
> Dem blüthensproßbekrönten
> Waldvogelgesangdurchtönten» 2c.

So ist es wieder nur ein Moment, nämlich die Unzerstörbarkeit des Holzes, welches die indische Ceder (Cedrus Deodara) zu einem göttlichen Baum (diva-dara) stempelt. Die momentane Aehnlichkeit der Cypresse mit einer aufstrebenden Flamme ist es, welche sie zu einem Paradiesesbaume nach iranischer Sage macht, während der Grieche denselben Baum wegen seiner düsteren, starren Haltung dem düsteren Beherrscher des Todenreiches Hades weihte. Wenn nicht etwa an das ernste Immergrün dieses Baumes sich bei dem Zendvolke Erinnerungen an jenen ältesten Homcult knüpften, welcher den Mächten der baumschattigen quellgetränkten Oase als den Rettern aus ertödtendem Wüstenhauche

gebracht wurde. Und wenn nicht auch bei den Hellenen das unwandelbare Grün dieses Baumes, — und diese Annahme wird nicht unwahrscheinlich, wenn wir auch den immergrünen Buchsbaum (Buxus sempervirens) dem Hades geweiht sehen, — auf die aus irdischem Dunkel hervorkeimende ewige Verjüngung der Natur gedeutet werden sollte, auf jenes Wesen der chtonischen Götter, das sie zu Todes- und zugleich Lebenspotenzen machte. Aehnlicher Weise ist es eine nur subjective, also einseitige Berücksichtigung der Objectivität, wenn wegen der Brauchbarkeit zum Schiffsbau die griechische Kiefer (Pinus maritima) dem Poseidon, also der Cultpersönlichkeit der Seecultur geheiligt war, und wegen ihrer schwierigen Herbeischaffung und ihres überirdischen Standortes die Mistel (Viscum album) im Druidencult eine göttliche Bedeutung hatte, welche sich auch zu den Germanen als wunderthätige Macht übertrug: «Die Mistel darf die Erde nicht berühren. Einige lassen sie in Silber fassen und hängen sie jungen Kindern um den Hals.»

Mehr wegen des Eindruckes, den das Ganze der Pflanze macht, dürfte die gewaltige Eiche beinahe überall als ein den Göttern geweihter Baum angenommen worden sein, und dasselbe gilt wol hinsichtlich der Esche, des einzigen noch hoch im Norden mächtigen Baumes, weswegen sie auch als Yggdrasil für den heiligen Weltbaum von den germanischen Stämmen und von den Slaven als dem Lichtgotte (Jasen) geweiht angenommen wurde. So finden wir es auch ganz sachgemäß, wenn die düstere Pinie (Pinus Pinea) an die Trauer Kybele's um ihren geliebten Attis mahnen soll, der Lorbeer (L. nobilis) mit geradem Wuchse, dichtbuschiger immer grüner Krone den Adel Apollons repräsentirt, die Linde (Tilia europaea), deren Eindruck in dem: «lieblich unde linde» wiedergegeben ist, der Liebesgöttin der Slaven, Lada oder Krasopani, geweiht war, und wenn der feierliche Anstand der Platane dem Dämon analog erkannt wurde, und Sokrates bei der Platane zu schwören pflegte. — Dagegen ist wieder mehr irgend eine hervorragende Eigenschaft der Götter berücksichtigt, wenn etwa die Feige (Ficus Carica) der Juno, die daher auch Caprotina hieß, als

Fruchtbarkeitszeichen geweiht war, was auch von der Granate (Punica granatum) gilt, welche letztere aber auch als Heiligthum der Persephone, deren Mysterien das ewige Werden aus dem Vergehen darstellten, weswegen ihr wol auch der Frühlingsrepräsentant das Veilchen (Viola odorata) geweiht war, angesehen wurde. Als erotisch bedeutsam mußte die Birne (Pyrus communis) der Aphrodite, der Apfel (P. malus) der Lada oder Krasopani, die Krone der Blumenwelt, die Rose, beiden geheiligt sein. So ist es auch begreiflich, wie die slavische Lebensgöttin Siva Aehrengarben, und Krodo, den Hanusch mit der Fischavatare Wischnu's parallelisirt, einen Korb mit Blumen, deutend auf das neue Aufblühen der Welt aus ihrem Untergange, in der Hand trägt. — Und wieder aus der vorragenden Eigenthümlichkeit der Pflanze läßt es sich erklären, wie sie Cultmittel wurde, so die Baldersbra (Matricaria maritima?) und die Königskerze (děwana; Verbascum thapsus), jene im germanischen Cult des jugendlichen Sonnengottes Balder, diese im slavischen Sonnenwendefeste, beide wol wegen ihrer Heilkraft. In allen diesen Fällen sehen wir die Wahl der Pflanzen für die eigenthümlich gefärbte Grundstimmung der Innigkeit durch die Objectivität des Eindrucks gerechtfertigt. Und da diese so sehr dem Subjecte preisgegeben ist, so verschwindet mit der Wendung der Grundstimmung auch die Bedeutsamkeit dieses oder jenes sie darstellenden Objectes.

Bleibender haften in der Erinnerung jene Symbole, welche vorzugsweise ihrer Eigenthümlichkeit wegen religiös erfaßt wurden. Sobald aber der Glaube und Cultus einem neuen gewichen war, so mußte nothwendigerweise die frühere Weisheit als Thorheit der geoffenbarten Wahrheit gegenüber, seine Götter als böse Geister, der Cultus als Zauberei, und seine Glaubensartikel als Aberglaube erscheinen. Und in dieser Umwandlung mag der Wegweiser verloren gehen, der zeigen sollte, warum und welchen Cultpersönlichkeiten diese oder jene Pflanze geweiht war. Meist bleibt es da dem Errathen überlassen, warum diese Pflanze gewählt wurde, oder wie das Locale auf den verschwundenen Cult Einfluß genommen hatte.

Zwar wenn man den Hollunder (Sambuccus niger) auch nur ansieht, so wird der erste und bleibende Eindruck des Unheimlichen, welchen er macht, leicht seine Bedeutsamkeit erklären. An dumpfen abgelegenen Orten meist in Kehrichtwinkeln schießt sein magerer Stamm mit schmalen Blättern auf, die von schwarzen Läusen wimmeln, und zu seinen düstergefärbten Formen bildet die mächtige weiße Blumendolde, deren Duft anfangs anregt, auf die Länge aber Betäubung und Kopfweh hervorbringt, einen gar sonderbaren Gegensatz. So gilt er, unter dem beinahe gar nichts wachsen will, im Volksaberglauben natürlicherweise als das Obdach böser Geister. Ja bei den Slaven heißen diese geradezu Bĕzowé, man pflegt sie aber, um sie nicht aufzureizen, gutes Volk (dobre lude) zu nennen. Auch Parsluki (Fingermännchen) hießen sie wegen ihrer Kleinheit, und galten («ut credunt sub sambucco morari homunculos illos subterraneos.» Hartknoch.) als unterirdische Menschlein, die nur Dunkles und Widerliches im Sinne tragen. Ihr Haupt Puschkait, dessen Name wieder auf pust (wüst) deutet, haust mit ihnen unter dem Hollunder und seine andere Benennung Pikulik (der Unterweltliche, der Urzwerg, Hanusch: slavische Mythologie) hat sich auf jene Spielmännchen übertragen, die man jetzt noch aus Hollundermark verfertigt. So wie der gemeine Pole jetzt noch nicht ohne Zauberspruch den Hollunder umzuhauen wagt, so pflegten die Vorfahren alle Uebel unter demselben zu vergraben, hoffend, daß sie davon befreit würden, was dem Unterreiche angehörig sei («superstitione nostratium, si quid mali habent, sub sambucco sepelire solent, sperantes sese hac ratione curari.» Hartknoch.). Auch nach germanischer Ansicht gilt der Hollunder (ahd. holanter, niedersächs. ellhorn) für ein solches vom Bösen besessenes Gewächs, wie dies Arnskiel (Grimm: deutsche Myth.) erzählt: «Also haben unsere Vorfahren auch den Ellhorn heilig gehalten; wo sie aber denselben unterhauen mußten, haben sie vorher pflegen dies Gebet zu thun: „Frau Ellhorn, gib mir von deinem Holz, dann will ich dir von meinem auch was geben, wenn es wächst im Walde." Frau war überhaupt der Titel, den der Aberglaube des Mittelalters seinen

Pflanzen zu geben pflegte, wahrscheinlich weil noch die Erinnerung an die darin wohnenden Elfen wach war.

Wegen dieser seiner Eigenthümlichkeit gilt später der Hollunder auch als Zaubermittel, ja selbst gegen den Zauber. «Hollunder vor die Stallthür gepflanzt, bewahrt das Vieh vor Zauberei.» (Grimm: deutsche Myth.) Denn wir finden durchgängig solche Kräuter als zauberwirksam angesehen, deren matte, verschwommene oder düster bestimmte Färbung und sonstige Widerlichkeit oder Sonderlichkeit auf das Giftige hindeutet, welches Snell (Naturbetrachtungen) als fixirten Krankheitsprozeß auf den Uebergangsstufen bezeichnet. Und charakteristisch werden die giftigen Pflanzen auch in jener Dämmerperiode des Bewußtseins, innerhalb welcher sich ein Uebergang aus dem Glauben ins wissende Thun vorbereitet, und das Zaubern die geahnte Macht des Menschen über die Natur andeutet, als Mittel für oder gegen das Zaubern angewendet. So gilt gleich die mit ihrem Matt-Rosa gleißende Herbstzeitlose (Colchicum autumnale), die auch als die letzte Erscheinung des vegetirenden Lebens Uchtblume heißt, als ein gewöhnliches Zaubermittel, und war bei den Griechen der Medea geweiht. Dieselbe Giftigkeit bei düster verlockender Bildung machte die Atropa mandragora zu einer der Circe geweihten Zauberpflanze, wie denn der germanische Aberglaube mit der Wurzel dieses Allrauns gar absonderliche Sagen und Ansichten verband. Auch bei dem Bilsenkraute (Hyosciamus niger), in der Edda Sveffenthorn (Grimm: d. Myth.), auch Schlafapfel oder Rosenapfel genannt, und dem Eisenhut (Aconitum Napellus), den die Edda als Tyrhalm (Thorhalm, Thorhelm) und Thorhat (Thors Hut) kennt, ist das betäubende Gift derselben Ursache ihrer Zauberkräftigkeit. Der Seidelbast (Daphne Mezereum), nach der Edda Tyvidhr, dänisch Tyved geheißen, mag wegen des unerträglichen Brennens, das Rinde und Frucht auf der Haut verursachen, als kräftiges Mittel gegen das Aergste, gegen den Teufel selbst, den man nur durch Bande aus Seidelbast zwingen kann, bei Germanen und Slaven betrachtet worden sein. Und der giftige Eibenbaum (Taxus baccata) mochte als Zaubermittel gegen den Zauber gelten: Vor der

Eiben kein Zauber thut bleiben. Denn was den Zauber verursacht, kann ihn auch hindern, sobald der Mensch den Muth gewinnt, das Beängstigende ohne Weiteres zu handhaben und seine eigenen Nebelgebilde zu durchschreiten.

Wenn aber die Giftkräuter nur indirect und in der Hand des Kundigen zu Zauberwidrigem werden, so ist die Eigenschaft der gewürzhaften Pflanzen, deren ätherische Belebung sich schon in ihren klaren und präcisen Lebensformen andeutet, geradezu dem dunkeln Walten des Zaubers entgegengesetzt. So galten die Citronen (Citrus medica) und die duftenden Labiaten durchgängig als zauberzerstörende Potenzen; wie denn der überall vorkommende Quendel (Thymus serpillum) unter den Letzteren als zauberverhindernd gilt: «Ein Bund wilden Thymians zu der Milch gelegt, verhindert das Behexen», und dasselbe wird vom Majoran (Origanum majorana), so wie von der Raute (Ruta graveolens) ausgesagt. Anders verhält es sich freilich damit, wenn die Würze zuletzt betäubend wirkt; da hört man nur Klagen über die Pflanze:

«O chmielu! o chmielu o rozbójniku!
Rozbiłesz dziewczinę na pasterniku.»

«Hopfen, Hopfen, o du Bösewicht,
Geschädigt hast du die Maid auf dem Rasen.» (Woicicki.)

Auch in der Nähe des äthergefüllten Diptams (Dictamnus albus) wird es den Hexen nicht wohl, und wer Wermuth (Artemisia absynthium) bei sich trägt, kann nicht beschrieen werden.» (Grimm: d. Myth.) Auch jene Pflanzen, die den Eindruck milder Heiterkeit machen, müssen wol als Abwender des Unheils, ja geradezu als Bringer des Glückes betrachtet werden. So vor Allem das Sinngrün (Vinca pervinca) mit seinen reinen, stets gleichen Blättern und der weißen oder blauen, aber jedesmal klar gefärbten Blume. «Soll gesammelt werden zwischen den zweien unsern Frauentagen (Maria Himmelfahrt, 15. August, und Maria Geburt, 8. September; also im heiteren Nachsommer). Wer das Kraut bei sich trägt, über den hat der Teufel keine Gewalt, über welcher Hausthür es hängt, in das Haus mag keine Zauberei kommen.» «Wenn ein Kranz von Sinngrün geflochten, in der

Mathiasnacht (24. Februar, dem Frühlingsverkündiger) auf ein fließendes Wasser geworfen und von einem Mädchen, welches zuvor um das Wasser schweigend getanzt hat, schweigend ergriffen wird, so bedeutet er den Brautkranz.» (Grimm: d. Myth.) Auch das mit dem ersten Frühlinge kommende und wie mit Gold die Lehnen überblühende Fünffingerkraut (Potentilla verna) theilt die Heiterkeit seines Eindruckes als Wirkung im weiteren Kreise mit: «Die Wurzel des Fünffingerkrautes, Johannis vor Sonnenaufgang gegraben, erwirbt dem, der sie bei sich trägt, die Zuneigung Anderer.» (Grimm: d. Myth.) Einen ähnlichen heiteren Eindruck macht das reine Blau der Kornblume (Centaurea Cyanus) oder des Rittersporns (Delphinium Ajacis) im reifenden Saatgefilde. Daher denn auch beiden magische Wirkung zuerkannt wurde. So heißt es vom Rittersporn: «Diese Blumen alle Tage angesehen, denselben Tag kommt dir kein Augenwehthun. Diese Blumen hat die liebe Jungfrau sant Ottilia sonderlich lieb gehabt, davon ihnen dann solche Gewalt gekommen ist;» — und von der Kornblume: «Blaue Kornblumen am Frohnleichnamstag mit der Wurzel ausgerissen, stillt Nasenbluten, wenn man sie in der Hand hält, bis sie erwarmt.» (Grimm: d. Myth.)

In dieser Weise mochten auch die heilsamen oder für den Haushalt nützlichen Kräuter in den Cultus gekommen sein, und dann im Angedenken des Volkes als übernatürlicher Wirksamkeit voll sich erhalten haben. So ist es wol hinsichtlich des Wachholders (Juniperus communis), dessen Rauch gegen Miasmen angewendet wird, und des Wegerichs (Plantago major), dessen zerriebenes Blatt Wunden heilen soll, bestellt, daß sie der Medea geweiht wurden. Die heilsame Würze des Beifußes (Artemisia vulgaris) und des Wermuths (Artemisia absynthium) mochte aus demselben Grunde gegen böse Einwirkung beschützen: «Wer Beifuß in seinem Hause hat, dem mag der Teufel keinen Schaden zufügen. Heißt auch Sonnenwendgürtel (in späterer Version St. Johannis-Gürtel), weil man es zur Sonnenwende umgürtet.» «Wer Wermuth bei sich trägt, kann nicht beschrieen werden.» (Grimm: d. Myth.) Auch das milde Arom des Gundermanns

(Glechoma hederacea) und der Petersilie (Selinum petroselinum) macht es erklärlich, wie beide dem Hexenwesen feindlich genommen werden mochten: «Wer Walpurgis einen Kranz von Gundermann aufsetzt und damit zur Kirchen geht, kann alle Hexen erkennen.» (Grimm: d. Myth.) «Wenn die Braut zur Trauung geht, muß sie Petersilie und Brot unter dem Arme tragen, damit ihr böse Geister nichts anthun.» (Hanusch: slav. Myth.) Und wenn alle diese im Hausgebrauch so wohlthätigen Pflanzen gegen das Böse schützen, so ist es auch begreiflich, wie man alle Vorsicht und die Cultüberlieferungen zu Hülfe zog, wenn es sich um das Gedeihen des Werthvollen, wie es der Flachs (Linum usitatiosum) ist, handelte. «Wenn die Weiber auf Lichtmesse bei Sonnenschein tanzen, so geräth der Flachs dasselbe Jahr.» «Wer Lein säen läßt, gebe dem Säemann ein Trinkgeld, sonst verdirbt der Flachs.» (Grimm: d. Myth.) — Wenn nun die Pflanzeneigenthümlichkeit von der Art ist, daß ihre Nähe unausstehlich beinahe für Jeden wird, so mag man immerhin selbst die bösen Geister damit zu bannen glauben. So ist es nicht schwer, beim Knoblauch (Allium sativum) darauf zu kommen, warum das Aussprechen seines Namens schon dem serbischen Volksglauben gemäß (Talvj: serb. Lieder) gegen das Beschrieenwerden schützen soll, und warum jeder Gepriesene hier sowie in Polen jeder außerordentlich Angeregte «Knoblauch, Knoblauch» murmelt, um das Böse zu verscheuchen, und wie er in Polen den ungetauften Kindern unter das Kopfkissen als Schutz gegen Teufel und Hexen gelegt wird.

Mitunter sind es die sonderbaren Formen oder der sonderbare Standort, jenes beim Teufelsabbiß (Scabiosa succisa) und beim Johanniskraut (Hypericum perforatum), dies bei der Hauswurz (Sempervivum tectorum), welche zu abergläubischen Vorstellungen Veranlassung gaben. Das Johanniskraut oder Hartheu am liebsten auf freien sonnigen Lehnen wachsend und schon deshalb dem Düstern entgegen, hat Blätter, die wie von feinen Nadeln zerstochen aussehen. Die alten Weiber sagen: «Dost, Hartheu und weiße Haid, thut dem Teufel viel Leid,» es vertreibt auch die Hexen; um nun sich und seine guten Freundinnen

zu rächen, «durchsticht dieser aus Bosheit alle Blätter mit der Nadel.» (Grimm: d. Myth.) So sagt über den Teufelsabbiß Quibasius, «daß mit dieser Wurzel der Teufel so großen Unfug trieb, daß die Mutter Gottes ein Erbarmen hatte und ihm die Macht benahm. Vor großem Grimm biß er die Wurzel unten ab, und so wächst sie noch heute des Tages.» Davon hat sie Namen und Form, so wie die schlimme Eigenschaft im Volksglauben behalten, daß, «Teufelsabbiß untern Tisch geworfen, zanken und schlagen sich die Gäste.» Wer es übrigens versteht, kann sie auch noch heut zu Tage benutzen, denn «Mitternacht vor Johannis soll man Teufelsabbiß graben, so sind die Wurzeln unabgebissen und dienen zur Vertreibung des Teufels.» So weiß sich der Volksglaube überall zu helfen, wie er denn noch vor der Entdeckung der Wetterableiter einen gar trefflichen an der Hauswurzel besaß: «Hauswurzel aufs Dach gepflanzt, schlägt der Donner nicht ins Haus.» (Grimm: d. Myth.)

Uebrigens ist weder eine brauchbare noch eine sonderliche Eigenthümlichkeit der Pflanze dem Glauben des Volkes zum Träger nöthig. Höchstens mag die Seltenheit wie beim vierblättrigen Klee noch eine Andeutung geben, wie er mit dem eben so seltenen bleibenden Glück in Zusammenhang gebracht wird. «Wer vierblättrigen Klee findet, soll ihn werth halten, so lang er ihn hat, wird er glückselig sein.» Oder vielleicht war den Vätern Etwas an irgend einer Pflanze bedeutsam, was unser Sinn nicht mehr gewahrt. So mag es sich mit der Zehrwurz (Arum maculatum) verhalten, von der es heißt: «Wenn Jungfern zum Tanze gehen, sollen sie Zehrwurzelkraut in die Schuhe legen und sprechen: „Zehrwurzelkraut, ich zieh dich in meine Schuh, ihr junge Gesellen lauft alle zu“;» oder mit der Mauerraute: «Das rothe Steinbrechlin mit den Linsenblättlein hieß bei den alten Weibern Abthon (Asplenium Trichomanes), das nacket Frauenhaar (Asplenium Ruta muraria) Wiederthon, und mit beiden können sie nach Gefallen abthon und wiederthon (??)»; oder mit der Kreuzwurz (Senecio vulgaris, Modelgêr): «Die alten Weiber sagen: „Modelger ist aller Wurzel ein Ehr“; es wird zu

Liebeszauber gebraucht.» (Grimm: d. Myth.) Wo übrigens der Liebeszauber, sowie aller Zauber herstammt, verräth am besten das Volkslied meines Heimathlandes (Sušil: moravské narodni pisně):

«Polajko, Polajko	«Polei, du Polei (Mentha pulegium),
Dawno jsme se ználi	Lang mir Bekannter
Ked jsme šohajowi	Seit wir den Liebsten
Spolu čarowali.	Zusammen bezaubert.
Nečarowala jsem	Doch nicht gezaubert
Ani ma mamička	Hab' ich, nicht die Mutter,
Než mu čarowali	Mein schwarzes Auge
Mé černe očička.»	Hat Zauber geübet.»

2. Das Märchen.

Nicht äußere Mächte sind es, welche die Umstimmung der Innigkeit verursachen. Nicht die Zauberkräuter wirken die Wunder des Fühlens, sondern das Auge entsendet jenen Zauber, welcher die Liebe ins Leben ruft. Der Blick, in welchem die Innigkeit wie im Brennpunkte zusammenstrahlt, schmilzt die Schranken von Eis, welche Convenienz um des Herzens Bebungen gezogen, und zerstreut das Gewölk, in dem sprödes Widerstreben den Drang der Sehnsucht verhüllen will. Die Innigkeit also ist es, welche durch irgend eine landschaftliche Combination angeregt wird, sich in die Grundstimmung des Lebens zu vertiefen, und dieses Gefühl ist von Außen blos wach gerufen, nicht aber durch die Naturmächte erzeugt. Und die in den Umformungen der Grundstimmung durchbrechende Ahnung von dem richtigen Verhältnisse der Innigkeit und der Außenwelt ist es, welche sich nach den zwei Seiten dieses Verhältnisses im Märchen und Volksliede andeutet, jenachdem entweder die Macht der Innigkeit oder die Einwirkung des Landschaftlichen hervorgehoben wird.

Das Aufflammen der Innigkeit im Gefühle ist also das

Hervortreten ihrer ursprünglichen Fülle und Kraft. Die Ahnung dieser Wahrheit nun überträgt die Innigkeit unmittelbar, d. h. ohne die umbildende Arbeit zwischen den Entschluß und die That zu stellen, auf die Außenwelt. Denn diese unmittelbare Annahme eines Innigen im Aeußeren ist ja eben das Wesen der Ahnung. So wird also die Landschaft von der Ahnung menschlich genommen und behandelt. Sie ist von menschlich Fühlendem belebt, und menschliches Leben, Gestaltung und Umgestaltung nach menschlichen Motiven findet auf diesem Standpunkte der Mensch in allen ihren Aeußerungen. Dieser Abglanz menschlicher Innigkeit im gesammten Naturleben ist das Märchen.

Wenn aber auch das Starre und Flüssige der Landschaft, sowie das sie durchwandelnde thierische Leben mancherlei Anklänge an menschliches Fühlen darbietet, das stille Leben der Pflanze ist doch ihre ewige Physiognomie, daher auch dies vorzugsweise das Reich des Märchens. In dem rastlosen Werden und dem Schweben zwischen zwei Beseelungen, welches das Leben der Pflanze zur Schau trägt, erblickt die Ahnung vor Allem die Fortsetzung der Innigkeit, den Uebergang menschlichen Fühlens in die Welt. Die Pflanze erzählt allen Begabten das Leben der Innigkeit in einem reizenden Märchen, und zum Danke dafür offenbart die Ahnung ihre Gebilde, indem sie Märchen von Pflanzen in die Prosa des Alltagslebens verwebt.

Die Innigkeit ist die Macht des individuellen Lebens, ja sie ist dieses individuelle Leben selbst, in der Zusammenfassung aller Momente zur Einen Energie. Was vereinzelt nur ein gebrochenes Leben führt, wird im Zusammenstreben und Aufflammen des Fühlens unwiderstehliche allbezwingende Kräftigkeit. Wie könnte diese innere Unendlichkeit mit dem äußeren Abschlusse selbst ertödtet, wie das Herrlichste im Staube untergehen gemacht, wie jene überirdische Gluth vom Schlamme der Verwesung erstickt werden? Was die Wunder der Liebe, den Zauber der Pietät, die ideale Begeisterung ins Dasein bringt: die Innigkeit kann vom Grabe nicht für ewig festgehalten und durch seinen Druck nur zu neuer Gestaltung gedrängt werden.

«Ferhad ist am Beil verblutet,
An dem Berge Bissutun.»

Wie wäre es aber möglich, daß sein Blut gleich einer ärmlichen Quelle im Sande verrinnen sollte? Nein, was in süßen Klageliedern lebt, das kann auch die Erde nicht verderben, der Lebensstrom, in welchem die Ahnung des Göttlichen pulsirte, kann nur die Keime des Schönsten ins Leben rufen, und

«Wurzel schlägt es, Zweige treten
In die Luft, und süßer Schmerz!
Ewig neu in der Granate
Blutet das gespaltne Herz.» (Rückert.)

Und wo das widrige Leben das reine Ausströmen der Innigkeit hemmte, wo es diese Fluthen zu nur um so heftigerer Schwellung zurückdämmte, dort öffnet der Tod als Befreier die Riegel, und das bisher Verschlossene wächst nun freudig ins lichte Leben hinaus. Tristans und Isoldens süßes Leid, die blinde Trunkenheit ihrer Leidenschaft, das stets gestörte Glück ihrer Liebe, Alles also, dem das Menschenleben tödtlich entgegentrat, keimt als innige Verschlingung von Rosen und Reben aus dem Grabe und erblüht immer neu zu Glück und Beseligung. «Rosen und Trauben, ich kann mir keine schönere Vermählung denken!» (Bettina.) Wenn Omer und Merime sterben mußten, weil sie im Leben sich nicht vereinigen durften, so erwächst neben der Kunde von dem bitteren Loose ihrer Liebe, neben der Nießwurz (čemeřice, Helleborus niger) ihre Einigung als Föhrenpaar aus der irdischen Umhüllung:

«Und nicht lange währt es, aus dem Grabe
Omer's wächst empor die grüne Föhre,
Aus Merime's eine weiße Föhre.
Föhre neigt zum Föhrenbaum sich traulich
Wie die Maid sich schmiegt an den Geliebten,
Wie die Seide glänzt am Blumenstrauße.
Eng vereint wächst Föhre mit der Föhre,
Bittre Nießwurz blühet rings um Beide.»
(Serbische Ballade.)

Die Anemone (Anemone nemorosa) keimt aus Adonis Grabe und bringt jeden Frühling der Geliebten Kunde von dem unsterblichen Leben der Liebe; die Klagen des Ajas, welche die Erde

verschließen wollte, treten auf der Blume, die daraus wächst, dem Rittersporn (Delphinium Ajacis), ans Tageslicht:

> «Ipse suos gemitus foliis inscribit et Aia
> Flos habet inscriptum.» (Ovidii Metamorph.)

> «Selbst seine Klagen verzeichnet er auf die Blätter, und Aja
> Stehet auf jeglicher Blume;»

wo ein Liebendes und Geliebtes begraben wurde, dort läßt der Volksglaube Rosen sprießen, denn

> «Was Wunder, wenn die Ros' dem Staub entblüht,
> Der über Rosenwangen Grabflor zieht.» (Saadi.)

Ja selbst der fromme Wahn des buddhistischen Mönches, der sich die Augenlider abschnitt, um nicht vom Schlafe in seinen Gebeten und Meditationen gestört zu werden, findet als eine Richtung des Gefühls seine Verewigung, indem aus jenen Lidern der Theestrauch (Thea bohea) erwuchs. Was also immer der Tod der Innigkeit rauben wollte, die Pflanzen bringen es in einem immer wieder aus winterlichem Grabe aufkeimenden, unsterblichen Leben.

Wenn nun der Abschluß des Todes es offenbart, welches die schöpferische Kraft der Innigkeit gewesen, so kann es doch auch während des Lebens eines nur von seiner Innigkeit erfüllten Herzens an solchen Offenbarungen nicht fehlen. Denn wessen das Herz ist gefüllt, dessen der Mund bald überquillt, und nicht der Mund allein, jede Regung der Hand, jedes Oeffnen des Auges offenbart ein von seinem Wesen durchdrungenes menschliches Dasein, und die Natur harrt im Märchen auf diese Offenbarungen, um von ihnen ein bedeutsames Leben zu erlangen. Wo daher ein wahrhaft menschliches Leben sich ankündigt, dort erzählt auch das Märchen von seiner unmittelbar gestaltenden Energie. Und wenn diese so seltene Ankündigung der in sich geeinten Menschlichkeit eintritt, so kann es uns auch nicht Wunder nehmen, daß ihr das Märchen Wunderbares zumuthet.

Wenn wir uns erfreuen ob des Eintrittes Begabter in die Welt, weil wir von ihnen, denen die Fülle menschlichen Glückes innewohnt, eine Verschönerung der Naturumgebung zuversichtlich hoffen, so läßt das Märchen ihre Heiterkeit sogleich zu Rosen

werden. Daß begabte Glücksleute Rosen lachen, ist ihm eine ganz bekannte Thatsache, und ihm nach übertreibt der Dichter des altdeutschen Epos: Apollonius von Tyrland, gar nicht, wenn er sagt:

«Er küßte sie wol dreißig Stund'
An ihren Rosen lachenden Mund.»

Und wir glauben es dem todten Bräutigam des dänischen Liedes Aage und Else recht gern, wenn er uns erzählt, wie sich sein Sarg mit Rosen fülle, sobald seine Geliebte lacht. Denn ist es uns in der Nähe einer schönen und vollen Menschenerscheinung ja selbst so, als wandelten wir in einem Zaubergarten, der sich mit jedem ihrer Schritte erweitert. Daher auch, wo reine Jungfräulichkeit durch die Trübungen und Verwirrnisse irdischen Daseins hoch und hehr schreitet, wird die Umgebung ein Abglanz dieses Wunders sein. Das Märchen läßt ohne Weiteres aus dem Hauche und aus den Fußstapfen einer wahren Jungfrau Blumen sprießen, und wenn und wo sie in Trauern und Wehmuth sich versenkte, da wächst die bleiche edle Lilie aus ihren Thränen hervor.

Ja schon die einzelne Aeußerung, in welcher das ganze Menschliche mit einem Auflodern brennt, bringt Erleuchtung und Wärme in unser freudenarmes Dasein. Der Blick, aus welchem die Seele strahlt, das Lächeln, welches den beseligt, dem es gilt, ruft eine Welt voll Lust und Heiterkeit hervor:

«Von deinem holden Lächeln
Entsprang der Rose schöne Zier,
Von meinem heißen Blicke
Entsproßte die Granate hier.» (Hafis.)

Und so wie jene Aeußerungen selten, wie sie sind, Unerhörtes verursachen, so ist auch in dem Schatten kühler Denkungsart und nüchterner Grundsätze, in jener lauen Mittelmäßigkeit, die wir Leben zu nennen gewohnt sind, die gänzliche Verschmähung eine zu seltene Erscheinung, als daß sie nicht dieselben Wunder, wie jene glückhaften Momente, vollbrächte, sie wächst in der Blume Schabab (Achillea ptarmica) auf:

«Weiß mir ein Blümli weiße.
Stat mir im grünen Gras,
Gewachsen mit ganzem Fleiße,
Das heißt nun gar Schabab.» (Uhland: Volkslieder.)

Für eine kühnere Anschauungsweise ist es nicht einmal nöthig, daß sie hinter der Aeußerung ein Inniges ahne, ihr genügt die Erscheinung des Menschlichen zur Begründung des Märchenhaften; das Auge, wo es flammte,

«hat Narcissen
Schwarze Maale eingebrannt;»

die Locke, wo sie um ein schönes Antlitz sich ringelt, streut ihre Verlockung ringsumher:

«Von dem Dufte deiner Locken
Duften süß die Hyacinthen;»

und wo dieses Antlitz selbst sich zeigt, dort beeilt sich Alles, seine Heiterkeit abzuspiegeln:

«Von den Rosen deiner Wangen
Nehmen Knospen ihre Tinten.» (Abul Maani.)

So läßt also das Märchen des Menschen Innigkeit nach und vor dem Tode, ja ihre einzelnen Aeußerungen und sogar Andeutungen ins Pflanzenleben übergehen, was Wunder dann, wenn in den Erscheinungen der Pflanzen menschliche Gemüthszustände erschaut werden? Hat sich den Blumen das Wesen des seltenen Glückbegabten und der jungfräulichen Reinheit eingeschaffen, so ist es begreiflich, wie diese an den höheren Regungen des Gemüthes Antheil nehmen, wie sie sich mit dem Glücklichen freuen, mit den Klagenden trauern:

«Die Blumen lachen dem Mai entgegen,
Der manchem Herzen Freude gibt.» (Hadloub.)

und die Trauerweide (Salix babylonica) läßt in ewiggrüner Wehmuth ihre Zweige hängen, an denen der Sänger um des Gottesvolkes verlorne Herrlichkeit seine Harfe aufgehangen. Daß (nach Mirza Kassim)

«Die Rosenknospe, feucht vom Morgenthau,
Lacht wie der Mund Schirins, der schönen Frau;»

ist so leicht erklärlich:

«Denn Vertraute stiller Liebe
Sind in ewgem Liebesfrieden
Zart verwoben in einander,
So die Sterne wie die Blumen.» (Calderon.)

Den Ahnenden umgibt eine Welt, die überall an sein Leben anklingt, weil er den Ueberfluß seines Herzens über sie ausgegossen. Die Cypresse, welche an den schlanken Wuchs der Geliebten mahnt, hat diese Erinnerung in ihr Leben selbst aufgenommen:

«Aus Erinnerung deines Wuchses
Stehn Cypressen in dem Hain.» (Abul Maani.)

ja wenn nicht das Staunen über eine so herrliche Erscheinung sie fesseln würde, wer weiß, liefe sie nicht vielleicht gar davon:

«Weil Cypressen auf den Fluren
Deines Wuchses Haltung sehn,
Bleiben sie darob erstaunt
Dorten eingewurzelt stehn;»

und weil sie trotz alles Mühens und Staunens ihr Vorbild nicht zu erreichen vermögen, stehen sie in düsterer Hülle da:

«Vor der Haltung deines Wuchses
Nimmt Cypress' den Schleier vor;»

ja sie verlieren im Gefühle ihrer Ohnmacht zuletzt den Verstand:

«Scham vor deinem edeln Wuchse
Raubt Cypressen den Verstand.» (Abul Maani.)

Nicht viel besser ergeht es der stolzen Ceder, wenn sie den Wettstreit mit Menschenschönheit einzugehen wagt, denn

«Auf der Flur des Rosenhaines
Blühten Cedern viele Jahr',
Bis aus Eifersucht des Wuchses
Ihre Blüth' vergangen war,»

das schlanke Mädchen übertrifft der Cedern emporstrebende Herrlichkeit, und dieser sich selbst tragende Adel der Gestalt weckt heimliches Weh in allen Landschaftsgebieten:

«Nimmt des Wuchses hohe Ceder
Nach dem Rosenbeet den Lauf,
Stehn aus Sehnsucht, sie zu sehen,
Alle Blumen liebend auf.» (Abul Maani.)

So leiht also das ahnende Herz des Menschen alle seine eigenen Stimmungen und Verstimmungen an die Pflanzenwelt weg, und läßt sich seine eigenen Vorgänge im Märchen ihres Lebens vorstellen. Damit es aber dabei ja nicht zu kurz komme, müssen sich die Pflanzen bequemen, alle seine Einseitigkeiten zur Schau zu tragen. Solches muß sich sogleich die arme Mandelblüthe gefallen lassen, die (nach Beda Weber) «dem Auge in Südtirol als etwas Geweihtes, als Ausdruck der zartesten, lieblichsten Gedanken und Gefühle erscheint, und daher mit besonderer Theilnahme, mit einer Art Schauer von allen kindlichen Gemüthern begrüßt wird.» Weil sie sich voll unschuldigen Vertrauens auf den ersten Frühlingsblick hervorwagt, und ihr verschämtes Roth entfaltet, ehe die Starrheit der anderen Bäume aufgebrochen ist, muß sich ihr Träger von weltmännischer Gewandtheit, welche überall den rechten Zeitpunkt erlauert und sich nicht der Gefahr des Erfrierens preisgibt, l'arbre de la folie schelten lassen. Dagegen wird der Maulbeerbaum, der seine Blattherzen erst dann entfaltet, wenn er mit Spitzen nach allen Seiten sondirt hat, ob ringsum frisches Grün die letzten tückischen Fröste überstanden, als l'arbre de la sagesse belobt. So findet der Mensch die beiden Extreme in der Bethätigung seines Inneren, die Naivetät, die rücksichtslos voranstürmt zum Ideale, und die kluge Zurückhaltung, die Andere sich verbrennen läßt, ehe sie es an ihrer Zeit hält, im Pflanzenleben wieder.

Und welche Märchen hört die begabte Ahnung über alle Zwischenstationen der Gemüthsstimmungen von den Pflanzen und ihren Repräsentanten, den Bäumen, nicht erzählen? «Bäume sind gewaltige Redner! Die einfache Fichte oder die melancholische Cypresse hat die Feierlichkeit des Grabes, welches sie in ihrer stummen Sprache beschattet, sie erzählt von den unter ihr ruhenden Todten, von der Hand, die ein trauriges Vergnügen darin

fand, sie zu pflanzen. — — — Alle sprechen, von dem stattlichen Fürsten des Waldes herab bis auf den niedrigen Hagedorn, der vielleicht unter Allen im Besitz der meisten Geheimnisse, wie die Schulknaben und Mädchen es nennen, sich befindet.» Und wie erst, wenn die Bäume zum gewaltigen Walde sich zusammenstellen: «Eine große Waldstrecke hat für mich einen unbeschreiblichen Reiz. Ich freue mich über ihre Tiefen, ihre Dunkelheit, ihre Feierlichkeit und die erhaben tönende Poesie ihrer einsamen, tiefverborgenen Stellen. Es liegen so viele Geheimnisse in ihrem Schoße, solche Bände voll Gedanken und Phantasien in ihrem Schweigen und ihren Tönen! In den Wohlgerüchen, die aus den Blättern, der Rinde, dem Grase und den wilden Blumen duften, die für uns allein zu blühen scheinen, und deren Wohlgeruch wie die Töne lieblicher, wohlbekannter Musik die Vergangenheit aufschließt und ihren Gedächtnißbildern Leben einhaucht. O die Vergangenheit, die Vergangenheit! Wie oft halten wir sie für todt und entschwunden, wenn sie verborgen liegt in einer Falte des Herzens, aus welcher selbst der Duft einer Blume sie wieder hervorzuziehen vermag!!» — (Reisebilder aus den Pyrenäen. Aus dem Englischen von Bauer). Ja wol, seine Vergangenheit und seine Gegenwart, seine Zukunft sogar mag das ahnende Herz dem Pflanzenleben und seinen Regungen ablauschen, vom fallenden Laube an, das einst ein unstörbares Glück siegreich auf die kaum gelöste Starrheit der Erde zu bringen schien, bis zu jenen Riesengreisen im Walde von Prajaga zwischen Ganga und Dschuma, wo den Urvätern zum ersten Male eine verworrene Ahnung der Wahrheit in der Trimurti aufging, und durch alle jene Klänge und Pflanzenbilder, in welchen die Lieder seines Volkes die tausenderlei Stimmungen und Töne des Gemüthes verrathen.

3. Das Volkslied.

Wenn im Märchen die Innigkeit mit ihren Zuständen und Andeutungen an die Umgebung und sachgemäß an das Pflanzliche übertragen wird, so daß dem Menschen jedes Blatt der Landschaft von den Regungen des Gemüthslebens Kunde gibt, so wird vom Volksliede das Entgegengesetzte und Ergänzende zu dieser Verpflanzung des Herzens in die Natur vollbracht; es wird nämlich die Einwirkung der Landschaft in die Stimmungen und Klänge der Innigkeit übertragen.

Wie die lyrische Dichtung überhaupt, so ist auch das Volkslied das Austönen einer von der Innigkeit völlig durchdrungenen Stimmung. Und nicht dadurch unterscheidet sich das Volkslied von der kunstmäßigen Lyrik, daß es sich etwa triviale, d. h. vom Alltagsleben des Bedürfnisses beherrschte Stoffe wähle, oder die Stimmung in gemeiner Weise wiedergebe. Solche Trivialität des Inhaltes oder der Form, die man zuweilen gern für das Volksgemäße ausgeben möchte, wird höchstens in der Kneipe populär werden, nie aber in der Brust des Volkes ein Echo finden. Sondern das Volk eben nur dann zum Gesange sowie zum Lesen disponirt, wenn es die Geschäfte des Tages und der Woche abgeschüttelt, wird auch nur jene Lieder als die seinigen anerkennen, in welchen die sogenannte ideale Stimmung oder jene erklingt, welche vom Reinmenschlichen und seinen allgemeinen Interessen erfüllt ist. Es will seinen Feierabend eben dadurch markiren, daß es sich über die Prosa des Daseins und seiner Bedürftigkeit in das süße Reich der Sagen und Klänge erhebt, und in dieser Erhebung die Geheimnisse des Gemüthes, die idealen Zustände des Lebens ergründet. In dieser Hinsicht also verfolgt das Volkslied mit der Kunstlyrik dieselbe Aufgabe; es scheidet sich aber dadurch von ihr, daß sie diese Bestimmung mit Absicht und nach bewußten Gesetzen durchführt, während das Volkslied unmittelbar, aus dem vollen Herzen strömend, nur vom Instincte desselben geleitet wird.

Daher bewegt sich das Volkslied auch nur in jenen Maßen, welche als eine äußere Eindämmung an die Wogen des Gefühles sich legen. Soweit als es die unwillkürlich mit der erhöhten Stimmung eintretende Geberdung begleitet, oder das gedehnte Steppenland das Hören möglich macht, die Bergwand nicht mit dem Zurückgeworfenen das Ursprüngliche mengt, oder der Taktschritt des Tanzens das Eine Strömen des Gemüthes bricht, geht auch das Lied ungehalten fort, und formirt seine Absätze, Verse und Strophen nach diesen äußeren Hebungen und Senkungen. Freilich ist diese äußere Messung eigentlich auch eine innerliche, denn daß der Gesang von dieser Geberdung oder Tanztaktirung begleitet wird, daß er nach der Steppenweite sich dehnt, in der Thalenge bald nur ein abgebrochener Seufzer, bald ein weithallender Aushauch im Echospiele wird, davon ist der Grund in der Stimmung des Gemüthes zu suchen, die denn auch zum Theil von der Landschaft bedingt wird. Und wie es sich instinktmäßig von seinen Maßen leiten läßt und unbewußt den Gesetzen der Rhythmik folgt, so ist es auch über seinen Ursprung völlig unbekümmert. Es ist da, wird von Mund zu Mund weiter getragen, und fragt ihr, woher es gekommen?

«Drei Gänse brachten es über den Rhein,
Zwei graue und eine weiße.»

Es ist gefunden worden, und wollt ihr mit aller Gewalt wissen, woher das gekommen, was Euch so zaubermächtig ergreift, mag euch wol eine gar sonderbare Antwort werden; das Volkslied spottet solcher Fragen und Forschungen:

«Zpiewanky, zpiewanky, kde jste sa wy wzaly
Či jste z neba zpadly, či jste rastli w haji?
Z neba jsme nespadly, w haji jsme nerastly
Ale nas mladenci a dĕwčence našly.» (Kollar: Zpiewanky.)

«Lieder, ihr Lieder, woher seid ihr kommen,
Fielt ihr vom Himmel, erwuchst ihr im Haine?
Nicht sind vom Himmel wir, nicht aus dem grünen Hain,
Mädchen und Jünglinge aber, die fanden uns.»

Ja wol werden sie gefunden, denn sie kommen, wie die

Wundergaben der Gesundbrunnen aus dem tiefsten Erdengrunde quellen, aus dem Grunde und dem Herzen des Volkslebens hervor. Dort wurzeln sie in den geheimsten Schachten, und verrathen nur wie die Blumen den Boden, aus welchem sie keimten. Und wie in diesem Herzen der Einen Volksthümlichkeit, des gemeinsamen Verständnisses und Interesses, alles Geäder zusammenkommt, welches durch seine mannichfachen Gliederungen pulsirt, so klingt auch das, worin Alle ein inniges Einverständniß haben, im Volke von Mund zu Mund, und verbreitet sich wie das aufgehende Licht mit Einem Male über sein ganzes Gebiet.

Auf die Volksthümlichkeit hat aber nebst den erst später zu erwägenden Erlebnissen die Landschaft einen bildenden Einfluß, der um so bedeutender ist, als er dem Geschichtlichen vorangeht. Schon von dieser Seite her wird also das Volkslied den Ton seiner Landschaft ausklingen, und noch mehr geschieht dies dadurch, daß in ihm einer ganz bestimmten Situation Stimmung und Leben wiedergegeben wird.

Das Volkslied nämlich, wie es selbst aus der Fülle des Herzens quillt, setzt dieselbe Strömung der Innigkeit auch bei den Hörenden voraus, weil ja der unbefangene Mensch nicht einmal davon zu träumen vermag, daß die Stimme eines reinen und vollen Herzens irgendwie angezweifelt oder misverstanden werden könnte. Aus dieser Voraussetzung ist nun der Gang und die ganze Haltung des Volksliedes zu erklären. Es genügt ihm, an die Innerlichkeit appellirt zu haben, das Uebrige ist durchaus Nebensache. Daher greift es aus ganzen Vorgängen eben nur das heraus, was innerlich anklingt, und gibt es ohne alle äußere Ordnung, ohne alle Berücksichtigung von Raum und Zeit, von Vor und Nach so, wie es sich nach den geheimen Gesetzen innerer Wahlverwandtschaft um den einen Kern aller Herzensbewegungen herum gruppirt. Es hat sein ganz eigenes Gewissen über Wichtiges und Unwichtiges im Leben, denn es läßt nur das und an der Stelle gelten, was und in welcher Nähe es zu seinem Grundtone in Beziehung tritt. Das Andere versteht sich ihm von selbst, und wo es nicht etwa ganz leicht ersichtlich wäre, dort leitet

die Melodie über alle Abgründe und an allen Schwierigkeiten vorüber die Seele hinweg.

Gleichwol, um diese knappe Behandlung seines Stoffes, die Sprünge im Gange des Vorführens sich und dem Hörer zu erleichtern, lehnt es sich an ein Allvertrautes wie an eine Stütze. Denn weiß es diese geleitende Stütze in seinem und des Hörenden Sinne, so kann es sich ungescheut in die keckſten Wendungen hineinwagen. Wo aber fände die Innigkeit ein passenderes Tragemittel über die Wogen des Gesanges als an der Pflanzenwelt? Muß das, was allen Herzen vertraut sein soll, in ihrer Heimath zu finden sein, so ist die Pflanze, in welcher das bleibende Leben der Landschaft mit allen ihren Potenzen Allen bekannt fortwächst, auch der entsprechendste Hintergrund für die Traumbilder des Herzens, die im Volksliede ihr schwankendes, verschwimmendes Leben aushauchen. Daher schon und noch mehr ihres ganzen Lebenscharakters willen, der so sehr mit dem der werdenden Innigkeit zusammenstimmt, finden wir die Pflanzen überaus häufig der unmittelbaren Lyrik des Volkes eingeflochten. Sie sind die aus der Landschaft geholten und in den Kranz des Liedes gewobenen Blüthen, an welchen Jeder leicht und schnell den Boden erkennt, aus welchem sie ihre Nahrung gesogen.

In sehr vielen Fällen freilich bleibt die Beziehung des Volksliedes zur Pflanzenwelt eine rein äußerliche. Vielleicht ist es gar nur um das bloße Anfangen zu thun, das Herz fühlt sich so übervoll, daß es nicht weiß, nach welcher Seite zu es sich im Gesange soll ausströmen lassen. Das erste beste Auffallende wird dann ergriffen, und der Gesang geht von diesem Anknüpfen fort, ohne mehr auf seinen Anfang zu reflectiren. Eine Linde, die im freien Felde einsam steht, mag da immerhin dem sich in seiner und der Welt Fülle einsam dünkenden Herzen einen Halt geben:

«Wširom poli stojí lipa zelená
Z pod tej lípy teče woda studena.» (Kollar: Zp.)

«Steht im weiten Feld die grüne Linde,
Kühles Wasser quillt dort aus dem Grunde;»

oder auch sie bietet sich in derselben Einsamkeit auf dem Gehöfte dar:

«Prosred našho dwora lípka kwitne.» (Kollar: Zp.)

«Linde blüht in unsers Hofes Mitte.»

Dabei hat übrigens die Linde gar keine weitere Bedeutung, als in einem abgeschlossenen Landschaftsgebilde dem Herzen eine bestimmte Situation vorzustellen, an der es selbst zu bestimmter Tönung werde. Es ist also völlig gleichgültig, ob es gerade die Linde sei, der Ahorn thut's auch:

«Auf der Wiese unterm Ahorn rieselt die Quelle.»
(Talvj: Serb. Lieder.)

oder die Pappel:

«Stoji u wody bilý topol;»
«Steht am Bach die weiße Pappel.» (Sušil: Mähr. Volkslieder.)

ebenso die Rose:

«Na tom Sitně
Ruža kwitne.» (Kollar: Zp.)

«Auf dem Sitno
Blüht die Rose.»

oder auch die Kiefer:

«Auf dem Berg, dem Kiefernberge
Grünet eine Kiefer.» (Talvj.)

Doch ist dieser völlig äußere Zusammenhang, oder besser gesagt, diese Zusammenhanglosigkeit zwischen dem Liede und der Landschaft ziemlich selten. Es widerstrebt dem ganzen Wesen der Innigkeit, sich bloß äußerlich zur Umgebung zu verhalten, und ihre Situation nur wie den Ruhepunkt des Bedürfnisses zu behandeln, der sogleich aufgegeben würde, wenn der Mensch zu sich gekommen. Daher wird diese landschaftliche Situation meist deshalb gewählt, weil sich in ihr ein leiser Wiederhall der Herzensregungen findet. Und eigentlich war jene erste Beziehungslosigkeit nur scheinbar, ein geheimer Zug der übers Gewöhnliche erregten Stimmung führte sie ihr selbst nur unbewußt, zu den hervorragenderen Landschaftsgebilden, zum mächtigen Baume, der selbst lebensvoll in seinem Schatten die lebenspendende Quelle hegt. Daher kommt in der bestimmteren Wahl der Anfangspunkte im Volksliede nur jenes erste geheime Walten klarer an den Tag

Weil es sich nach Widerschein umsieht, wählt das Herz solche hervorleuchtendere Situationspunkte in seiner Umgebung zu Liedesanfängen aus:

«Es stet ein Lind in diesem Tal,
Ach Gott! was thut sie da?
Sie will mir helfen trauern,
Daß ich kein Bulen hab'.» (Uhland: Volkslieder.)

So passen die einsame Linde und das einsame Mädchen ganz wohl zu einander, gerade wie in jenem:

«V širém poli dubec stoji
Na dubci zezhulice.
Kakby děvě těžko bylo
By vezdy sama byla.»

«Steht eine Eich' im weiten Felde,
Auf der Eiche sitzt ein Kukuk.
Und wie bange wär' der Dirne,
Wenn sie immer einsam bliebe.» (Kiniginhofer Handschr.)

Der Einsame aber sucht Verständniß in seiner Umgebung, und ehe er sich an die Menschen wagt, müssen die Blumen helfen:

«Min Herz hat sich gesellet
Zu einem Blümlin fin,
Das mir wohl gefellet
Durch Lieb, so lid ich Pin.» (Uhland: Volkslieder.)

Und wenn sich das übervolle Herz von einsamer Stille umgeben weiß, wie mag die geringfügigste Veränderung oder Unterbrechung dieser äußeren Ruhe auch sogleich sein Inneres zum Auslauten bringen:

«Auf der Linde oben da sang ein kleines Vögelein;»

was Wunder, wenn daran das Lied zu klingen anhebt; ja, wie noch geringfügigeres Rauschen, der Fall eines Espenblattes zum Singen stimmt:

«Listeček z osiky
Padl my do wiky.»

«Blättchen von der Espe
Fiel in die Wicken.» (Sušil: Mähr. Volksl.)

Denn nur der Gelegenheit bedarf es, gleichsam nur eines Sandkörnchens, um übers gefüllte Gefäß die Offenbarung seines

Gehaltes ausströmen zu machen. So wird denn auch die Pflanze ins Lied hineingezogen, weil sie gelegenheitlich mit der Geschichte des Herzens in irgend einem Zusammenhange gewesen. An jener Linde wurde getanzt, und beim Tanze entspann sich die erste nähere Beziehung, daher wird das Herz wieder an jene erinnert:

«Pod Nitranskym hosčincom lipka zelena
Tancuju mladenci.» (Kollar: Zp.)

«Am Gasthof von Neutra grünet die Linde,
Tanzen dort Bursche.»

Unter diesem Ahorn sind die Liebenden im vertraulichen Gespräche gesessen, die Flügel des Gesanges tragen dorthin zurück:

«Poletím ja s tebú přes doly hory
Tam si sednem pod stromi jabori.»

«Mit dir will ich fliegen über Thal und Berge,
Wollen dort ruhen unter dem Ahornbaum.» (Sušil: M. Volksl.)

Oder war's vielleicht eine Linde? wer kann Verliebten botanische Unachtsamkeiten zur Schuld zurechnen; genug, dort war es, wo sie zum ersten Male seinen Liebesworten horchte. Daher stellt sie sich auch dorthin:

«Čekala ja milého
Stala ja pod lipú.» (Kollar: Zp.)

«Den Geliebten wartet' ich,
Stand dort an der Linde.»

und Rosen hat sie mitgenommen, die erröthende Liebesverkündigung:

«Pod zelenou lipou stala
Dwe ružičky w ruce mala.»

«Unter grüner Linde stand sie,
Hatt' zwei Rosen in den Händen.» (Kollar: Zp.)

Ueber jene Ahornlichtung führt der Weg zur Geliebten, wird man erst fragen, warum der Jüngling von ihr den Ausgang des Singens nimmt, oder wohin er wandern wird:

«Jabornik, jabornik, přes jabornik chodnik;
Powěz mně ma milá, kam ja budu chodit.»

«Ahornhöh', Ahornhöh', drüber führt der Fußsteig,
Sage mir, Liebchen mein, wo ich werde gehen.» (Sušil: M. V.-L.)

Die Liebe ist des Lebens Blüthenzeit, was Wunder, wen ihre Lieder mit Blumen anheben, denen das Geliebte gleicht:

«Tam na błoniu błyszczy kwiecie
Stoji ułan na pikiecie
A diewczyna jak malina
Niesie koszik róż.»

«Dort am Anger glänzt die Blume,
Am Piket steht der Uhlane,
Und ein Mädchen wie die Himbeer'
Trägt den Korb voll Rosen.» (Poln. Volkslieder.)

Was bei solchem Zusammentreffen zu Tage kommt, wird dann Jeder leicht errathen. Oft ist es freilich nicht so leicht auszufinden, warum sich der Liedesanfang gerade an diese Pflanze lehnt, wie in diesem:

«Straka na dubě
Žaludy klube.»

«Elster am Eichbaum
Knuspert die Eicheln.»

Allein das ist derselbe Baum, wo die Liebenden gesessen, wo sie einander Treue geschworen:

«Dit' mně slibila
To pod tím dubem
Že swoji budem.»

«Unter dem Eichbaum
Hast mir's geschworen,
Daß du die meine.» (Sušil: M. Volksl.)

und nun ist das Wort vergessen, und wie die abgepickte Eichenschale fallen die schönen Versprechungen zu Boden. Mitunter ist freilich das «Dort war es», — was man sich aus solchen Liedesanfängen übersetzen kann, — eine Hindeutung auf ziemlich Unbedeutendes, wie in jenem:

«Wie dicht belaubt ist diese Linde,
O schneidet ihre Zweige nicht, schüttelt ihre Blätter nicht,
Unter ihr weilte der Fürst Scha-Kung so gerne.»
(Rückert: Schi-King.)

Indeß auch dieses bloße Verweilen erhält durch die erinnernde Macht des Gemüthes seine Bedeutung. Denn das ist eben

die Allmacht der Innigkeit, daß sie auch das Geringfügigste in den Himmel ihrer Seligkeit emporzuheben, daß sie in dem scheinbar Entferntesten einen magnetischen Rapport zu wecken vermag. Kein Blättchen fällt vom Baume, kein Zweig schwankt im Winde, ohne daß nicht die Innigkeit daran den Abglanz ihrer Regungen und Bewegungen fände. Daher genügt es ihr, an irgend ein Aeußeres anzuknüpfen, es neben eine Gemüthsregung hinzustellen und die Beziehung zwischen Beiden rein innerlich der ahnenden Begabung zu überlassen.

Diese rein innerlichen Beziehungen zwischen dem Gemüthe und der Pflanzenwelt sind auch die zauberähnlichsten Wirkungen der Volkslieder. Baut das Volkslied überhaupt schon auf das öffentliche Geheimniß seiner Stoffe, und geht es ohnehin nur aus der Voraussetzung hervor, daß es nur erklingen dürfe, um in gleichgestimmten Seelen überall Echos zu wecken, so greift es mit diesem Ausholen innerlicher Pflanzenbeziehungen so recht in den Herzensgrund eines Jeden, zu dem es sich verständnißinnig wendet. Es schmeichelt sich unwiderstehlich ein, weil es, ohne erst das: Herein! abzuwarten, gleich Solches mitbringt, von dessen geheimem Weben im Hörenden es völlig überzeugt ist. Ein scheinbar völlig Fremdes ist da, und doch ist dieser Schein baarer Schein, denn es wird nicht nur da geduldet, sondern geradezu geliebkost, weil ja darin die eigensten Regungen der Seele erschaut werden.

Vorzüglich sind es die Tanzlieder, in welchen solche rein innerliche Beziehungen zur Pflanzenwelt dem Errathen des gleichgestimmten Herzens vorgelegt werden. Wie denn ja der Tanz selbst nur eine solche verblümte Anfrage an das Herz ist. Zwei Menschen stellen sich unter dem Vorwande zusammen, daß die Musik ihre Glieder in Bewegung bringt, und blos um dem ganz äußerlichen Rhythmus zu folgen, bewegen sie sich in enger Umschmiegung einigemal hierhin und dorthin. Dabei aber haben sie sich, ohne das leiseste Wort zu wechseln, völlig ausgesprochen, ob sie miteinander durchs Leben zu gehen wünschen, und ob sie in allen seinen Leid- und Freud-Bewegungen zusammenzuhalten, ob sie einander bei jeder unscheinbaren Wendung zu folgen, und so ein

inniges Ganzes zu bilden vermögen. Und wie sich hinter den gleichgültig scheinenden Bewegungen des Tanzes das Aufkeimen einer ganzen Herzensgeschichte vollbringt, so wird auch der kundige Blick in den Liedern, die das Volk dazu singt, die feinsten Wendungen des Gemüthslebens zu verfolgen im Stande sein. Was der schüchterne Mund nicht geradezu auszusprechen wagt, das bringt er in einem am liebsten der Pflanzenwelt entlehnten Bilde vor, oder er sucht das Werden dessen in seinem Inneren zu entschuldigen, indem er auf das hinweist, was sich in dem Leben der Landschaft überall begibt. Je fremder das Herbeigeholte zu sein scheint, desto feinere Beziehung wird daran zu entdecken sein, so wie sich auch in dem blos Formellen des Tanzes am liebsten die Fragen und Antworten des Herzens verbergen.

Als vorzügliches Beispiel sind in dieser Hinsicht die Krakowiaky zu nennen. Man könnte aus ihnen allein die ganze werdende Welt des Gemüthes aufbauen, wenn auch sonst kein Stein Zeugniß gäbe von dem, woran die äußere Geschichte schweigend vorübergeht.

Das Leben ist zu seiner Jugendblüthe aufgekeimt, das Herz übervoll vom geschwellten Pulsiren des frischesten Blutes, es drängt Alles nach Außen, nach Thätigkeit und Verständniß dieser Herzensfülle, — aber erst das Schwanken der Zweige gegeneinander zeigt an, wie diesem Mangel abzuhelfen sei:

«Zielone gałąsky nadół się sehylają
Jeszcze moje oczy miłośćy nieznają.»

«Grüne Aestchen neigen sehnend sich zum Grunde:
Nimmer nach erkannten Liebe meine Augen.» (Oleski: Piesni.)

Der Weizen, der mit seinem Golde die Fluren überzieht, macht aufmerksam auf die Schönheit des Lockengoldes:

«Piękna jest pszeniczka, widaje się w kłosy
Podobały mi się u Piotrusia włosy.»

«Schön ist unser Weizen, schießt er in die Aehren:
Lange schon gefielen mir des Peter Haare.»

und wie die Aeste an der starren Eiche lebensfrisch ergrünen, so erglänzt auch das Auge, wenn es dem Zuge des Herzens folgt:

«Stał dąbek wysoky, gałąsky się chwiały
Do cebie Wiktusiu oczka mi się śmiały.»

«Stand die hohe Eiche, Aestchen spielten leise,
Nach dir, Victorine, lachten meine Augen.»

Nun beginnt der Zug des Herzens nach dem Entgegenkommen eines verwandten Gemüthes, es strebt, sich selbst wiederzufinden:

«Z kwiateczka na kwiatek pszczółka przelatuje
Tam się chłopies cieszy, gdzie panienki czuje.»

«Vom Blümchen zum Blümchen emsig fliegt die Biene:
Dort freut sich der Bursche, wo er Mädchen spüret.»

Möge denn der Himmel der aufkeimenden Liebe ebenso günstig sein, wie er das Leben der Pflanze üppig gedeihen macht:

«Wysoko daleko listek na jaworze
Kto się w kim zakocha dopomoż mu Boże;
Wysoko daleko listek na kalinie
Kto się szerze kocha nigdy go nieminie.»

«Hoch und breit die Blätter auf dem Ahornbaume:
Möge Gott ihm helfen, der sich rasch verliebet,
Hoch und breit die Blätter auf dem Vogelbeerbaum:
Lautrer Liebe fehlen nimmer ihre Ziele.»

Wer würde übrigens den Seufzern des Liebenden spröde zu widerstreben vermögen? zeigt ja doch der dürre Ast, was das Loos des Lebens sei, wenn ihm die Nahrung entzogen wird:

«Na zielenym dębie gałąska usycha
Jakže niémam kochać, gdy on do mnie wzdycha.»

«Auf der grünen Eiche dorret schon das Aestchen:
Den soll ich nicht lieben, der nach mir nur seufzet?»

So kommen die Sehnsucht und ihre Befriedigung einander von beiden Seiten entgegen und es beginnt das bewußte Leben der Liebe; anfangs zwar sich noch ins Geheimniß hüllend, damit es nicht Neider wecke, wie ja die Wildtaube im dichten Geäste der höchsten Zweige der Eiche am sichersten weilt:

«Na wysokiem dębie gołąbeczek siedział
Kochaimy się stale, aby nikt nie wiedział.»

«Täubchen ist gesessen auf der hohen Eiche,
Treu sei unser Lieben und Allen verborgen.»

Ja wohl kann man das Herrlichste des Lebens nicht sicher genug stellen vor den überall dasselbe umdrohenden Feinden. Und wenn zuerst das Herz um das Dasein des Geliebten sich sehnte, wird es jetzt nicht minder von Furcht über die mögliche Unbeständigkeit desselben gequält. Sowie die Eiche auf Felsengrunde, muß die Liebe unerschütterlich sein, soll sie ihren Verheißungen entsprechen:

«Stoi dąbek stoi na wierżcholku skały
Pamiętai Wiktusiu żem dla ciebie stały.»

«Steht die Eiche, stehet auf des Felsens Gipfel:
Gedenke, Victorine, daß ich dir treu geblieben.»

Sie muß alle Fröste, welche die Außenwelt über sie sendet, überdauern:

«Listeczky opadły, gałązka została
Pierwsza jestesz diewczie w żiciu dla mnie stała.»

«Alle Blättchen fielen, das Zweiglein ist geblieben:
Du bist unter Allen zuerst mir treu im Lieben.»

und stets verjüngt und neubelebt aus möglichen Trübungen hervorgehen:

«Na wysokiej gorze trawka się zieleni
Niech się nasza miłość nigdy nie odmieni.»

«Auf des Berges Höhe grünt das Gräschen heiter:
Möge unserm Lieben fehlen jedes Wandeln.»

Doch das Leben und die von Außen kommenden Einflüsse desselben setzen sich trotz aller Wachsamkeit durch; die launenhafte Veränderlichkeit ist nicht aus jenem Gebiete zu bannen, das nur da ist, indem es wird, und besteht, indem es sich stets verändert. Vorzüglich des Mädchens Herz, leichter beweglich, ist dieser Launenhaftigkeit preisgegeben:

«Ile jest listeczków w leszie na drzewinie
Tyle niestałości masz w każdéj diewczinie.»

«Wie viel Blättchen wachsen auf des Waldes Bäumen,
So viel kannst du zählen Launen an dem Mädchen.»

Freilich fehlt es auch beim Manne nicht an solchem Abwechseln im Liebesleben, und das Mädchen, das des Mannes Beständigkeit traut, mag sich gar oft so täuschen, wie jener, der unbe-

sonnen auf schlechten Grund Weizen baute und nun Unkraut anstatt der gehofften Ernte erhält:

«Komu zeszlo żytko, a mnie sama wyka
Zapomnieć niemogę mego niewdziecznika.»

«Korn ging auf den Andern, mir aber nur Wicken:
Nicht vergessen kann ich meinen Undankbaren.»

Mitunter ist es aber auch eine von Außen eingreifende rauhe Hand, welche einen Riß ins Leben der Liebe macht. Das ist nun freilich ein so schlechter Trost, als wenn das Siechen des Baumes vom äußerer Verderbniß herrührt:

«Scięli dąbek scięli już nie będzie rodził
Wzięli mi panienkę, com ja do ni chodził.»

«Welkt die Eiche, welket, wird nicht mehr ergrünen:
Mir nahm man das Mädchen, zu dem ich gegangen.»

Trotz alledem und alledem aber, mag es nun von Außen stammen oder im Inneren erwachsen sein, vermag sich das Herz, wenn es auch anfangs in düsterer Wehmuth zu brechen meinte, über das Schwinden des Schönsten zu trösten. Es lebt ja noch, wenn auch diese oder jene Richtung seines Strebens sterben mußte, und der Lebende behält zuletzt immer Recht. Anstatt daher in Verzweiflung übers Untergehende zu brechen, erwacht es daraus zum Humor, der überall nur Unvollendetes, Vergängliches, freilich mit der Thräne im Auge, belachen muß. Schwankt ja auch die Birke nach allen Seiten, warum sollte es das Mädchen besser thun wollen:

«Brzozowa gałąska zawsze się nagina
Niedługo tam bawię gdzie brzydka dziewczina.»

«Birkenästchen neigt sich immerfort im Winde:
Nicht lang' weil' ich dorten, wo ein treulos Mädchen.»

Und wenn er das Liebchen weinend verläßt, mag der Reiter immerhin nur das Verrauschen des Laubes, das da kommt und geht nach den ewigen Gesetzen des Lebens, zu hören meinen:

«Szumiała leszczyna kiedym przez nię jechał
Plakała Julusza kiedym ją zanechał.»

«In den Haseln braust es, als ich durchgeritten:
Julchen hat geweinet, als ich sie verlassen.»

Nicht minder als im Krakowiak finden diese Beziehungen des Pflanzenlebens zu den Bewegungen des Gemüthes in der Kolomijka sich ein. Bei ihren wahrhaft primitiven Bewegungen und einer unbegreiflich einfachen Musikbegleitung athmen die Gesänge derselben die süßesten Düfte des Herzens aus. Während des bloßen Gegeneinanderschwankens und Sichwiederentfernens wissen sich die Paare die geheimsten Seelengänge zu verrathen, indem sie dieselben an ein schnell geholtes Landschaftsbild anlehnen:

«Stojit werba nad wodoju, kolysza soboju
Oj czy tužysz tak za mnoju jak ja za toboju.»

«An dem Bache steht die Weide, wieget sich im Winde:
Ist so herzlich deine Sehnsucht, wie nach dir die meine.»
(Oleski: Piesni.)

Die Frage, ob dem Sehnen eine Neigung entgegenkommen werde, kann nicht leicht schöner vorgebracht werden, als indem an das Gegeneinanderwiegen der leichten Weidenäste gemahnt wird. Und warum sollte die Sehnsucht nicht eine günstige Antwort auf ihre Frage erwarten, Tauber und Taube finden sich ja aus weiten Fernen in der Waldeinsamkeit, wo der Bach am Eichbaum still vorüberrieselt, zusammen:

«Sedyt holub na dubonku, holubka na wodi
A wžež nam sie mij milenkij lubiti sie hodi.»

«Auf der Eiche sitzt der Tauber, Taube an dem Wasser:
Ueberall ist, mein Geliebter, eine Stätt' zum Lieben.»

Hat sie ihn ja doch nicht gesucht, er ist so gekommen, wie das verstreute Korn seiner Zeit von selbst aufkeimt:

«Oj ja žyta ne sijala, samo žyto schodyt
Ja kozaka neczerwala, sam do mene chodyt.»

«Korn hab' ich nicht ausgesäet, selber ist's gekommen:
Nicht aufsucht' ich den Kosaken, selbst ist er gekommen.»

Und was sich so ohne alles Zuthun, ohne Zauber von selbst gefunden, das will auch die Einigung fürs ganze Leben abschließen, oder sonst lieber einsam bleiben, es gehört ja so durch sein Wesen zusammen, wie das Geäste des Baumes:

«Stojit jawir nad wodoju, hilom pochiłiw sia
Jak sia s tobój neożeniu nebudu żenyw sia.»

«Ahorn steht an dem Gewässer, neiget sich im Winde:
Lieber niemals, wenn mit dir nicht, werd ich mich vermählen.»

Freilich ist's nicht mit dem Verlieben allein abgethan, es muß der Herzensgrund, in welchem die Liebe gedeihlich aufgehen soll, ebenso sorgsam geprüft werden, wie der Boden, dem kräftige Saaten erwachsen sollen. Wer in den Schnee pflanzt, darf sich nicht wundern, wenn das nächste Frühlingslüftchen seine Hoffnungen wegschwemmt:

«Siju rozu po morozu, po śnihowy schodyt
Welikoje zakochanie do bidy priwodyt.»

«Nach dem Frost säe ich die Rose, in dem Schnee vergeht sie:
Allzurascher Liebeseifer führet ins Verderben.»

Und ist einmal solch leichtes Plänkeln der Neigungen vergangen, so wächst Moos und Gras über die Geschichte, die eigentlich nur eine Einleitung zum Geschehen des Herzens bildet, — möglich, daß nach dem Vergehen des Vergänglichen ein Bleibendes sich auferbaut auf jenen Gründen, welche durch solche Vorspiele nach allen Wendungen geöffnet wurden. Unterdessen aber:

«Pozarastały steżeńky mochom i trawoju,
De chodiły howority serdenka s soboju.»

«Moos und Gras ist schon gewachsen über alle Stege:
Wo die Herzchen einstens gingen plaudernd mit einander.»

Ganz in derselben Weise, nur nach dem Klimatischen modificirt, bewegen sich die italienischen Ritornelle, deren wir eine von Rückert übertragene Auswahl vor uns haben. Denn überall ist das Volk dem Volke gleich, überall strömt es seine innerlichsten Zustände in Liedern aus, überall wählt es sich landschaftliche Haltpunkte zum Hervorquellen dieser Strömung, — und überall bildet der Tanz die Vermittelung der Herzensbeziehungen, welche, um in unscheinbarem Gewande aufzutreten, sich hinter den Gebilden der Pflanzenwelt zu verhüllen suchen. Im Süden wie im Norden und dort noch leichter wie hier, findet das Gemüth im Pflanzenleben Formen, welche an seine Ahnungen mahnen. Beim ersten

Regen und Weben des Frühlings wagt sich auch der Seufzer ins Freie, um dem Geliebten genehme Pfade anzuwünschen:

«Blüthe der Mandeln!
Du fliegst dem Lenz voraus und streust im Winde
Dich auf die Pfade, wo sein Fuß soll wandeln.»

möglicherweise aber kann ihm solches Pfadbereiten als kein sehr gutes Vorzeichen von Treue, die sich verschämt in sich verschließt, erscheinen:

«Blüthe der Mandel!
Du stäubst umher in jedem Frühlingswinde,
Was führst du so leichtfert'gen Lebenswandel.»

Erst die Zukunft muß bewähren, ob die Gunst des Augenblickes nicht vom Augenblicke selbst abhängig war, ob der Seufzer aus der Gewißheit des Herzens kam, oder vielleicht nur ein modificirtes Gähnen war:

«Blüthe der Reben
Vergiß nicht, was du mir im Mai versprochen,
Du wollst mir im October Trauben geben.»

Und so cum gratia in infinitum läßt sich das Eine Thema variiren, zu welchem der Tanz die Begleitung bildet. Von selbst fordert er ja eine Annäherung der Herzen heraus, und seine Lieder werden deshalb gar leicht zu Wettgesängen, in welchen die Herzen sich so lange ergehen, bis der Besiegte willig dem Sieger durch alle Verschlingungen des Lebens folgt. Daher schließen sich an diese Wettkämpfe der Herzen leicht jene Wettlieder an, in welchen die Tanzenden Strophe um Strophe wechselnd einander niederzusingen streben, ohne gerade bei dem Einen Thema zu bleiben. In dieser Hinsicht ist an die Tanzreigen der Deutschen zu erinnern, welche an den Räthselspielen des Traugemundsliedes ihr Vorbild hatten, wie denn Aehnliches noch jetzt bei den Hochzeiten oder sonstigen Feierlichkeiten der Slaven zu hören ist. Doch genug über diese Weisen, die so wie ihre Tänze endloser Abwechselungen fähig sind, und gar leicht den Sinn zum Verfolgen und Aufgeben seines Zieles zu verlocken vermögen.

Denn nicht blos in den Tanzgesängen walten diese rein innerlichen Beziehungen zwischen dem Volksliede und dem Pflanzen-

leben seiner Heimath, auch in anderen Gesangsweisen finden wir dieselben wieder. Hauptsächlich verräth sich die Last, welche die Brust bedrückt, indem an ein Entgegengesetztes in der Pflanzenwelt gemahnt wird. Diese grünt und blüht wol in immer wiederkehrender Heiterkeit, die Wunde aber, die dem Herzen geschlagen wurde, vernarbt nicht so leicht, wie die Todeserstarrung des Winters dem Schmeicheln der Frühlingslüfte weicht. Und die Nacht, die das Gemüth umzogen, wird nur um so düsterer, wenn solche Erhellung des Naturlebens in sie hineinscheint. Wenn Hinwelken und Absterben überall ein geliebtes Todtes umgibt, löst sich auch milder die Thräne, als sei sie von Theilnehmenden hervorgelockt. Das Sterben dagegen mitten in üppiger Landschaftslebendigkeit wird den Ueberlebenden unerträglich, weil unbegreiflich, und um so herber wirkt der Unglücksfall, der nur von Gleichgültigen umstanden wird. Das Volkslied, und man vergleiche damit Siegfrid's Ermordung im Nibelungenliede, nun läßt das schneidenste Weh ahnen, wenn es das Verlorne mit dem heiteren Grün der Pflanzenwelt in Beziehung setzt. Welch eine Thränenfluth wird damit angedeutet, aber auch verschämt verhüllt, wenn der Geliebte todt in immergrüner Rosmarinhülle gewiesen wird:

«Leži šohaj w rosmarině
Leži on tam zabity
Rosmarinom prikryty.»

«Auf Rosmarin gebettet,
Vom Rosmarin bedecket
Erschlagen liegt der Knabe.» (Kollar: Zp.)

Und wie zart weist das Volkslied auf das Grab und seine Verwesungen hin, wenn es beim Klange der Todtenglocke an den duftenden Majoran mahnt:

«Marijanka pěkně woni
Me panence zwonek zwoni.»

«Es duftet süß der Majoran:
Ihr läutet man die Todtenglocke.» (Sušil: M. Volksl.)

Die Spannung der vom Verluste beengten Brust wird um so drückender gefühlt, wenn sie um sich herum das Gegentheil ihrer Zustände erblickt. Man kann gar nicht bestimmter diese

innerlichen Qualen schildern, als es in der feinen Weise des Volksliedes geschieht:

«Chodila po hajku trhala fialku
Co je po fialce, diž mně milá nechce.»

«Sie ging durch den Hain,
Riß Veilchen sich ab;
Was kümmern mich Veilchen,
Wenn er mich nicht mag.» (Sušil: M. Volksl.)

oder in anderer Wendung:

«Chodila po lesy, trhala wořeši
Co je po wořeši, diž mně nic netěši.»

«Sie ging durch den Wald,
Riß Nüsse sich ab;
Was liegt mir an Nüssen,
Wenn Nichts mich erfreut.» (Sušil: M. Volksl.)

Veilchen und Haselstauden bringen jährlich ihre Gaben, sie können aber ebenso wenig Ersatz bieten für das unbefriedigte Sehnen des Herzens als das Vergißmeinnicht, das sogar noch mit seinem Namen des Verlustes zu spotten scheint:

«Weiß nur ein Blümli blawe
Von himmelblawen Schein,
Es stet in grüner Awe,
Es heißt Vergiß nit mein.
Ich konnt es nirgend finden,
Was mir verschwunden gar.» (Uhland: Volksl.)

Dafür nun bleibt freilich dem Verwundeten auch der Spott übrig, wenn das Innere nicht hielt, was der gleißende Schein des Geliebten versprochen:

«Ich hat mir ein Apfel, war hübsch und rot
Hat mich verwundt bis in den Todt,
Noch war ein Wurm darinne;
Far hin, far hin, mein Apfel rot!
Du mußt mir aus dem Sinne.» (Uhland: Volksl.)

Das Herz ist so um eine Erfahrung reicher geworden und kann sich in Zukunft wahren, denn:

«Der sich auf einen Distelbaum setzt
Und sich auf junge Knaben verläßt,
Der läßt sich ein'n Blinden leiten.» (Uhland: Volksl.)

Man wird nimmer ermüden, wenn man diesen feinen Beziehungen der Volkslieder nachspürt. All und jede Lebendigkeit der Landschaft wird ergriffen, damit sie andeute, was der Mund nicht auszusprechen wagt, oder auch nicht vermag, weil es in der vollen Brust zu sehr auf und niederwogt, und sich nicht zu einem bleibenden Gebilde erhaschen läßt. Wer die erotische Bedeutsamkeit des Apfels kennt, was wird er nicht für verstohlene Seufzer und geheime Gluthen aus den wenigen Worten herauslesen:

«Kdybych se ja nebal	«Fürchtet' ich, Mädchen, nicht
Panenko twe zrady	Deine Verrätherei,
Šel bych na jabličko	Holt ich mir Aepfelchen
Do waše zahrady.»	Aus euerem Garten.»
	(Sušil: M. Volksl.)

oder welch grünendes Lebensglück der Zukunft wird nicht angedeutet, wenn es heißt:

«Pri kostole lipa stoji
Už jsme milá už jsme swoji.»

«An der Kirche steht die Linde,
Liebchen schon sind wir vereinigt.» (Kollar: Zp.)

Es ist, als müsse nicht blos die menschliche Umgebung, sondern auch die ganze Natur sich an dieser Bestätigung des Liebesglückes miterfreuen, gerade wie in ihr das Mitleiden vom ahnenden Sinne angenommen wird. Sie soll Zeichen geben, ob und wann das Herz sein Ziel erreichen werde. So wie das Blatt sich von seinem haltenden Stiele abreißend ins Allleben des Meeres verschwimmt, so mag auch der starre Einzelwille erst dann sich dem sanften Joche der Liebe beugen, wenn er auch darin den Abglanz allebendiger Freiheit und Seligkeit erblickt:

«Listeček s jabora	«Fiel mir vom Ahorn
Padl mi do mora	Ins Meer ein Blüthchen,
Nebudu se milo ženiť	Erst dann vermähl ich mich
Až bude sloboda.»	Bis rings die Freiheit herrscht.»
	(Sušil: M. Volksl.)

Die Ahnung bleibt also nicht bei den geheimen Beziehungen der Lieder und Pflanzen stehen, ebenso wenig, als sie sich an dem blos äußerlichen Zusammenhalten Beider genügen mochte. Vielmehr wird der weitere Schritt gethan, daß der Gesang mit der

Pflanzenlebendigkeit der Landschaft, die ihn umgibt, in ausdrückliche Beziehung tritt, in eine solche, welche das Innerliche des Liedes und die Aeußerlichkeit der Pflanze in offener Zusammenstimmung weiß.

Das Menschenleben wird hier unmittelbar an das der Pflanze angeknüpft, im Wachsen, Blühen und Welken dieser der Auf- und Niedergang des Gemüthes angeschaut. Dies mag denn nach der einen Seite bis zum magischen Zusammenstimmen des Wehgesanges mit dem Pflanzenleben, andererseits bis zum keckſten Spotte, der alle Bande der Außenwelt sprengt, fortgehen. So wird der Baum gepflanzt, und wie Hoffnung und Furcht um sein Gedeihen sich stellen, wird dieselbe schwebende Pein im Herzen empfunden, das sich an ein Entgegenkommendes anschloß, und von jenem Gedeihen auch das freudige Aufkeimen der Liebe abhängig vorstellt:

«Sadila jsem hrušku w sadě
Newím jestli se mi ujme.
Ujmeli se, bude rodiť,
Budú na ňu chlapci chodiť.»

«Eine Birn' im Garten pflanzt' ich,
Weiß nicht, ob sie wird gedeihen.
Wird sie, und bringt Früchte einstens,
Werden Bursche nach ihr gehen.» (Sušil: M. Volksl.)

Dabei muß denn freilich in diesem Gebiete wie in jenem der rechte Augenblick getroffen werden:

«Die Röslein sind zu brechen Zeit,
Deshalben brecht sie heut!
Und wer sie nicht im Sommer bricht,
Der bricht's im Winter nicht.» (Uhland: Volksl.)

Was nützt es aber, wenn die Rose aufblüht, sobald unübersteigliche Schranken zwischen Wunsch und Erfüllung sich hinziehen? Da ist nur das tiefste Herzensweh auf ein Jenseits zu vertrösten:

«Tam na té zahradě	«Dorten im Gartengrund
Ružička rozkwěta	Blühet ein Röslein auf,
Utrhnaut ju nemužu.	Nicht pflücken kann ich es.
Wšak to pan Buh wí	Das weiß der liebe Gott,
Že tě nedostanu.»	Daß ich dich nicht bekomm.»
	(Sušil: M. Volksl.)

Oder der Abgewiesene ermannt sich und weiß sich zu trösten, denn ob auch des Lebens Würze in einem Gebiete ihm versagt wurde, Mädchen und würzige Kräuter wachsen überall, und ist's nicht Die, so ist es zuletzt eine Andere:

«Pro jedno stwořeni	«Einem Geschöpf zu lieb
Nezhine kořeni	Stirbt das Gewürze nicht,
Rosmarin lavandula	Lavendel Rosmarin,
To mně myrosta doma.»	Wachset im Hause mir.»
	(Sušil: M. Volksl.)

Wer sollte sich auch darüber graue Haare wachsen lassen. So lange es geht, mag's bleiben, ändert sich der Sinn, dann Ade! und

«Wann mich das Röslein nit mer will,
Röslein auf der Heiden,
So will ich weichen in der Still,
Und mich von ihr thun scheiden;
So will ich sie auch fahren lan,
Und will ein Anders nehmen an:
Küß du mich, so küß ich dich,
Röslein auf der Heiden.» (Uhland: Volkslieder.)

Oft weiß man aber nicht einmal, woran man ist, da muß denn der leichte Sinn über das Unerträgliche weghelfen, denn:

«Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Jugend blühn?» (Hölty.)

Das Glück ist rund, wie ein Apfel, was Wunder, wenn es einmal die andere Seite weist, nur der Thor wird darüber erstaunen, der Kluge nimmts, wie's ist, und läßt den Entfernten schalten und walten wie er will, sich selbst an die Gegenwart haltend:

«Čerwene jablíčko	«Das rothe Aepfelchen
Po zemi se koula:	Wälzet sich auf der Erd'
Moje potěšeni	Und meines Herzens Lust
Po swětě se toula.»	Fort in der Welt herum.»
	(Sušil: M. Volksl.)

Und ist einmal dieser Gleichgewichtspunkt des Herzens erreicht, dann schlägt es wol gerade zum Gegentheile um, und wenn es früher die Zusammenstimmung mit der Landschaft suchte, mag es das Gegentheil von dem unternehmen, was seiner Umgebung er-

wächst. Die Rose blüht wol auf, aber gerade das mag man nicht, was sich schmeichelnd selbst entgegendrängt:

«Wykwětla mně bila ruža ja ju trhat nebudu.»

«Aufgeblüht ist weiße Rose, doch nicht pflücken will ich sie.»
(Sušil: M. Volksl.)

Es ist wahr, die Knospe des Gemüthes erwartet den Sonnenschein der Liebe, wer wird sich denn aber durch solch Verlangen fesseln lassen:

«Čerwena ružičko proć se nerozwijaš?
Falešni sinečku proč knam nechodiwaš?»

«Röslein du rothes, warum erblühst du nicht?
Söhnlein du falsches, warum verläßt du uns?»

Wer soll sich denn solche Naturgemäßheit aufzwingen lassen in einem Gebiete, das schlechthin unräumlich und zeitlos ist? Ist's Ewigkeit? gut! ists ein Moment? noch besser! Die Veilchen haben wol ihre Zeit, doch das Leben blüht mehr als einmal, braucht also auch nicht deren Periode mitzumachen:

«Eště fialuočka nezišla
Už sa naša laska rozišla.»

«Veilchen war noch nicht verblüht,
Unsre Liebe schon verglüht.» (Kollar: Zp.)

Und so ist es auch, wenn sich's um die ernstliche Bestätigung des Verhältnisses handelt, da mag der Leichtsinnige kecken Spottes voll singen:

«Sil jsem žito na sauwrati	«Korn hab ich am Rain gesäet,
Nebudu ho žati.	Werde es nicht schneiden,
Krašne děwče milowal jsem	Eine schöne Maid die liebt ich,
Nebudu ho brati.»	Werde sie nicht nehmen.»

(Böhmisches Volkslied.)

Gerade weil man Ernte und Hochzeit erwartet, und trotz alledem, was bedächtige Nachbarn und kluge Vettern hoffen, mag das kühne Herz diese Richtung befriedigungslos aufgeben, und bedürfnißlos sich in anderen Heimathen umschauen.

So streift das Volkslied in allen Gebieten der Landschaft umher, bald des Herzens Widerschein am Pflanzenleben suchend, bald wieder sich über dessen stille Nothwendigkeit in sein eigenes

Reich erhebend. Wenn das Gemüth sich kaum zurechtzufinden vermag in der umgebenden Welt, bietet ihm der hochgewipfelte Baum einen erquickenden Haltpunkt. Die Blumen reden statt seiner, wenn er das rechte Wort nicht über die Lippe zu bringen wagt, und ob er dies Vegetiren verschmähend aufgibt, die Pflanzen harren in Demuth neuer Ankömmlinge, und geben der Landschaft immer wieder jenes Leben, das schon Tausende ihrer Bewohner in ihre Innigkeit übersetzten und noch übersetzen werden. Und der Einzelne, wenn er in fremdester Welt die Lieder der Heimath erklingen hört, fühlt sich durch sie wie durch Zauberbande mit seinem Volke zusammengehalten.

---

4. Nationelles.

Wenn der Einzelne allen Zusammenhang mit dem Boden, auf dem er geworden ist, aufgegeben zu haben und nur auf sich selbst und seinen Erlebnissen zu stehen scheint, so mahnen in unbewachten Stunden die Lieder seines Volkes, so gut wie die Märchenerinnerungen der Kindheit an die erste Heimath, in welcher er halbunbewußt noch diese Zauberweisen vernommen. Das stolze: «Selbst ist der Mann», fühlt sich durch solche Mahnungen erschüttert, und sei es, daß er, auf dem Gipfel des Glückes stehend, herausfordernde Umschau hält, sei es, daß er im Abgrunde der Verzweiflung den letzten Punkt, auf dem er haftet, ins Leere hinunterstoßen und ins Letzte, Wesenlose ihm nachstürzen will:

«Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied ihm wunderbar,
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit
Was sein einst war.» (Rückert.)

Wer kann sich gegen solcherlei Lockungen fest genug umpanzern, gegen Mächte, die im Inneren geschlummert, und nur des

hochmüthigen oder zerbrechenden Anstoßes geharrt haben, um dem Menschen das Bekenntniß abzuzwingen:

«Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder.»

Ja die Erde, die er zum erstenmale erblickte, die Lieder, die seine Wiege umsummten, — das sind die Gewalten, die den Einzelnen an das Volk knüpfen, dessen Eigenthümlichkeit trotz alledem, was Jahre und Räume darüber deckten, doch die Seinige ist.

Zwar ist nicht leicht mit irgend einem anderen Worte so viel verderblicher Mißbrauch getrieben worden, und wir namentlich in unserem großen und schönen Vaterlande haben des Düstersten genug erlebt, was der mißverstandenen Parole: «Nationalität» erwuchs. Allein trotzdem, daß man die einzelnen Elemente, nämlich Wohnort, Geschichte und Sprache, deren Einheit erst die ganze Volksthümlichkeit herstellt, für diese selbst genommen hat, kann uns solcher Mißverstand nicht abhalten, die hohe Bedeutung der Nationalität anzuerkennen. Und dies um so mehr, als wir auch an der Wahl und Behandlung der Pflanzen die Volksunterschiede sich charakterisiren sehen.

Denn sei die Nationalität in vollkommener Weise oder nur im Ersatze also nur in einem oder mehreren ihrer ungeeinten Elemente vorhanden, immer und überall werden wir sie ebenso an das Pflanzliche sich anlehnen sehen, wie der Einzelne die Pflanze ergreift, weil er in ihr und ihrem Werden einen Zusammenhang mit dem Leben seiner Innigkeit ahnt. Nur freilich wenn vom eigentlich Volksthümlichen die Rede ist, wird sich auch seine Eigenthümlichkeit nur an wenigen Pflanzen charakterisiren, weil ja eben die Ganze so selten mehr lebt. Uebersiedlung in eine andere Gegend mag das Meiste des Urheimathlichen verwischt haben, und nur aus wenigen Trümmern ist es jetzt zu errathen. Und wieder auf demselben Boden mag die darüber hinziehende Weltgeschichte Keime verstreut haben, die einer anderen Welt ursprünglich angehörten. So wird vielleicht die erotische Bedeutung des Apfels bei den Slaven nur aus ihrer indischen Urheimath abgeleitet werden können, wo Bhavani (Hanusch: slavische Myth.) mit den Tri-

murti-Eiern in der Rechten abgebildet wird, welche dann in der Hand Krasopani's oder Lada's in Aepfel sich umwandelten, wahrscheinlich, weil die ursprüngliche Bedeutung nur so weit sich im Gedächtniß erhielt, daß diese runden Körper auf Liebe zu deuten seien. Daraus erklärt denn Žegota Pauli die slavische Sitte, das Uebersenden von Aepfeln als Liebesantrag, das Annehmen derselben als Erklären der Gegenliebe anzusehen. Daraus erklären sich dann wieder manche Stellen des Volksliedes, wie etwa:

«Utrhl jabko w zahradě
Pustil ho dolu powodě:
Plyň jablíško, plyň dolu
Mej panence do domu.» (Sušil: M. Volksl.)

«Den Apfel er im Garten pflückt,
Wasserabwärts sandt er ihn:
Schwimm Aepfelchen, schwimm herab,
Meinem Liebchen grad ins Haus.»

oder in anderer Weise:

«Cerwene jablíčko w klině mam
Koho ja ráda mám tomu dám.» (Sušil: M. Volksl.)

«Ein rothes Aepfelchen halt ich im Schoos,
Wen ich lieb hab', dem geb' ich es.»

Von der andern Seite her mag sich im Volksliede die historische Erinnerung an solches knüpfen, was von damals her noch jetzt in der Landschaft zu finden ist:

«Priniesli kumani
Pohanku do krajny.» (Kollar: Zp.)

«Kumanen brachten
Haide ins Land.»

Wenn wir uns begnügen wollten, die Surrogate der Nationalität für die ganze zu nehmen, so könnten wir des Bestätigenden Vieles beibringen, sei es, daß wir uns nun mehr dem climatischen oder mehr dem geschichtlichen Momente derselben zuneigten. So lassen sich etwa die Unterschiede des germanischen Nordens, des semitischen Orients und des romanischen Südens nicht leicht schärfer charakterisiren, als wenn wir die Auffassungsweisen des allbekannten und allerfreuenden Weinstocks nebeneinander stellen.

Ein geistliches Lied des deutschen Mittelalters beginnt mit der Vorführung des edeln süß labenden Weinstocks. Wie aber der rauhe Norden nur einen Spaziergang im Freien gestattet, einem beständigen Verweilen darin aber seinen verkühlenden Nachtthau, seine Winterfröste, seine tückische Veränderlichkeit verbietend entgegengestellt, so wird auch das Gemüth gar bald vom äußerlich reizenden Bilde auf sein Innerliches fortgeleitet:

«Ward uns der edel Winstock
Vom himmel gesant herab
Den minnesamen Herzen
Zu einem süssen Lab.
Der wînstok wart gezogen
Vier und drîssig jar
Bisz an den carfrîtag
Do wart er zîtig gar.»

Es weht uns aus diesen Versen derselbe Tiefsinn an, der so häufig in die Verschlingung von Rosen uud Reben das Kreuz mit seinen blutigen Erlösungstrophäen stellte, der sich aus den heitersten Gebilden zur Mahnung ans Sterben und Wiederaufleben im Geiste und der Wahrheit gedrängt fühlte.

Wie leichtsinnig tändelt dagegen der romanische Süden um solche düstere Tiefen. Ihm ist der Untergang der Jahresherrlichkeit nur als leichter Schlummer zum baldigen, wo möglich noch fröhlicheren Erwachen, wie sollte er im Grabe Düsteres ahnen? Sein campo santo ist daher auch ein heiterer Garten, zu welchem die Cypressen nur als vereinzelt aufstrebende Seufzer leiten, um welchen die Arkade voll klarer Kunstgebilde sich hinzieht. Da ist es auch, wo die ursprünglich nordische Liebe Tristan's und Isolden's zum Zauberrausche umgedichtet wurde, der jetzt noch die Gemüther über die finsteren Gründe lachend sich schwingen macht, aus denen jene Flammen verzehrend lodern. Nur dort konnten auf das Grab der mit unveränderlicher Treue ihre Treulosigkeit verfolgenden Herzen rothe Rosen und Reben gepflanzt werden, damit Purpurroth und Traubengold das Angedenken der irdischen Heiterkeit ewig lebendig erhalten. Und wenn auch hin und her

die weichen Ranken sich an den Dornen ritzen, ist's nicht, als wenn sie das darstellten, was Immermann ausspricht?

«Das ist die schöne Welt der Liebe,
Das ist die Welt der schönen Liebe!
Der edlen Herzen nährend Brot,
Der süße Gram, die holde Noth!
In ihrem Zauberreiche stehen
Die Schmerzen in der Wonnen Pflicht;
Wem nie von Liebe Leid geschehen,
Geschah von Lieb' auch Liebes nicht.»

Wie ganz anders erscheint der Weinstock in der orientalischen Weltanschauung. Da heißt es (Rückert: Makamen):

«Wein ist der Glättstein
Des Trübsinns, der Wetzstein
Des Stumpfsinns, der Brettstein
Des Siegers im Schach.
Ja Wein ist der Meister
Der Menschen und Geister,
Der Feige macht dreister
Und stärket was schwach;
Der Krankes gesund macht,
Blaßwangiges bunt macht,
Verborgnes kund macht
Und Morgen aus Nacht.»

Da ist der Wein fern von jener nordischen Tiefe und romanischen Sinnigkeit, blos als augenblickliches Genußmittel erfaßt als ein Palliativ, damit die unendliche Beruhigung, welche dem Sinn aus der stets reinen Atmosphäre, den schattenlosen Sonnengluthen, den starren Vegetationsformen entgegenschaut, nicht zu ertödtender Trägheit werde. Wo das Gemüth durch so viel Uebermächtiges der Landschaft nach Außen gezogen wird, wo Alles zusammenwirkt, um die Phantasie zum bloßen Spiegel einer phantastischen Welt abzuschleifen, wo man durch Gestaltenfülle gehemmt wird, hinter die Fläche sich zu versenken, da verschwimmt die Bedeutsamkeit des Einzelnen, und das bedürftige Herz stürzt sich mit Leidenschaft auf Jenes, was diese trotz Pracht und Großartigkeit ihrer Bildungen ermattende Nüchternheit verscheucht. Hier wird dann der Dichter zum Weinpropheten, und wir verstehen in solchen Gebieten, wenn er predigt:

«Enthalte dich der Nüchternheit,
So bist du auf der rechten Bahn;
Denn daß der Rausch zur Seligkeit
Unnütze sei, — das ist ein Wahn.» (Hafis.)

Aber gerade in diesem extremen Falle, wo die Landschaft den Sinn des Menschen völlig umgarnt, sehen wir am deutlichsten, wie wenig sie allein die nationale Bestimmtheit herstellt. Denn nicht blos den Eingeborenen, auch den vorüberziehenden Wanderer erfüllt jene orientalische Stimmung, in welcher alles Einzelne zum verschwebenden Hauche wird, wenn er sich den Schlummerkräften derselben hingibt. Auch dem Nordländer wird jene Wonne zugänglich:

«In Teppichzelten, die zum Schlummer taugen,
Am Spiele der Gedanken sich vergnügen,
Dazwischen dann und wann mit langen Zügen
Den kühlen Rauch der Wasserpfeife saugen!» (Geibel.)

jenes selige Nichtsthun, in welchem der Orientale halbe Tage lang versunken ist. Da gleichen sich denn die Stammunterschiede aus oder vielmehr sie glätten sich nur zur selben Oberfläche ab, hinter welcher freilich durchaus Verschiedenes sein Wesen treibt.

Im Extreme zu dieser Charakterisirung der Nationalität durch die landschaftlich bedingte Auffassung Einer Pflanze hat man diese Nationalität auch dadurch bezeichnen wollen, daß man gewisse Pflanzen mit ihr in ein gewisses historisches Verhältniß brachte.

Wenn sich nun die verspäteten Romantiker auf das Geschichtliche berufen, so wollen wir ihnen denn auf demselben geschichtlichen Boden nachweisen, daß selbst diese Kleinigkeit: Pflanzen für scheidende Banner zu wählen, auf's Beste gesagt, eine bloße Caprice sei, sich aber durchaus nicht rechtfertigen lasse.

Zunächst was die Eiche betrifft, so war sie freilich ein dem Thor geheiligter Baum, sie knüpft also an den vornehmsten germanischen Mythos an, und könnte daher immerhin als der vornehmste deutsche oder vorwaltend deutsche Baum gelten. Allein mit diesem Vorwalten hat es seine guten Wege; Thor muß sich Gesellschaft in seiner Liebhaberei gefallen lassen. Zeus, Jupiter,

Perun oder preußisch Perkunos endlich der keltische Hauptgott würden miteinander kämpfen müssen, wenn eine ihrer Nationalitäten sich die Eiche als ihren Baum zueignen wollte, und ob Thor's Hammer in solchem Götterkampfe durchschlüge, bleibt sehr dahingestellt. Freilich wird in einem angelsächsischen Gedichte die Bedeutung und Kraft der Eiche gerühmt und Jeder aufgefordert, den edeln Baum zu hegen:

«Eiche ist auf dem Land
Den Menschenkindern
Fleisches Behältniß; (Sarg)
Führt häufig
Ueber Wasserhuhns Bad
Erforscht die See.
Jeder habe Eiche
Den edlen Baum.»

Allein wenn in dieser deutschen Weise überhaupt nur der Adel der Eiche gepriesen wird, gilt dem Slaven die Eiche noch bei weitem mehr als Heil und Heiligthum, denn: «Alles Lebende, sei es Mensch oder Thier, das einige Blätter von der heiligen Eiche zu Romowe am Halse trägt, entgeht allem Unglück.» (Hanusch: slavische Myth.) Und wollte man vielleicht auf den vorwiegenden festlichen oder sonstigen bedeutsamen Gebrauch im Leben hin die Eiche dem Deutschen zuschreiben, so wird wol der Protest so vieler slavischen Personen- und Ortsnamen: Dąbrowski, Doubrawa, Doubrawice, Dębinski ꝛc. ꝛc. einlangen, welche alle bezeugen, daß man das Benannte durch den Eichennamen auszeichnen wollte. Auf dieselbe Weise ergeht es den Slaven, wenn sie die Linde für ihr ausschließliches Symbol erklären. So wie sie mit Recht den Deutschen die Prätension der Eichenkräftigkeit streitig machen, so werden diese mit demselben Rechte ihnen die Sanftheit und Milde der Linde bestreiten können. Das ist zwar durchaus nicht abzuleugnen, daß sich die tiefgemüthlichen Lebensbeziehungen des Slaven an die Linde lehnen, — allein ganz dasselbe wird man bei dem Deutschen finden. Wenn ein weitverbreitetes Lied der Slaven die trauernde Jungfrau unter die brennende Linde setzt:

«Horela lípa, horela
Poď ňou panenka seděla.» (Kollar: Zp.)

«Es brannte die Linde, sie brannte
Ein Mägdlein saß unter ihr.»

und wenn es in einem anderen Liede heißt:

«W zelenom hajičku
Milowali se dwa;
W najprwžej lubosti
Lípka na nich spadla.» (Kollar: Zp.)

«Im grünen Haine
Liebten sich Zweie,
Im ersten Lieben
Fiel auf sie die Linde.»

gleichsam als wollte die Linde den Liebenden das Ende ihrer Liebe durch Enttäuschung oder Ueberdruß ersparen, und sie nur den Hochpunkt des Lebens erreichen lassen; — so haben wir ein gleichtiefgefühltes Bild vor uns, wenn Sigune von Parzival gefunden wird:

«Er lenkt dahin und sieh es saß
Auf einer Linde, bethaut vom Naß
Der Augen, eine weinende Magd.»
(Wolfram v. Eschenbach: Parzival.)

So ist zwar im Hofraume, so wie auf dem Dorfplatze des Slaven die mächtige Linde die Mitte, um welches sich alle wichtigeren und vorzüglich freudigen Lebensbewegungen sammeln:

«Witaj, witaj w našom dwoře
Uwiaž si tam u lipi.»

«Willkommen, willkommen in unserm Hofe,
Weile dort an der Linde.»

denn da ist der Sammelplatz der Familie, gerade wie wieder die Dorfkirche inmitten der Linden steht:

«Okolo kosotla čtyri lipy.»

«Vier Linden um die Kirche stehn.»

Und wenn die Linde in Hofesmitte blüht,

«Prosred našho dwora mlada lípka kwitne.»

«In unsres Hofes Mitte blüht die junge Linde.»

wenn sie ebenso zur Mitte der Dorfangelegenheiten, zum Bilde ihrer Bewegung wird:

«Pod dĕdinou lípka, na dwa buočky hybka.» (Kollar: Zp.)
«Unterm Dorf die Linde biegt sich nach zwei Seiten.»

so ist es nicht zu verwundern, daß wir sie so oft in den Volksliedern anführen mußten, wo es sich um innigere Lebenswendungen handelte.

Allein in dieser selben Weise wie bei den Slaven gilt sie bei den Deutschen für einen Mittelpunkt der geäußerten Lebensinnigkeit. Im Burghofe werden die Gäste unter der Linde bewirthet:

«Unter dem Baldachin von Zweigen
Einer umzäunten, schattigen Linde
Ward ihm ein Teppich auf der Erde
Schnell ausgebreitet.» (Wolfram v. Eschenbach.)

Unter der Linde sammelt sich des Dorfes Jugend zum Tanze:

«Soll ich nicht bei den Linden
Tanzen, o weh dieser Noth!» (Nifen.)

denn der heitere Baum fordert zur Heiterkeit heraus:

«In Freuden leben
Mit mir
Sollt ihr
Wo die grüne Linde steht.» (Heinrich v. Sar.)

Vorzüglich aber, wenn es sich um Wiederkehr der Sommerwonne aus des Winters Erstarrung handelt, kann das deutsche Lied nicht müde werden, die Linde und immer wieder die Linde anzuführen und zu preisen, da heißt es:

«So wohl dir Sommerwonne,
Der Vögel Sang ist gesundet,
Also ist der Linde ihr Laub.» (Dietmar von Aist.)

Alle Lebensfreuden sind nun zurückgekehrt, die lange Trauer hat geendet, denn:

«Wir sollen im Sommer uns die Lind erkiesen
Die ist neues Laubes reich,
Gar wonniglich
Ihre Dolden.» (Nithart.)

Ihr Name schon wecket die süßesten Ahnungen:

«Dazu die Linde
Lieblich und linde.» (Walther v. d. Vogelweide.)

gerade wie der Slave kein lieblicheres Bild des lieblichsten Verlangens zu geben weiß, als wenn er den Zug der Biene nach der süßduftenden Lindenblüthe als Vergleich dazu stellt:

«Ako ta wčelička za lipowim kwétom
Tak mi srdce letí za mojím frajerom.» (Kollar: Zp.)

«So wie die Biene nachzieht der Lindenblüth',
So fliegt mein Herzchen auch meinem Freier zu.»

So werden Deutsche und Slaven wol ebenso der Linde eine Gleichberechtigung bei sich einräumen müssen, wie sich das Gleiche an der Eiche erwiesen hat. Wollen aber beiderlei Romantiker nur auf dem Gebiete der Poesie bleiben, so haben wir durchaus nichts dagegen, wenn die Einen an Klopstock, die Anderen an Kollar sich als ihre Gewährsmänner halten. Denn dem Dichter wird es immer unbenommen bleiben, die Zeitrechnung und Begründung der Geschichte zu ignoriren und das aus der Außenwelt aufzugreifen, was ihm zu seinen Aeußerungen am besten stimmt.

Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin, noch auf das dritte Surrogat der Nationalität, nämlich die Sprache zurückzukommen. Im Altnordischen heißt das Veilchen Tysfiol, so viel als Thors fiol, und das ist wol nach Grimm nur eine Uebersetzung von Viola Martis, wobei man noch den Unterschied des Mars von Martius übersah, es ist also der vornehm klingende Name unseres Märzveilchens (Viola odorata). Man kann nicht leicht ein treffenderes Beispiel von bornirter Ueberhebung einer Sprache vorführen als diese Nobilisirung des Veilchens. Das Veilchen würde auch ohne so nationalisirt zu werden, volksthümlich geblieben sein, und die sanften Gemüther des germanischen Volkes würden sich daran erfreut haben, auch wenn es in gar keine Beziehung zum Donnergotte gebracht worden wäre, der ihm ja sogar mehr schaden als nützen soll nach dem Volksglauben.

Wenn wir aber hinsichtlich der Eiche und Linde dazu gekommen sind, eine Gleichberechtigung germanischer und slavischer Volksthümlichkeit anzuerkennen, so werden wir beinahe dasselbe

Resultat erhalten, wir mögen welche Pflanze immer zur Charakterisirung herbeibringen. Der Grund ist nicht schwer zu errathen. Denn wo immer der Mensch sich zur Landschaft wendet, thut er es nur, weil ihm die Gesellschaft nicht genug Mittel für die Aeußerung seiner Innigkeit darbietet. Und je inniger er sich an die Natur schmiegt, desto mehr wird er das als Vorurtheil zu betrachten geneigt sein, was dem menschlichen Verkehre und den daher stammenden Unterscheidungen angehört. Daher wird er entweder, wenn seine Stimmung bloße Ahnung ist, das erste Beste aus der Umgebung ergreifen, und ist darin von dem Climatischen und seinen Jahreszeiten beherrscht, oder er wird, wenn bestimmtes Sehnen ihn erfüllt, auch jene Gestalt wählen, welche diesem Zuge des Herzens bedeutsam entgegenkommt. In jedem Falle befindet er sich auf einem die Nationalität nicht anerkennenden, dem allgemein menschlichen Boden.

Weil aber eine wahre Volksthümlichkeit den Einzelnen in allen Richtungen seiner Lebendigkeit folgt, indem sie ja sein Lebensmoment ist, so wird auch selbst in dem Aufgeben aller dem menschlichen Verkehre entspringenden Voraussetzungen, die Nationalität als leise Färbung des Thuns erkennbar sein. Doch wird sich diese Färbung nicht so sehr an der Wahl dieser oder jener Pflanze, sondern an der Behandlungsweise des gesammten Pflanzenreiches anschaulich machen. Wenn wir uns in dieser Hinsicht die Unterschiede germanischer und slavischer Nationalität feststellen wollen, so wird sich leicht das begründen lassen, was wir als Resultat der Forschung aussprechen, nämlich, daß die germanische Weltanschauung sich auch hinsichtlich der Pflanzen als in die Allgemeinheit verschwimmende charakterisirt, während wir bei den Slaven eine viel mehr auf das Concrete gehende Lebendigkeit gewahren.

Zunächst müssen wir auch hier jene Pflanzen ausschließen, welche den Grund ihrer Wahl in sich selber tragen, daher auch gleichermaßen von Slaven und Germanen ergriffen werden. Denn wo es sich um die Gipfelpunkte des Gemüthslebens, um sphärisch abgeschlossene Wonne und die unstörbare Reinheit des

Herzens handelt, da wird man doch nicht erst lange fragen, warum Germanen und Slaven bei Rosen und Lilien zusammentreffen. Wer von beiden Nationalitäten wird nicht verstehen, daß ein Höchstes in seiner Art gemeint sei, wenn Goethe sagt:

«Trittst du im Garten hervor,
So bist du die Rose der Rosen,
Lilie der Lilien zugleich.»

Wem die Rose gegeben wird, der braucht nicht erst einen Commentar dazu, um das Geschenk auf Heiterkeit zu deuten; auch der Geber ist von vornherein überzeugt:

«Ich weiß wol wie sie trauere,
Daß ihr gar lieb davon geschieht,
Sobald sie diese Rosen sieht.»

(Conrad v. Flecke.)

und da ist's einerlei, ob dasselbe der Slave spricht:

«Wijem ti pierko
Z ruže červenej.» (Kollar: Zp.)

«Aus rothen Rosen
Bind ich den Strauß dir.»

Eben so wird es sich mit der Lilie verhalten. So wie sie im Deutschen als Bild edelster Jungfräulichkeit gewählt wird und es in einem Liede an die h. Jungfrau Maria heißt, welches dem zwölften Jahrhundert angehört:

«Du ungebrachter Anger
Auf dir steht eine Blume
Die leuchtet also schöne
Und ist unter den andern
Wie die Rose unter Dornen.»

und an einer anderen Stelle:

«Ihre Keuschheit gleichet
Der Lilie an Weiße.» (Legende vom Pilatus.)

so wird man sich auch nicht über die Vergleiche im Slavischen wundern, wo auch von der Madonna gesagt wird:

«Nebo Lilium w bělosti.»
«Jako lilie přestkwucie.»

(Sedmenr radosti panni M.)

«Wie eine Lilie weiß,»
«Wie die überstrahlende Lilie.»

Diese Anknüpfungen können so wenig nationeller Art heißen, daß wir sie vielmehr voraus nehmen, um auch in den Zuständen der Ahnung die Herrschaft des Objectiven anzudeuten. Auch die Sitte der Maibäume, die wir bei Slaven und Germanen finden, beweist es, daß ein Streben des Menschen seine Freuden hoch in die Lüfte hinauszujubeln, und mit weitsichtbaren Zeichen zur Theilnahme daran einzuladen, mit einem Worte also die Hochpunkte des Lebens allgemeinmenschlicher alle durch Zeiten und Räume gezogenen Schranken überragenden Natur seien.

Beinahe ebenso sehr objectiver und daher auch allgemeinmenschlicher Art sind die Beziehungen, welche sich das Gemüth bei Germanen und Slaven zu den zwar immergrünen, aber in ihrer Starrheit düsteren Nädelbäumen gibt. Ihre ganze Beschaffenheit macht sie zu Trauerbäumen, deren unstörbares Grün höchstens auf Hoffnungen jenseits der Trauer zu deuten ist. Doch gehen in dieser Wahl die beiden Stämme schon einen Schritt auseinander, denn während dem Slaven die Tanne (Pinus Abies) als vorzugsweise wehmüthig stimmend erscheint, ist es bei dem Deutschen die Fichte, zu welcher dieser negative Pol des Fühlens hingezogen wird.

Aus Tannenholz wird dem Slaven seine Todtentruhe gefertigt, oder wenigstens soll es Tannenholz sein, was diesem Düsteren dienet; daher ist die Nennung desselben hinreichend, um an das Grab zu mahnen:

«Nedate mně ňic jineho
Než kúsek dřewa jedloweho.» (Sušil: M. Volksl.)

«Weiter mögt ihr mir nichts geben
Als vom Tannenbaum ein Stückchen.»

Daher erscheint auch das Unheilverkündende auf der Tanne wie denn das Rabenpaar (dwa wrana gawrana), welches den unglücklichen Ausgang der Schlacht meldet, nach der serbischen Ballade sich auf einem Tannenbaum niederläßt. So kennt auch das Volkslied, welches die beiden Liebenden am Gipfel ihres Glücks vom stürzenden Baume erschlagen läßt, eine Variante, nach

der ein Todtenvogel die Liebenden vor der Gefahr warnt, und dieser läßt sich auf einer Tanne nieder:

«Prišel k nim černy ptak sednul na jedličku.» (Kollar: Zp.)

«Es kam ein schwarzer Vogel hin, setzt sich auf die Tanne.»

Ja Armuth und Noth wird schon hinreichend charakterisirt, wenn erzählt wird, daß in ihrem Haushalte ein Tisch nur von Tannenholz zu finden sei:

«Twoj stolik jedlowý naňom obrus černý
A na tom obrusu len chlebik owsený.» (Sušil: M. Volksl.)

«Dein Tisch von Tannenholz, ein schwarzes Tischtuch drauf,
Und auf dem Tischtuche ein ärmlich Haferbrot.»

Dem Deutschen dagegen erscheint der Tannenbaum als eine freundliche Gestalt und es spricht in diesem Sinne ein altes Gebot (Grimm: altdeutsche Wälder): «Wem sein Anfang freundlich ist und die Mitte freudig und gar lustig endet, der soll Tannen tragen.» Bei ihnen ist die Fichte der Friedhofsbaum:

«Da wo die alte Fichte
Allein zum Himmel weht,
Da ruhet unsrer Todten
Frühzeitiges Geschick.» (Goethe.)

Daher weiß die Schwermuth, die in einer rings schon abgestorbenen Welt auch sich langsam einschlummern fühlt, kein schöneres Bild, als das von Heine eingeführte:

«Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh.»

Und nicht schöner wüßten wir diesen zur milden Trauer stimmenden Eindruck der Nadelbäume überhaupt zu schildern, als mit den Worten eines englischen Reisenden (Reisebilder aus den Pyrenäen), welcher sich jedoch nach germanischer Urverwandtschaft an die Fichte hält: «In dem Anblick einer Fichte liegt etwas zu Feierliches, daß, wenn ich einige Wenige an einer einsamen Stelle zusammengepflanzt sehe, diese mir stets wie ein Waldkirchhof vorkommt, wo der Jäger, dessen Jagd beendet ist, oder der Wanderer, der gern in ihrem Schatten ruhte, einen Ruheplatz gefunden hat.»

Wenn übrigens Germanen und Slaven bei dieser Wahl von einander abweichen, so mag das nicht so sehr ihrer Volksthümlichkeit, als vielmehr dem häufigeren Vorkommen der einen oder der anderen Baumart zuzuschreiben sein. Gerade so wie es nur diesen örtlichen Verhältnissen gemäß ist, wenn bei den Deutschen vorzugsweise die Buche, bei den Slaven der Ahorn für den generischen Namen Waldbaum gewählt wird.

Das Charakterisirende für die germanische und slavische Volksthümlichkeit tritt nicht so sehr bei der Wahl der Pflanzen als bei der Behandlungsweise derselben hervor. Obwol wir auch hinsichtlich der Wahl an zwei charakteristische Pflanzen erinnern wollen, bei denen jedoch auch wiederum mehr die Behandlung, wenn auch nicht dieser, so doch der an sie anklingenden Stimmung sichtbar wird. Wir könnten nämlich aus unzähligen Volksliedern nachweisen, wie bei den Slaven der ursprünglich fremde Rosmarin (Rosmarinus officinalis) unumgänglich nöthig ist, wenn es sich um Andeutungen einer erregten Stimmung handelt. Bei Hochzeiten und Leichenbegängnissen, bei Kindtaufen, Kirmeßfeiern und Festaufzügen ist der Rosmarin eine unentbehrliche Zierde. Dieselbe Rolle ist bei den Deutschen dem Gelbveigelein (Cheirina cheiranthoides) zugewiesen, welches auch immer und überall zur Hindeutung auf sentimentale Zustände gewählt wird. Denn sentimentaler Natur sind sie, weil durch Verzierung mehr ein Kokettiren mit der Herzensregung als diese selbst angedeutet wird. Doch ist selbst diese dem Slaven ursprünglich fremde Sentimentalität bei ihm von bleibenderer lebenskräftigerer Beschaffenheit, denn sie klammert sich nicht an den Gelbveigleinstrauß, der kaum aufgeblüht schon welkt, wenn er auch immer neue Blüthen für die leicht hervorgelockte Thräne in Bereitschaft hält, sondern der feste, immergrüne aromatische Rosmarin ist der Träger ihrer tiefwurzelnden Lebendigkeit.

Diese Lebenskräftigkeit ist es auch, welche die slavische Behandlungsweise des Pflanzlichen der deutschen Verschwommenheit im Allgemeinen gegenüber charakterisirt. Sehr deutlich ist dies in der romantischen Periode zu gewahren, in welcher die deutsche

Stammesanlage zum erstenmale sich nach allen ihren Momenten in der Gestaltung des Lebens auseinander legte. Und wir möchten zu dem erstenmale beinahe auch zum letzten Male hinzufügen; denn die zweite Blüthe deutschen Lebens duftet von einer Mischung aller nicht blos europäischer, sondern überhaupt humaner Bildungsstoffe. In dieser romantischen Zeit nun sehen wir zwar den Minnesang mit unendlich sich erneuender Lust in der Landschaft und ihren Lebenswandlungen sich ergehen. Kräuter und Bäume werden immer wieder gepriesen, wo es sich um den Frühlingsaufgang und den Genuß der Sommerherrlichkeit handelt. Allein dieses Lustwandeln wird doch mehr innerlich als äußerlich vollbracht, die Natur erscheint nur im Ganzen als Lebenshintergrund, die Landschaft wird nur im Allgemeinen bewundert und von den Pflanzen werden außer Rosen, Lilien und Klee kaum noch und zwar verhältnißmäßig selten das Veilchen, die Zeitlose und die Damandré (Gamander: Veronica chamaedrys) in den Minneliedern genannt. Das Veilchen und die Damandré bedeuten aber nicht sich selbst, sondern nur ihre Frühlingsverkündigung, wie auch die Zeitlose nur als Wintervorbote genommen wird. Und so werden auch die unzähligemal angeführten anderen Drei nicht ihrer speciellen Bedeutsamkeit nach aufgefaßt, sondern nur als Namen für ihre Gattungen ausgesagt. Denn Rose heißt soviel als die rothen Blumen, die Lilie muß alle weißen repräsentiren, und der Klee gilt für Wiesengrün überhaupt und zwar für das reinste und erquickendste, weswegen es auch von ihm in dem Traugemundsliede heißt:

«Was ist grüner als der Klee.»

Es werden also in diesen einfachen Farbengegensätzen Roth, Weiß und Grün die verschiedenen Richtungen des Gemüthslebens auf ihren abstracten Ausdruck zurückgeführt, wie man denn freilich im Allgemeinsten dieselben als Lachen, Weinen und Schweben zwischen dem Hoffen der Lust und dem Fürchten des Leides bezeichnen kann. Damit ist aber für das Verständniß der vollen Lebendigkeit der Natur und des Gemüthes ebenso wenig gewonnen, wie wenn in dem altdeutschen Epos von Flos und Blanche-

flos an den armen Extremen der rothen und weißen Blume das reiche, durch die Gegensätze des Schicksales sich durchsetzende Leben der Liebe auf seine einfachen Grundzüge zurückgeführt wird.

Vergleichen wir hiemit das slavische Volksleben, so werden wir durch unzählige Zeugnisse bestimmt, den Ausspruch Hanusch's (slavische Myth.) als unbezweifelbar anzunehmen: «Bei keinem Volke findet sich so sehr die Sitte verbreitet, mit Blumen sich zu schmücken, Kränze zu binden u. s. w. wie bei den Slaven. Blumen und Kränze spielten auf den meisten religiösen Versammlungen, die dazu tauglich waren, die bedeutendste Rolle. An den Sobotkafesten lassen Mädchen Blumenkränze schwimmen, um daraus auf die Zukunft zu schließen. An den Rusalkafesten werden Kränze an bestimmte Orte gelegt, um aus ihrem Verwelken auf die Lebensdauer zu schließen.» u. s. w. Stellen wir hierzu Grimm's Ausspruch über die slavischen Monatsnamen (Geschichte der deutschen Sprache): «Ueberhaupt aber zeichnen sich die altslavischen Namen vor den deutschen vortheilhaft aus; die meisten sind aus dem Pflanzenreiche: březen wo die Birke, duben wo die Eiche sich laubt, traven wo das Gras grünt, vřesen wo das Haidekraut blüht, kwěten wo Alles blüht oder grünt, lipiec wo die Linde duftet, listopad wo das Laub fällt.» Und wo gäbe es ein sanglustigeres Volk als die Slaven? Stellt euch auf den Gipfel eines Mittelberges der Karpathen und ihr werdet von dem ersten bis zum letzten Tagesdämmern unaufhörlich euch von Klängen umschwebt hören, die ihr beinahe für den Aufruhr aller Gebirgsgeister zu halten geneigt seid. Geht zur Ernte, zur Heumahd, in die Spinnstuben und überall wird euch ein Meer von Gesängen entgegenbrausen, während der Deutsche lieber im Märchen die Deutungen der Landschaftsgebilde vernimmt. Und die meisten dieser slavischen Volkslieder nehmen an irgend einer durch irgend eine Pflanze charakteristisch gezeichneten Landschaftssituation ihren Ausgang, erfassen also, wenn auch kurz, so doch prägnant die charakterisirende Pflanzeneigenthümlichkeit. Natürlich sind jene Pflanzen, deren Eigenthümlichkeit am schärfsten sich kund gibt, also die würzigen Labiaten am beliebtesten. Daher neben dem

schon genannten Rosmarin, der Majoran, die Raute und andere solche. So wird der Majoran (Origanum Majorana) als Beigabe zur Rose in den Strauß gewunden:

«Pierko pierečko
Z ruže červenej
A i z majoranu.» (Kollar: Zp.)
«Ein Strauß, ein Sträußchen
Aus rothen Rosen
Und Majoran.»

Die Raute (Ruta graveolens) wird als zu Kränzen passend bezeichnet, in denen sich keinerlei Eitelkeit, sondern nur der unumgängliche, auch der armen Waise nicht erlassene Gebrauch der Hauptbekränzung darstellt:

«Nenosiwala bys wěnecka ze zlata
Ale bys nosila ze zelenej ruty
Jako nosiwajú ubohe siroty.» (Sušil: M. Volksl.)
«Würdest du nicht tragen ein goldenes Kränzchen
Sondern eins aus grüner Raute,
Wie es tragen arme Waisen.»

Denn einen Kranz oder doch wenigstens eine Blume in den Haaren zu tragen und so sich in stetem Rapport mit der Naturlebendigkeit zu erhalten, ist bei den slavischen Mädchen aller Stämme unerläßliche Sitte. Und wenn die Blumen erfroren sind, muß, wie bei den polnischen Landmädchen, ein Fruchtstrauß vom Vogelbeerbaume (Sorbus aucuparia) oder von der Judenkirsche (Physalis Alkekengi) deren Stelle vertreten. Denn der Sinn der slavischen Völker hält sich auch dadurch näher an der indischen Urheimath, daß er, wo es nur irgend möglich ist, einen lebendigen Verkehr mit der Landschaft durch die Pflanzen unterhält. Wie begreiflich dürfen dann auch bei feierlichen Gelegenheiten Blumen nicht fehlen, wie denn der Hochzeitkranz von frischen Blumen eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit fordert. Ja dem Serben verwandeln sich die Hochzeitgäste geradezu in Blumen, die zur Schmückung des Festes kommen, und anstatt Straußgeschmückte (kitjeni) redet er sie geradezu als Sträuße an:

«Asurala, kita i swatowi.»
«Auf ihr Sträuß' und Bräutigamsbegleiter.» (Talvj.)

Freilich mag der südliche Wohnort des Serben, so wie jene vielfältige Berührung mit dem Oriente diese kühnere Sprechweise mit veranlassen. Wie denn in einem serbischen Liede Jüngling und Mädchen geradezu als Hiacynth und Narcisse (zelena kada, grüne Dame, Narcissus pseudonarcissus) aufgeführt werden:

«Wuchsen Blumen im Melonengarten
Blauer Hiacynth und grüne Dame.» (Talvj.)

und an einem anderen Orte als Hiacynth und Nelke:

«Sahen sich zwei Liebste gern im Dorfe,
Knabe Hiacynth und Mädchen Nelke.» (Talvj.)

Diese lebendige Auffassungsweise ist es denn auch, welche bei den Slaven einen Orakelzusammenhang mit den Pflanzen vermittelt. Von dieser Art ist, nebst anderem bei den Jahresfesten zu Erwähnenden, die Sitte Sträuße schwimmen zu lassen, um dadurch das Schicksal der Liebe zu erproben; — eine Sitte, welche so uralt ist, daß es in der Königinhofer Handschrift heißt:

«Po wodě k děvě kytice plyje
Kytice vonna z viol a róži
I je sě děva, kyticu lovit.
Kdabych věděla, kytice krasna!
Kto tě po chladnéj vodici pusti
Tomu bych dala vienek svoj s hlavy.»

«Am Fluß zum Mädchen schwimmt ein Sträußchen,
Ein duftiges Sträußchen von Veilchen und Rosen,
Die Dirne versuchet das Sträußchen zu fangen.
Wenn ich', du holdes Blümchen, es wüßte,
Wer in den kühlen Bach dich geworfen,
Wahrlich dem gäb' ich mein Kränzchen vom Haupte.»

und auch jetzt noch so lebendig, daß es in einem häufig gesungenen Volksliede (Proč kalino w struze stojiš) am Ende als ein sehr Bekanntes über den Strauß vorkommt:

«Ja swau pustim po potoce
Snad ju najde ňekdo přece.»

«Meins laß ich am Bache schwimmen,
Wird's vielleicht doch Jemand fangen.»

Diese Sitte ist aber auch den Deutschen nicht fremd, wie denn Grimm als Volksaberglauben anführt: «Wenn ein Kranz

von Sinngrün (Vinca pervinca) geflochten in der Matthiasnacht (24. Februar) auf ein fließendes Wasser geworfen und von einem Mädchen, welches zuvor um das Wasser schweigend getanzt hat, schweigend ergriffen wird, so bedeutet er den Brautkranz.» Dazu gehört denn auch das Orakel der Graskränze und mehreres Andere noch an anderen Orten zu Besprechende. An alledem aber, was über die nationelle Bedeutsamkeit der Pflanzen gesagt wurde, sieht man immer bestimmter, daß hiebei nicht so sehr der Genius des Volkes als die landschaftliche Umgebung desselben also das Klimatische und seine Lebendigkeit im Jahreszeitenwechsel die Hauptrolle spielt. Denn auch die zuletzt durchgeführte Vergleichung zwischen Germanen und Slaven liefert so viel des Gemeinsamen bei Beiden, daß man auf die atmosphärisch bestimmte Bodenbeschaffenheit als die Grundlage der Scheidung zurückzugehen genöthigt wird.

---

5. Jahreszeiten.

Will man das ganze zauberähnliche Verhältniß des Einzelnen zu seiner Volksthümlichkeit mit Einem Worte ausdrücken, so darf man nur an das Heimweh erinnern. Mag die Gesellschaft des Lockenden noch so vielerlei um ihn gesammelt haben, er sich an der Spitze weltgeschichtlicher Bewegung wissen oder alle Schrecken polarer Wüste als Sieger bestehen, — ein Tongang, ein Duft, ein bloßer Name, vielleicht nur die dunkle Erinnerung an einen unklaren Traum reicht hin, um den Glücklichen oder Gefeierten in die Tiefe der Trauer hinabzustürzen. Wer nie seine Heimath verlassen, dem wird dies Weh völlig unbegreiflich sein, er wird es nicht fassen können, wie man diese Alltäglichkeit des Daseins und seiner Bedürftigkeit irgendwie vermissen könne, er wird vielleicht lächeln, wenn der Andere beim Alphornliede seine Thränen über die erblassende Wange rieseln läßt, oder in Extase mitzusingen

beginnt: «Das Land, das meine Sprache spricht, — o Land wo bist du?!»

Allein wie gründlich wir auch die Bedeutung des Heimwehs anerkennen, so werden wir uns durch seine krankhafte Uebermächtigkeit doch nie bestimmen lassen, es mit der vollen Energie der Vaterlandsliebe zu verwechseln. Erst diese sammelt alle Radien der Nationalität, das landschaftliche, sprachliche und geschichtliche Element derselben in einem Brennpunkte, aus dem der zündende Strahl in das Materiale der Weltgeschichte fährt, erst sie kann uns für den Sonnenblick gelten, welcher die Menschenmasse erleuchtet und die menschengeschaffenen Paradiese verklärt. Im Heimweh dagegen drängt sich keineswegs diese Energie der Innigkeit vor, welche dem Einzelnen seine geschichtliche Thätigkeit bei und mit seinem Nächsten, nämlich dem Volke, dem er angehört, beginnen heißt, sondern nur der Mangel an Verständniß und Theilnahme seiner innersten Zustände verräth sich darin. In der That finden wir das Heimweh auch bei jenen Menschen am heftigsten, welche durch die Uebermacht ihrer Naturumgebung am meisten in ihrer Thätigkeit bestimmt wurden, oder in jenen passiven Augenblicken, die auch der Kräftigste erlebt, und in denen er sein Eins als eine Sammlung der heterogensten Potenzen fühlt.

Und doch ist es nicht eigentlich die Vaterlandsliebe, welche den Zusammenhang des Menschen mit seiner Gegend zu einer magischen, in alle Fernen hinausgreifenden Kette verwandelt. Denn die Landschaft als Vaterland, d. h. als nächsten Boden der Wirksamkeit anerkennend, wird sich die Energie nur insofern an sie gehalten wissen, als sie sich in der That darin verwirklichen kann. Es wird also jene Betrachtungsweise der Naturumgebung stattfinden, welche wir als die dritte Weise des Verhältnisses im Einleitenden ausgesprochen, nämlich die Erfassung und Behandlung der Landschaft nach klar gewußten menschlichen Zwecken, wodurch diese zuletzt zu einem Garten und Abglanze der Einwohnung gemacht wird. Die Landschaft wird dann ebenso im Naturgebiete, wie der Staat im sittlichen ein Ausdruck der Innigkeit nach allen ihren Lebensbeziehungen sein. Und obwol die lokale Bedingtheit

in beiden sichtbar bleibt, so ist es doch nicht sie, sondern die Verwirklichung seiner Energie, welche dem Menschen sein Vaterland lieb und theuer macht. Dies geht am Ende so weit, daß der Einzelne sein Vaterland nicht nur klaglos, sondern freudig verläßt, wenn es ihm nicht mehr den Boden zum Schaffen bietet, wenn er in anderen Land- und Menschengebieten seine Kräfte besser und beglückender verwenden kann. Denn so sehr jeder sich mit der Natur verwachsen fühlt, so ist das Gefühl der Verbindung mit dem Ganzen der Menschheit, mit seinem gleichen Wesen ein unendlich intensiveres, und je mehr der Mensch seine Innigkeit in ihrem Grunde erfaßt, desto mehr wird sein Wirken auch den Charakter kosmopolitischer Uebertragung des Humanen in die Natur und Gesellschaft seines Vaterlandes darstellen. Je wärmer die Liebe zum Vaterlande ist, desto mehr schmilzt sie die Schranke der Volksthümlichkeit, um jenes zum Gefäße des ganzen Menschlichen zu erweitern.

a. Klima.

Das Heimathgefühl also ist es, welches die eigentliche Darstellung der Volksthümlichkeit bildet, zugleich jene zweite Stufe der Naturauffassung, auf welcher der Mensch sich zur Natur gezogen fühlt, weil die Menschheit nicht allen seinen Ahnungen befriedigend entgegenkommt. Er schließt sich ja um so näher seinem Volke an, je weniger er noch den Zusammenhang desselben mit anderen und seine Bedeutung im Gange der Weltgeschichte kennt, je weniger Quellen also das menschliche Ahnen zu befriedigen ihm geöffnet sind. Und doch, wenn man dies alles gründlich erwägt, so ist es keineswegs seine Volksthümlichkeit, welche ihn auf den Heimathboden ruft, denn ein solcher Ruf würde ergehen und befolgt werden, wenn auch keine oder eine andere Sitte und Sprache in dieser Gegend lebte. Sondern diese ganz bestimmte Gegend, diese nur hier vorkommende Combination der Erdfeste und Sonnenwirksamkeit, des Luftigen und Wässrigen, — diese heimlichen Thäler oder freien Steppen, diese plötzlichen Gewitter oder matten Landregen, dieser verschwimmende Duft der Nebel oder diese gol-

dene unstörbare Transparenz und endlich diese Vegetation als Lebensüberzug des Ganzen, mit Einem Worte dieses Klima ist allein der Grund des Heimwehs. Und wenn es auch den Anschein hat, daß Sprache und Gesittung der Heimath ersehnt werden, so ist doch eigentlich die Gegend mit ihrem Clima darunter gemeint, an welche uns jene mahnen. Wie daher auf der Einen Seite das Nationelle seine Beschränktheit im Allgemeinenmenschlichen aufgehoben hat, so zeigt sich von der anderen Seite das Klimatische der Landschaft als jenes Element, dessen Bestimmung sich bis zur krankhaften Verstimmung des Heimathgefühles steigern kann. Das Nationelle zeigt sich nach dieser letzteren Seite hin schlechthin durch das Klimatische bedingt, und zwar so sehr, daß auch unterschiedene Stämme unter dasselbe Klima versetzt nicht blos Sprache und Sitte diesem Wohnorte gemäß umgestalten, sondern durch dasselbe Heimweh zu ihm hingezogen werden. So wirkt nicht blos die Einsicht, sondern bei weitem mehr noch der Naturtrieb nivellirend auf den Genius der Abstammung ein.

Damit erhält denn auch das ganze Gebiet der Ahnung seine Begründung, wenn man den Zusammenhang der Innigkeit mit der Natur in seiner klimatischen Bestimmtheit feststellt. Waltet auch darin immerhin das Subjective vor, man wird doch dessen Erscheinungsformen erst dann begreifen, wenn man deren objective Grundlagen in dieser bestimmten Landschaft nachweisen kann. Man wird von der Nationalität aus weiter zurück durch Lied und Märchen bis zu jener eigenthümlichen Form geleitet, welche das allen Menschen inwohnende Abhängigkeitgefühl oder die religiöse Grundstimmung nur hier und sonst nirgendwo annehmen konnte. Man wird hier am klarsten den zweiten Factor gewahr werden, welcher das subjective Wesen der Innigkeit in ihren objectiven Drang, die Ahnung in die Sehnsucht hinüberleitet, den Factor, welcher eigentlich schon zu Grunde liegt, nämlich das Einigungsbestreben des Einzelnen mit seiner Umgebung, welches erst seiner Einheit mit sich eine Basis der Wirklichkeit gibt. Man wird endlich an der Nachweisung dieses zweiten Factors erkennen, warum

dieser vorzugsweise, wenn nicht einzig, durch das Pflanzliche hergestellt wird.

Denn die Landschaft, als diese ganz bestimmte Natur, mit der es auch der Mensch unmittelbar nur zu thun hat, nimmt Theil an dem großen organischen Prinzipe der Veränderungen, durch welchen die Natur in den bedeutendsten Sprachen als «das Werdende» bezeichnet wird. Dieses ihr bestimmtes Leben, dieses local bestimmte Zusammenwirken der mannichfaltigsten Potenzen zur bleibenden Einheit, ist ihr Klima als der prägnante Unterschied ihrer vor anderen Landschaften, und als innerer Vorgang derselben der Wechsel der Jahreszeiten. Der Verlauf der Jahreszeiten aber, der Uebergang aus dem Starren in die Lösung aller Lebenskräfte und dann wieder in allseitige Beruhigung derselben, mag er sich dem aufmerksamen Beobachter an tausenderlei Phänomenen kundgeben, erscheint dem Blicke des unmittelbar und unbefangen Zuschauenden als der Auf- und Untergang der Pflanzenwelt. Mag die Sonne noch so verlockend aus zerfaserten Wolkenflocken herniederleuchten, so lange nicht Schneeglöckchen den Frühling einläutet, wird auch Niemand an ihn glauben, und dies Vertrauen wird sich durch keinen vorzeitigen Frost einschüchtern lassen, so lange noch die letzten Glocken der Zeitlose auf allen Auen nicht gebrochen sind. Und weil er an der Pflanze die sichtbare Bürgschaft der Lebenswandelungen in der Natur hat, darum gilt sie dem Menschen als Inbegriff seiner Lebensbeziehungen zur Natur, darum werden alle zwischen Todeserstarrung und verflüchtigender Auflösung sich hinziehenden Gemüthsepochen auf die Erscheinungen des Pflanzenlebens bezogen.

Soll aber die Natur sich als das, was sie ist, als eine der Voraussetzungen individuellen Werdens bewähren, so muß sie auch im concreten Falle, also in der Landschaft, jene Allheit ihrer Potenzen wirken lassen, welche im Menschen die Allseitigkeit der Lebenstriebe herausfordern. Denn nur dort, wo alle Klimate der Erde nacheinander im Wechsel der Jahreszeiten an dem Pflanzenleben Einer Landschaft sich darstellen, wird auch die Innigkeit zur Entfaltung ihrer Universalität und Ubiquität gereizt werden.

Nur dort, wo das ganze Erdenleben am Menschen vorüberzieht, wird er sich als Weltbürger erfassen, und seine Thätigkeit in alle Erdtheile ausgreifen lassen. Wo dagegen nur Eine Jahreszeit unwandelbar schwebt, wo entweder arktische Starrheit kaum für Tage oder besser Stunden zur Lebensregung gelöst wird, oder wo der stets überfließende Lebensstrom kaum durch heftige Stürme und Gewitter gestaut wird, dort gibt es nur einzelne Zustände des Menschenlebens, keineswegs aber eine sich stetig hinziehende Reihe seiner Entwickelungen. Wo dem Menschen die Frucht schon zubereitet in den Mund wächst, oder auch wo er keine Reifung des ausgestreuten Samens erwarten darf, dort wird er sich nicht mit der Bearbeitung des Lebensbodens befassen, daher auch um so weniger nach Mitteln forschen, welche ihm die unnütze Bearbeitung erleichtern könnten.

Solchen Zuständen des dumpfen Hinbrütens ähnlich, welche, weil sie den Menschen an die Herrschaft der Nutur gewöhnt haben, ihm auch die Sclaverei als etwas sich von selbst Verstehendes erscheinen lassen, sind jene Endpunkte des Klimas, welche unmittelbar an die tropische Flüchtigkeit oder an die arktische Erstarrung des Lebens grenzen.

Wenn wir im Duab zwischen Ganges und Dschuma oder im Nilthale das starre und flüssige Element des Lebens nur im Walten ihrer Extreme gewahren; — wenn einmal das Land ein Bild völligster Auflösung und Verschwommenheit jeder Begrenzung darbietet, das anderemal aber alle Lebensformen in ungemessenster Ueppigkeit nicht wie von der Sonne, sondern wie vom Feuer getrieben, aufschwellen; — wenn wir denselben Boden, der jetzt öde Wasserwüste war, bald darauf so lebenwimmelnd finden, daß er nicht ausreicht, sondern Hunderte von Pflanzen auf Einem Baume sich empordrängen, die Dschungeln zu einer undurchbrechbaren Wand, der Nilschlamm zum dichtestgewebten Blumenteppiche wird: — da werden wir begreifen, wie das rasch emporlodernde Menschenleben ebenso schnell von fester Begrenzung abgeschlossen wird. Wo das Klima nur ein Wechsel des Wassers und Feuers ist, wird auch jede menschliche Lebensrichtung zwar schnell in den

Blüthenstand getrieben, aber ebenso schnell in der Beschlossenheit der Kaste abgesperrt. Denn wenn auch nicht mehr völlig willenloser Sclave wird er doch nur ein Leibeigener der anderen Kaste, welche ebenso leibeigen dem Naturgesetze verfallen ist, wo dieses in so extremen Bestimmungen und Beschränkungen des Wirkens auftritt.

Und ebenso begreifen wir die Verkommenheit jener Stämme, die einem Clima preisgegeben sind, in dessen Jahreszeitengang schon arktische Einflüsse eingreifen, und denselben zum fieberhaften Zucken verwandeln. Da wo der Mensch um sich keine präcisen Formen oder diese in schroffen Gegensätzen rasch hinter und nebeneinander erblickt, wird er auch nicht zur Selbstbesinnung und Selbstbestimmung gelangen können. Wir können uns nicht enthalten, die Schilderung eines solchen Klimas aus Aurelio Buddeus: Rußland und die Ostseeprovinzen hier abzuschreiben, weil sie uns nicht minder charakteristisch scheint, als Schilderungen jener subtropischen Klimate, die, weil sie reizender sind, auch häufiger gefunden werden, und daher von uns auch nur angedeutet wurden.

«Wie der Menschenverkehr im baltischen Lande keine Stetigkeit und kein gleichmäßiges Beharren zeigt, so fehlt es auch den atmosphärischen und klimatischen Verhältnissen. Das ist ein Wechseln, Springen und Umsetzen in den unvermitteltsten Gegensätzen das ganze Jahr hindurch und in der Wiederkehr der Jahreszeiten selber. Nur während zwei ganz kurzer Perioden ist von einer halbweg bestimmten Witterung die Rede: sechs heiße Sommerwochen bezeichnen das Ende des Juni und den Juli, acht bis zehn Wochen strengkalter klarer Winter herrscht im Januar und Februar. Während des übrigen Jahres wirbeln Sonnenschein und grauer Himmel, Sturm und Windstille, Nebel und Luftklarheit, Tageshitze und Nachtfröste durcheinander, wie nirgends unter den gemäßigteren und kälteren Himmelstrichen Europas. Von der kurischen Halbinsel beginnend, steigert sich sogar die Raschheit der Aufeinanderfolge dieser Gegenden, je weiter wir nach Osten vordringen, bis sie in Ingermannland und speciell um Peters-

burg kaum mehr nach Tagen, sondern nur nach Stunden und Halbstunden bestimmt wird.»

«Ebenso eilig verlieren die Jahreszeiten ihre Herrschaft. Ueberall hebt sich der Sommer aus dem Winter mit regentriefendem Haupte, und wo noch eine mehrwöchentliche Andeutung des Frühlings vorhanden ist, da ist sie nur durch unendliche kalte Regengüsse bezeichnet. Diese waschen das weiße Land erst schwarzbraun, dann graugrün. Wol nennen sie auch hier den Mai einen Frühlingsmonat, und zwölf Tage später, als im übrigen Europa beginnt ihn der hiesige Kalender. Aber sein Beginn ist Regen mit Schnee vermischt und in den Hohlwegen kämpfen Eisschollen mit Wasserfluthen. Zwölf Tage später endet er dann mit Tagen, deren Länge die Mitteleuropas am Morgen und Abend fast um eine Stunde überragt; aber dennoch sinkt noch fast mit jedem Abendroth der Thau in Reif verwandelt nieder, dennoch hat die Sonne noch fast an jedem Morgen eine leichte Eisrinde von dem Gewässern wegzuschmelzen. Nur am Tage, nur im Sonnenschein, nicht von einer wirklich mild durchwärmten Luft gedeiht die Pflanzenwelt; und jede Nacht droht ihrem keimenden Leben neuen Tod. So kann sie sich nicht zur Ueppigkeit entfalten. Die sparsamen Blättlein der Bäume werden alt, aber sie wachsen nicht zum lückenlosen Laubdach zusammen; die Pappel, die Kastanie, die Ulme ist beinahe zum exotischen Baume worden, selbst die Eiche gedeiht nur in Kurland noch zur Schönheit und die Birke allein schmückt die Fläche bis an das äußerste Ende des finnischen Busens. Die Birke ist aber ein wehmüthiger Baum, um so wehmüthiger, wenn sie wie hier, fast nur hängende Zweige zeigt. Wol ist sie so schön, so hoch, so schlank und feingegliedert, wie wir sie in Deutschland nirgends sehen; aber eben weil sie so alleinherrschend vor allem übrigen Laubwerk, prägt sie der ganzen Baumvegetation einen elegischen Charakter auf. Das dunkle Nadelholz steht dann als männlicher, finsterer Ernst neben der weichen Wehmuth. Die übrigen Büsche und Bäume, spärlich und gerade nur so weit verwachsen an Zweigen und Blättern,

als unumgänglich scheinen, die trockene Prosa des Lebens. Wo ist nun der Lebensreiz?»

«Dann kommt der Sommer hastig, heiß, gewitterreich. In drängender Eile gelbt er die kurzhalmigen Kornfrüchte; der Staub hat unterdessen wieder einen Schleier über das Baumgrün geworfen, die karg berasten blüthenarmen Wiesenflächen ergrauen rasch am Wassermangel und nur die Haide blüht meilenweit mit langen Dolden hochroth — denn diese Vorzeichen eines harten Winters fehlen keinem baltischen Jahr. — Doch schon im August schleicht ab und zu in stillen Nächten der Frost, ein beutegieriger Wolf durch das Land. Nur tagesüber vermag die Sonne noch den Winter zurückzuhalten, aber die rasch vergelbenden Bäume verstreuen eilig ihre Blätter und oft schon im September steigen die Herbststürme aus der wild wogenden See an das Land. Noch ein paar schöne sonnige Octobertage sind auch hier wie bei uns die letzten Scheidegrüße des zu langem Schlafe rüstenden Naturlebens. Dann kommen die Stürme in immer rasenderer Wuth herangeflogen, das «Sturmwetter», der Wirbeltanz zerfließender Schneeflocken beginnt, und dennoch herrscht erst um Weihnachten die Winterstille, die Erstarrung des Landes und der Wasser, worüber sich ein klarer Himmel in ungemessenen Fernen wölbt.»

Wem wird in solcher öden Trostlosigkeit des Klimas das Verkümmern der tschudischen und baltischen Stämme unerklärlich bleiben? Wer wird nicht dort am besten das Weinen ihrer Volkslieder verstehen, wo im ärmlichen Leben nur die Wehmuth der Birke und der düstere Ernst der Nadelgehölze hervorragt? Wer wird nicht begreifen, daß an den Gestaden der Ostsee und an den Ufern des Ganges, diesen beiden Grenzgebieten des gemäßigten Klimas die Innigkeit zum traumhaften Ahnen, aber in diesem um so ungebändigter geworden ist, als ihr von der Natur alsbald unübersteigliche Schranken entgegengehalten werden, wenn sie sich äußern will? Denn das Maß des Lebens ist doch nur dort zu erreichen, nur dort wird die innere Wahrheit auch zur Schönheit menschlicher Erscheinung, wo alle Klimate im Wechsel der Jahreszeiten sich zur wechselseitigen Mäßigung ausgleichen, und

durch diesen Wechsel den Menschen anregen, sich und sein Ewiges von der Gebundenheit an ein ausschließlich Herrschendes zu befreien.

Daher dürfen wir, wenn wir die Vollständigkeit des hellenischen Lebens rühmen hören, nie die volle Lebendigkeit seiner Landschaft vergessen, damit das Verwundern zum Verstehen werde. Wir sehen beinahe Apollo und Aphrodite in einer Landschaft wandeln, wie sie ein neuer Reisender schildert (in Kapp: philosophische Erdkunde) «Wenn man jede Erhabenheit der Schweiz in einem Treibhause voll blühender ausländischer Gewächse zeigen könnte, würde der Effect ein ähnlicher sein und doch in Masse und Frische der Vegetation in glänzendem Grün aller Nuançen wie in blühender Farbenpracht der mannichfaltigsten Blumen und Blüthen vom Dufte aromatischer Gerüche jeder Art geschwängert, weit dahinter zurückbleiben. Kein dürres Fleckchen war hier bemerkbar; die Berge sah man bis zum Gipfel dicht, wie ein goldenes Vließ, in hellschimmernde Locken gehüllt, und selbst die höchsten Felsen erschienen farbig, mit wunderbaren perpendiculären Bandstreifen oder marmorirten Adern eben so seltsam gezeichnet, als die Felsen eigenthümlich geformt waren, bald spitze Pyramiden, bald tiefe und weite Höhlen, bald brillenartige Oeffnung darbietend, durch welche die entfernten Gegenstände, wie durch ein Perspectiv gesehen sich ausnahmen! Das Wuchern des Pflanzenwuchses ging oft in einen wahren Muthwillen der Natur über, so daß die breitblättrige Platane die Rosen des Oleanders zu tragen schien und aus den vollen Federbüschen der blühenden Kastanie Granaten sich durchdrängten, deren feurige Blumen von Kränzen dunkelblauer Winden umschlungen waren.»

Und wie uns bei dieser Schilderung einer Scene aus der Besteigung des Taigetos die ganze, die südliche Gluth und nördliche Gemessenheit einigende Herrlichkeit des hellenischen Lebens erklärlich wird, so werden wir auch die Blüthe amerikanischer Urkultur in den Thälern von Tzapotekan verstehen, wenn wir die Wirksamkeit aller klimatischen Momente dort zusammengedrängt sehen. «Eine wahre Stufenleiter der Vegetation», schildert Seals-

field, (Süden und Norden) «vom rauhesten Norden zur üppigsten Tropenregion. Keine fünfhundert Fuß über uns düstere Tannen und Cedern, während wir bereits im Schatten colossaler Lebenseichen ritten. Fünfhundert Fuß tiefer streckte der saftige Feigenbaum seine gewaltigen Arme über Mimosen und Erdbeerbäume hin und noch fünfhundert Fuß tiefer, glänzten uns lichtgelbe und goldene Citronen und Orangen entgegen, die Bäume noch winzig und nicht größer als die eurer Treibhäuser oder unseres Louisiana, aber riesige Feigenbäume, sie wie schützend umgebend. Und dann kamen abermals Mimosen, aber bereits zu Bäumen geworden, ihre Dornenstacheln Fußlang entgegenstreckend — und ungeheure Chicazopotes wechselnd mit prächtigen Granatbäumen, dazwischen Agaven und Cactusse und Gärtchen der Nopal- und Cottonstaude. Die Vegetation wurde mit jedem Schritte üppiger, das Leben frischer. Die Citronen- und Orangenbäumchen sind zu Bäumen geworden und von einer Größe, die ihr riesig nennen würdet; sie erreichen bereits die Höhe unserer Wallnußbäume, sind aber doch noch in diesem Lande Zwerge, aber wunderliebliche Zwerge in Millionen von Blumen und Blüthen gekleidet. Ihr seht keine Blätter, keine Früchte, denn Bignonien, Bauhinien, Convolveln und Banisterien winden sich vom Stamme zur Krone empor, umfangen Zweige und Aeste in einer endlosen Guirlande». Dazu stimmen auch ganz natürlich solche Menschenformen, wie sie uns in eben diesem Buche werden. «Es waren nicht mehr die kupferbraunen, leeren, scheu und wild starrenden indianischen Gesichter, die wir bisher gesehen hatten, — nein die edelsten, heitersten, klarsten Antlitze, mit dem göttlichen Stempel des hellsten Verstandes, des tiefsten Gefühls. Auch keine Spur jener häßlichen, vorstehenden indianischen Backenknochen, wahrhaft klassisch ovale und wieder runde Gesichtchen mit herrlichen Stirnen, zart geformten griechischen und römischen Nasen, kleinen, runden, rosigen Lippen und Zähnen, die mit den kostbaren Perlen an ihren Hälsen wetteiferten; aber dann die Augen! — schönere Augen hatten wir nie und nimmermehr gesehen. Es waren tiefblaue und braunschwarze Augen mit dem wunderbarsten wie duftigen Schmelze, der wie

die glänzende Abendwolke vor der Sonne hinlagert, ihre flammenden Strahlen sänftigend.»

Wir haben in diesen Landschaften und Menschen von Tzapotekan ein eben solches Centrum mexicanischer Cultur, von der wir uns ja keine zu geringen Vorstellungen machen dürfen, wollen wir nicht durch Klemm's Darstellung derselben zu einiger Demuth enttäuscht werden, wie es Hellas für Europa wurde. Denn wie sehr die Extreme des Klimas den Menschen in bestimmten Zuständen festhalten, so daß ihn nur ein äußerlich herankommender Einfluß in den Gang der Weltgeschichte einzuführen vermag, so wird die vom Wechsel der Jahreszeiten bedingte Entwickelung des Humanen dort ihr höchstes Ziel erreichen, wo Hochgebirge das vereinigen, was sonst über eine ganze Erdhälfte auseinandergelegt ist, und wo zu alledem noch das allhin vermittelnde Meer kommt.

b. Jahresfeste.

Da nun das Dasein und die Beschaffenheit des Jahreszeitenwechsels erst ein wahres aus ihr selbst sich gestaltendes Leben der Innigkeit möglich macht, so werden auch die Wendepunkte derselben, die Solstitien und Aequinoctien eine religiöse Bedeutung überall haben, wo der Mensch die Naturmächte für seine Götter hält. Diese Jahresfeste sind für die Naturreligion die einzigen Feiertage, wo bei der Wendung des Naturlebens auch die Wendungen des Menschenlebens, das Ziel und die Bedeutung desselben und der Zusammenhang seines Thuns mit dem Jahresverlaufe der Betrachtung vorgeführt werden. Es wird der Cult, der eine Umdichtung und Verdichtung der Cultur auf ihre einfachen Grundzüge ist, hier durchaus die Epochen der Jahreszeiten darstellen. Und wie das Leben der Landschaft an ihrer Vegetation sichtbar wird, so werden auch vorzugsweise Pflanzen für diesen Cult der Jahresfeste bedeutungsvoll sein.

An der sirischen Küste, wo ein Anfang des Jahreszeitenwechsels nach Norden zu bemerkbar wird, in jenen Grenzgebieten, die beinahe das ägyptische Extrem eines Kampfes zwischen dem ertödtenden Gluthauche des Typhon und dem lebenspendenden Nil

berühren, wo der vergleichsweise sehr milde Wintersturm wie eine unbegreiflich fremde Gewalt in die ewig jugendliche Herrlichkeit des Jahres hineinkommt, da sehen wir auch die Anfänge des Jahrescultes. Adonis, der herrliche Jüngling, die ungetrübte Sonne der üppigen Landschaft, der Liebling dieser seiner Astarte, wird vom winterlichen Eber zerfleischt. Das Land trauert im winterlichen Tode und seine Töchter, das Unbegreiflichste nicht ertragend, lassen ihr Ai li nu! Wehe uns! ohne Aufhören wie wahnsinnig in die Lüfte erschallen. Sie beweinen den Tod des Maneros (nach Röth: Geschichte unserer abendländischen Philosophie — mnerot von mai lieben), des Geliebten ihrer Herrin, sie suchen den Verlornen (den Hadad), sie klagen maßlos um den Begrabenen (den Thamuz). Allein sie haben auch die Gewißheit, daß aus winterlicher Trauer bald der Frühlingsglanz des Jahres hervorgehen werde. Darum pflanzen sie Lauch und andere schnellkeimende Kräuter in tragbare Adonisgärtchen, damit diese die Erscheinung des Jahresherrschers voraus verkündigen. Und in der That, kaum daß diese grünen, ist auch Adonis schon wieder aufgelebt. Am Wintersonnenwendetage wird sein Wiederaufleben gefeiert, und wie vor wenig Tagen die Klage, so ertönt auch nun maßloser Jubel durch die Lüfte. Und bald sieht man auch seine lebendige Wirksamkeit auf dem von Crocus und Lilien, Narcissen und Tulpen durchwirkten Flurengrün der Landschaft. Wie ein kurzer, gräßlicher Traum ist die winterliche Erstarrung des Sonnenherrschers, die Trauer seiner weiblichen Erde bald vergessen.

In Griechenlands Klima, das dem Menschen zwar milde entgegenkommt, aber doch seine Mitwirksamkeit zur Lebenserhaltung herausfordert, wird ihm durch eben diese Nothwendigkeit die Arbeit theuer. Sie ist hier seine Verwirklichung, daher werden die Jahresfeste auch zu Arbeitsfesten, und der Cult ist ursprünglich ein auf die einfachen Grundlinien zusammengezogenes Schauspiel der Landescultur. Die Naturmächte sind die Kabiren, deren Hervorgehen aus der Einheit in die geschlechtliche Entzweiung und Wiedervereinigung der Entzweiten die Ordnung und Harmonie des Naturlebens bedeutet. Ihr Cult ist aber ein Mysterium; eine

geheimnißvolle Handlung wird den Schauenden vorgeführt, denn wie viel der Mensch von dem Seinigen dazu thue, wie straff er seine Kräfte spanne, ohne die unergründliche Beihülfe der himmlischen und irdischen Mächte wäre sein Wirken fruchtlos. Die Arbeit ist zwar des mystischen Dramas schöne Mitte, allein ihr Beginn und Ausgang ist ein unerforschlicher Gnadenact der dunkeln chtonischen Gewalten. An den einfachsten und doch so reichbedeutsamen Producten der Bodenbearbeitung wird diese Verwirklichung menschlicher Lebensaufgabe anschaulich gemacht. Das Saatkorn, die Tochter der Erdenmutter, wird ihr von dem Unterweltherrscher zu geheimnißvoller Vermählung geraubt. Lange sucht nun die Mutter ihre verlorene Kora, bis sie endlich mit Hülfe des Dreimalakarers Triptolemos, des Bändigers des Erddrachen, die Vermißte entdeckt. Hades muß die Geraubte wieder herausgeben; als Persephone, die Hervorsprießende, zerbricht sie seine Bande und wandelt nun wieder heiter über alle Fluren dahin. Doch wer einmal von den Früchten der Unterwelt verkostet, ist ihrem Gesetze verfallen, und wenn die Zeit um ist, muß Persephone wieder die andere Hälfte des Jahres hindurch unsichtbar werden. Mit dieser Anschauungsweise des Jahreszeitenverlaufes ist aber die Arbeit als Princip seines Lebens gefaßt, sie kann ohne Gesetzlichkeit nicht gedeihen, daher sind diese Feste auch Thesmophorien.

Mühevoller, wenn auch in ihren Producten erfreulicher, ist die Arbeit des Weinbauers. Wenn schon Saat und Ernte nur durch sorgsame Bewältigung der dunkeln Mächte möglich ist, so wirken diese noch viel mehr gefährdend gegen das Leben der Rebe. Daher sind auch diese Jahresfeste viel mehr von der Alltäglichkeit des Lebens bis zur phallischen Ausgelassenheit und der ertödtendsten Trauer gelöst, als die Gemeindefeste des Ackerbaues. Wenn Veilchen und Rosen zur Hochfeier des Frühlings zusammenstimmen, da ist es Zeit, die großen Dionysien festlich zu begehen, da in der Mitte der Arbeit mag man den gewaltigen Jahresproceß, die Riesen der Sommergluth und Winterertödtung in ihrem feindlichen Wirken gegen den herrlichen Zeussohn beschauen. Doch ob sie ihn auch bis zur Zerfleischung verfolgen, sein winterliches Ster-

ben ist nur ein kurzes Verhüllen des Lebens, und bald durchbohrt das Heranwachsende wie mit Hörnern die Grabeshülle, und zieht heiterstes Dasein verkündend und bringend durch die Welt. Das Weinlesefest bringt mit dem Herbste den freudigen Rückblick, den Muthwillen der kleinen Dionysien und bei Wiederkehr des Frühlingslebens wird an den Anthesterien der neue Wein zum ersten Male getrunken. Alle zwei Jahre aber, um an das zwar seltenere, aber doch mögliche Mislingen der Lebenswirksamkeit zu mahnen, wird mit den trieterischen Dionysien das große Jahr des Naturlebens geschlossen, und hier erst bei solcher Umkehr die Trauer bis zur Raserei vor der Wintersonnenwende und nach derselben die mänadische Ueberlustigkeit entfesselt.

Aber nur in Griechenlands glücklicher klimatischer Mitte war eine solche Vermittelung der Arbeit und des Jahresverlaufes möglich. Gehen wir von da an dem Pole zu, so finden wir, daß sich das Jahr immer mehr in die zwei Extreme des Sommerlebens und Wintertodes scheidet, bis wir im Gegensatze zur sirischen Küste eine kurze Erlösung sich in die allbeherrschende Erstarrung hineindrängen sehen. Nur zwei Jahreszeiten nennt der germanische Norden, deren eine er als (gledi fugla) Lust der Vögel und die andere als ihre Trauer und Beängstigung (strid fugla) unterscheidet.

Am meisten nähern sich die Slaven als Nachbarn der Griechen ihrer Dreitheilung der Jahresfeste, wie wir denn auch bei den Litthauern einen dem Persephonemythos ähnlichen finden. Denn auch hier wird eine Tochter der Königin Krumine (Hanusch: slavische Myth.) von Pragaras, der Unterwelt, aufgenommen, die Mutter sucht lange die Vermißte, erfindet darüber und führt den Ackerbau ein, und als sie die Verlorne entdeckt, führt sie sie ins Lichtreich empor, wo unterdessen Noth und Verwüstung geherrscht hatten. Vielleicht sind beide Mythen nur Erinnerungen an die kindliche Gemeinsamkeit der Völker in der indischen Heimath, vielleicht auch gestaltet sich die ähnliche Anschauung des Hervorkeimens der lebenspendenden Saat aus dem Todtenreiche der Unterwelt zu ähnlichen Dichtungen.

Die Slaven, ursprünglich in solchen Landschaften sich niederlassend, welche bemerkbare Uebergänge zwischen Sommer und Winter darbieten, hatten demnach nicht blos Winter- und Sommer-, sondern auch Frühlingsfeste, und wenn ihnen Herbstfeste fehlen, so ist es wol deswegen, weil ihnen die Herbstherrlichkeit der Weinlese mangelte, und das langsame Hinsiechen der Naturlebendigkeit ohne eine solche Würze eben nicht festlich stimmt. Wenn aber die Hoffnung auf ein Wiederaufleben beim Wenden der Wintersonne in die Trauer und Erstarrung hineinleuchtet, da wird auch die koleda festlich begangen. Da wünscht Einer dem Anderen Glück zum Beginne eines neuen Jahreslaufes, da beschenkt man sich wechselseitig, um auch im Menschenleben die starre Isolirung zur Gemeinsamkeit aufzulösen, da wird endlich die Gemeinsamkeit durch die Theilnahme an der kuťa, zu welcher Honig, Weizenmehl und Mohn, also das Süßeste, Mildeste und Einlullendste zusammengethan wurde, begangen. Und wenn die Hoffnungen dieser Sonnenwende in der Ausgleichung von Tag und Nacht, in dem fröhlichen Strömen aller Gewässer sich zu erfüllen beginnen, da wird auch der winterliche Tod, die mořena, aus allen Gemeinden hinausgetragen und ins erlöste Wasser geworfen. Das Frühlingsfest der letnice oder tuřice ist da; und wie die Natur im Pflanzenleben aufersteht, pflanzt auch der Mensch Maibäume als Sammelsignale des Frühlingsjubels, sammelt er die kupalnica (Ranunculus acris), die flammendhell auf allen Fluren das Aufblühen des Lebens verkündet, und wäscht er im feierlichen Frühlingsbade den smigust oder dingus alle Trübungen der winterlichen Zeit von sich ab. Endlich wenn die Sonne ihren Hochpunkt erreicht hat, wenn die düstere Nacht am kürzesten geworden, da geht auch die Aufforderung von Mund zu Mund:

«Juže wieczor teraz krótky
Hei zapalmi sobótky.» (Wisniewski.)

Swantewit, das heilige Licht (swatý swit?) wird an dem Sommersonnenwendefeste der Sobótky gefeiert; daher wird alle Finsterniß verscheucht. Von allen Höhen flammen Feuer mit dem Untergange der Sonne und bereiten einen künstlichen Tag bis

zum Anbruche des wirklichen. Um Mitternacht aber, dem geheimnißvollen Scheidepunkte der Zeiten, wird zu Ehren der schönen und gewaltigen jungfräulichen Mutter des Allebens, Lada, Krasopani oder auch Dziewana genannt, ihre gleichnamige Pflanze, die so viel Heil zu spenden vermag, die dziewana (Verbascum thapsus) verbrannt und mit ihr die Kupalnica, die Frühlingsbotin. Ja der Mensch selbst springt übers Feuer, um in dieser Feuertaufe sich völlig für die kommende Trauerzeit zu reinigen. Denn hie und dort noch werden zu Ehren das Pilwit zažinki, das Erntefest, im Nachsommer gehalten, dann aber ist es mit der Jahresherrlichkeit völlig vorüber. Wer es aber recht verstand, wußte trotz bedrohenden Gewitterstürmen sich das Farrenkraut zu pflücken, welches nur in der Sommersonnenwendemitternacht, wo so viel des Seltensten zusammentrifft, blüht, und dessen sogleich reifender Same dem Besitzer alles irdische Glück bringt.

Das wissen auch die germanischen Stämme recht gut, was es mit diesem paradoxen Farrenkraute für geheimes Bewandtniß habe. Wer es pflücken will in der Mittsommernacht, denn nur da blüht es, darf den Teufel nicht fürchten; hat er aber den Samen erbeutet, so kann er sich unsichtbar machen. Freilich wird er auch von den Ottern verfolgt, bis er das deswegen so genannte Otterkraut wegwirft. Auch Irrkraut heißt es, denn wer es unversehens überschreitet, geht irre und muß erst den Zauber des Farrenkrautes brechen, ehe er weiter seinen Weg fortsetzen will. Trotz dem aber, daß die Sommersonnenwende solcherlei Einfluß auf das Kräuticht übt, wurde sie doch nicht festlich begangen. Selbst die Kämpfe des Winters mit dem Sommer, welche im Beginnen des Frühlings bei den Germanen vorgestellt wurden, waren nicht so sehr ein eigentliches Fest, als vielmehr ein belustigendes Schauspiel, durch welches auf die Zukunft der Sommerwonne hingewiesen und vorbereitet werden sollte.

Das eigentliche und beinahe einzige Jahresfest der Germanen, dort begangen, wo sie von aller Vermischung und Berührung mit anderen Stämmen sich rein erhielten, nämlich im skandinavischen Norden, war das Fest der Wintersonnenwende. Denn

wo der Winter so sehr nach seinem Anfange zurück und nach seinem Ende vorgreift, er also beinahe die einzige nur kurze Zeit ununterbrochene Jahreszeit ist, da wird auch seine Sonnenwende, welche wenigstens dem Zunehmen des Düsteren ein Ende macht, feierlichst begangen. Und da zeigt sich die Allmacht des Gemüthes in vollem Glanze. Wenn das Pflanzenleben in solcher Gegend beinahe nur wie eine Sage lebt und seine Blüthe wie ein Traum verschwindet, da läßt der Mensch mitten aus dem Wintertode die Bäume immergrün emporwachsen, und besäet sie mit den strahlendsten Blumen. Am Abende vor der Wintersonnenwende, am heiligen Julabende, sammeln sich des Hauses Angehörige um den lichtervollen, von der Wärme des Gemüthes grünenden Julbaum, damit sie bei diesem Abbilde des gestirnten Himmels die Einigung ihrer Lebensmächte durch Geben und Nehmen von Geschenken und Wünschen trotz Sturm und Frost in ungetrübter Heiterkeit begehen. Das ist jener Baum, an welchen, wie er nur aus dem Herzen keimte, sich unsere süßesten Erinnerungen von kindlicher Seligkeit und elterlicher Herzlichkeit klammern, — es ist jener Baum, der jedem, welcher nur einmal die Früchte seiner Zweige gekostet, den Traum voller Lebendigkeit des Sommers in die winterliche Oede zu zaubern vermag, — dessen Angedenken schon die Landschaft völlig umwandelt:

«Des Baumes Aeste ragen
Kahl aufwärts in den Raum,
Wo sie statt Blätter tragen
Der Sterne goldnen Traum;
Es ist, als ob sich neige
Der Mond am höchsten Zweige,
O schön geschmückter Weihnachtsbaum.» (Rückert.)

c. Jahreszeitpflanzen.

Denn wie mächtig auch das Klima, sei es durch seine Einseitigkeit, sei es durch den lebendigen Wechsel seiner Jahreszeiten, wirke, — die Wirkung würde fehlen, wenn der Einfluß nicht aufgenommen würde. Wo die Grundlage der Innigkeit nicht da ist, dort wird auch das Leben nicht festlich in seinen Wendepunkten

erfaßt und begangen. Denn die Stimmung, die Gegenwart des Gemüthes ist es, in welcher die tausenderlei klimatischen Momente sich zur Einen Wirkung zusammenfinden. Erst indem sie in den Hohlspiegel des Menschenherzens sich vertiefen, werden Berge und Wiesen, Wasser und Luftbeleuchtung als Landschaft in dessen Brennpunkt hingemalt, und vor dem Sinne schwebt in lebendigen Jahreszeitwandlungen, was an jenes Pulsiren ein zeitliches Maß erhalten.

Und so, indem der Mensch seine Innigkeit in diese bestimmte Naturumgebung versenkt, wird sie zur menschlich belebten Landschaft, und dies Leben ist den Jahreszeitenwandlungen verfallen. An den Pflanzen aber, diesen nur in dem Jahresverlaufe Lebenden, ja ihn eigentlich Darlebenden wird diese menschliche Verklärung der Natur angeschaut. Schöner nun kann diese Umdichtung des Jahreszeitenlebens nirgends erscheinen, als in den Blumenmädchen, zu denen Lamprecht seinen Alexander gelangen läßt:

«Da sahen wir in der Ferne stehen
Einen herrlichen Wald.
Das Wunder das war manigfalt,
Das wir da vernahmen.
Als wir dahin kamen,
Da hörten wir darinnen
Manche schöne Stimme.
Leiern und Harfen Klang
Und den süßesten Sang,
Der von Menschen je ward erdacht;
Hätt' er den Aller zusammengebracht,
Er könnt' ihn damit nicht vergleichen.
Der edle hehre Wald
War wunderbar schön,
Das wurden wir Alle gewahr.
Hoch waren die Bäume,
Die Zweige dick und breit
Recht nach ihrer Wesenheit.
Das war eine große Wonne.
Dort konnte nicht die Sonne
Bis an die Erde scheinen.
Ich und die Meinen
Wir ließen unsre Rosse stehn
Und gingen in den Wald sehn

Durch den wonniglichen Sand.
Die Zeit däuchte uns sehr lang
Bis wir hinkamen,
Wo wir vernahmen,
Was Wunders da mochte sein.
Viele schöne Mägdelein
Wir allda funden,
Die zu dieser Stunden
Spielten auf dem Klee,
Hundert tausend und mehr.
Die spielten und sprangen
Hei! wie schön sie sangen.
Daß Alle, klein und groß
Durch den süßen Tooß
Den wir hörten in dem Wald
Ich und meine kühnen Helden
Vergaßen unser Herzeleid
Und der großen Arbeit
Und all das große Ungemach
Und was uns Leides je geschah.
Mir däuchte zu jener Stund
Ich werde nimmer ungesund.
Wollt ihr nun recht verstehen,
Wie es um diese Frauen stand,
Woher sie kamen,
Oder welch Ende sie nahmen,
Das mag euch besonders
Nehmen viel Wunders.
Wenn der Winter unterging
Und der Sommer anfing,
Und es begann zu grünen,
Und diese edeln Blumen
Im Wald begannen aufzugehn,
Da waren sie viel wohl gethan:
Licht war ihr Glänzen;
Ihre Röthe und ihre Weiße
In die Ferne hineinschien.
Blumen gab es niemals,
Die schöner mochten sein.
Sie waren, wie uns bedäuchte,
Allrund, als wie ein Ball,
Und fest geschlossen überall,
Sie waren wunderbar groß.
Als sich die Blume oben aufschloß,
Bewahret dies im Sinne,
So waren darinne

Mädchen ganz vollkommen.
Ich sag's, wie ich's vernommen.
Denn sie gingen und lebten,
Menschensinn sie hatten.
Und redeten und heischten
Recht, als ob sie hätten
Ein Alter um zwölf Jahr.
Sie waren geschaffen, das ist wahr,
Schön an ihrem Leibe;
Ich sah an keinem Weibe
Ein schöner Antlitz mehr,
Noch Augen also wol stehn.
Ihre Arme und ihre Hände
Waren blank wie Hermelin,
So die Füße und die Bein'.
Ihr möget es mir glauben
Es mußten diese Frauen
Alle im Schatten leben,
Nichts Anderes vertrugen sie.
Welche die Sonne beschien,
Die verlor ihr Leben.
All' ihres Leibs Gewand
War an sie gewachsen.
Auch glichen ihre Farben
Denen der Blumen ganz.
Ich und meine Leute,
Wir wollten dort bleiben
Und nahmen sie zu Weibe,
Und hatten mehr Wonnen,
Denn wir je gewonnen
Seit wir sind geboren.
Dies währte, wie ich sage,
Drei Monde und zwölf Tage,
Daß ich und meine kühnen Helden
Waren in dem grünen Wald
Und bei den schönen Auen
Mit den lieben Frauen,
Und Wonne mit ihnen hatten
Und in Freuden lebten.
Viel Jammer uns da geschah,
Mehr denn ich zu klagen vermag.
Da die Zeit sich erfüllte
Unsre Freuden zergingen.
Die Blumen, die verdarben
Und die schönen Frauen starben.
Die Bäume ihr Laub ließen

Und die Brunnen ihr Fließen
Und die Vögel ihr Singen.
Da begann zu zwingen
Unmuth mein Herz
Mit mannichfachem Schmerz.
Schrecklich war mein Leid,
Daß ich die Tage alle sah
An den schönen Frauen.
O weh, wie sie mich reuen!
Da ich sie sah sterben
Und die Blumen verderben.
Da schied ich traurig von dannen
Mit allen meinen Mannen.

In der That, schöner als in diesem Märchen kann das Auf- und Niedergehen der Sommerwonne nicht geschildert werden. Es ist die Menschenseele selber, welche mit den Blumen aus der Erde bricht, aus ihnen ihr Entzücken steigen läßt, und zuletzt mit ihnen hinsiecht, der unerbittlichen Nothwendigkeit des Jahresverlaufes erliegend. Wir können diesem Einleben der Innigkeit in die Natur, die wir als das Charakteristische des Märchens bezeichnet haben, nur jene dem Volksliede eigenthümliche Aufnahme des Landschaftlichen ins Menschliche zur Seite stellen, welche wir in Salomons Liede der Lieder gewahren, und welches uns wie selten ein Anderes die vom Klimatischen bedingte Volksthümlichkeit vor die Anschauung stellt. Denn wenn wir in jenem Briefe Alexander's an seine Mutter Olympias die Landschaft von entzückten Schaunissen bevölkert sahen, so sehen wir dagegen hier an dem Bilde der Geliebten die ganze Schönheit der Landschaft vereint, ja dies Bild selbst erscheint uns wie ein lebendig wandelnder Spiegel der Landschaft. Da ragt sie aus dem Gewöhnlichen hervor, wie sich die dunkeln Gezelte Kedar's vom fahlen Wüstensande bedeutsam abheben, da ist ihr Erscheinen erquickend wie das der Blume auf heißem Blachfelde, wie das der Lilie im geschlossenen Thale. O wie schön ist sie nicht! Die Taubenaugen strahlen wie die Teiche von Hesebon ihren feuchten Glanz unter einer Lockenfülle hervor, die wie die reichen Ziegenherden vom Berge Galaad niederwallt. Blank wie die Heerde, die aus dem Bade steigt, leuchten ihre Zähne inmitten der Wangen, welche des Gra-

natapfels Purpurfleisch zu sein scheinen; vom Honigseime triefen die Lippen, und wie ein mächtiger Thurm auf dem Libanon, der nach dem Paradiese von Damaskus weist, erhebt sich die Nase in dieser herrlichen Landschaft des Antlitzes. Wie ein Bauwerk von Elfenbein trägt stolz der Hals ein Haupt, das wie der Karmel auf die Flächen niederschaut.

Diese lebendige Aufnahme der Landschaftsbeseligung in die beseligende Erscheinung der Geliebten wird uns aber dort nicht Wunder nehmen, wo schon beim Anbrechen des Frühlings eine Fülle des Entzückendsten ins Herz des Menschen strömt. Kaum ist der Winter vergangen, die Platzregen haben sich verzogen, da wimmelt es von Blumen im Lande, die Saatzeit ist da, die Turteltaube läßt ihr verlockendes Girren vernehmen, die Feige treibt ihre Fruchtaugen, und Düfte erheben sich aus dem blühenden Weingelände. Denn ob auch zuletzt die Stimmung des Menschen der Landschaft erst Stimme verleiht, so wird sie selbst durch die Lebendigkeit der Landschaft und den Wechsel derselben zur Aeußerung geweckt oder auch in düsteren Schlummer eingelullt.

Am deutlichsten sehen wir, wie die Aeußerung der Stimmung sich nach dem Leben der Landschaft und seinem Jahreszeitenwechsel formt, wenn wir die Grenzgebiete dieses Wechsels ins Auge fassen. Denn wo, wie unter den Polen oder innerhalb der Tropen, das Leben nicht gedeiht, wird auch von einer gestalteten Stimmung nicht die Rede sein können und beinahe ebenso wenig in den tschudischen Marken der Polarzone und den indischen Gebreiten, in welch letzteren wir auch das Jahreszeitengedicht Ritusanhara in monotone Schilderungen der Landschaften und Geliebten sich verflachen sehen. Die Mitte wird, wie überall, die vollkommensten Gebilde zeigen, und deren Eigenthümlichkeiten werden wir am besten kennen lernen, wenn wir nach den beiden Grenzen ausbeugen. Denn was im europäischen Süden völlig beseligt, und daher auch nach keinem schildernden Worte verlangt, es höchstens nur im Vorbeigehen ausspricht, das drängt zu solchem Aussprechen, wo sich jene die Seligkeit des gleichen Verlaufes herstellenden Einflüsse mehr der einen oder anderen klimatischen Grenze nähern und daher auch

mehr die eine oder andere Seite der seligen Stimmung hervorrufen. Als solche Grenzgebiete sind aber der orientalische Süden und der nördliche Occident zu betrachten, denn in dem Einen waltet ja das Sommerliche so vor, daß der Winter nur wie eine unangenehme Ueberraschung kommt und schwindet, während in dem Anderen der Sommer wie ein schöner, aber kurzer Traum durchs nächtliche Winterleben zieht.

Dem Orientalen erscheint daher im Ganzen genommen der Verlauf der Jahreszeiten wie ein seinem Auge zur Ergötzung vorgeführter Bilderwechsel. Wo das Sterben des Winters nur wie das leichte Schlummern eines vom Genusse Gesättigten vorüberzieht, da ist der Herbst auch nur eine süße Ermattung nach der Ueppigkeit des Sommers, und der Frühling ein erquicktes Erwachen zur vollen Thätigkeit. Da ist aber in solcher nur milde aufundabwogenden Jahreslebendigkeit der Sinn mehr zur ruhig theilnehmenden Betrachtung gestimmt, als daß es ihn drängte, jauchzend oder klagend den Wechsel mitzuerleben. Bricht auch der Dichter Molla Wahschi freudig in den Ausruf aus:

«O Frühlingsglanz, o Welterleuchter!»

so hat derselbe vorher mit aller Seelenruhe sich seinen Sinn in den kühnsten Combinationen der Bilder aus dem Frühlings- und Menschenleben ergehen lassen; seine Phantasie hat zuvor wie in kaleidoskopischen Verschiebungen geschaut, was er eben so kaleidoskopisch der Beschauung vorführt, — der Frühling kommt

«Die Anemone färbet sich,
Die Knospe reißt ihr Herz entzwei.
Der Glanz, den ihr die Tulpe nennt,
Springt aus dem Felsen wie ein Funke;
Des Gartens Blumen sind voll Milch,
An denen er als Säugling hängt.»

Ja dieser weil auf so ruhigem Grunde sich bewegenden, darum auch so kühnen Phantasie, erscheint der Lenz als ein Prophet, der den Menschen, welche hören und nachahmen wollen, das Heil des Lebens zu Gemüthe führt, der Dichter Hafis schildert nur sein prachtvolles, in unstörbarer Ruhe vorgehendes Auftreten:

9*

«Es eilt die Ros' aus ihrem Nichts
Ins wundervolle Sein zu treten,
Und die Viole neigt sich ihr,
Sie tief in Ehrfurcht anzubeten.
Hör auf des Lenzes Unterricht,
Des ewig jungen Urpropheten.
Es weht — o öffne deine Brust
Dem einzig ächten Duft des Heiles! —
Der Liebe Geist, der Liebe Lust
Von Myriaden Blumenbeeten.»

Wie ist das so mit tiefster Ruhe hingesprochen, gerade als hörte man den leisen Wellenschlag des Meeres ans blumigte Ufer mitten in heiterer Mittagsstille. Ja zuletzt ist all diese Frühlingspracht nicht einmal die Urlehre selbst, sondern nur ein Commentar zur Erscheinung derselben in der Geliebten:

«Was ist der Lenz? Ein Commentar,
Er machet deine Schöne klar.» (Hafis.)

Darum aber kann auch beim Schwinden der Jahresherrlichkeit im Herbste die Trauer mit dem fallenden Laube spielen. Da ist ja nur ein wehmüthiges Lächeln möglich, wo im Aufgange die Zukunft des Untergehenden schon vorleuchtet, — man steht in einer Werkstätte, wo man aus dem Abfallenden wieder neue Gebilde schaffen sieht; — heitere und nur heitere Träume schweben da um die entschlummernde Natur:

«Die Bäume gießen aus ihr Laub,
Wie Goldarbeiter goldnen Staub.» (Abul Maani.)

Wie ganz anders ist es dagegen im westlichen Norden, wo der Sommer mit Mühe und für kurze Zeit sich zwischen die Umklammerungen eines todesbleichen Winters drängt! Wo die Freuden so karg zugemessen sind, daß die kaum Aufgetauchten unter das Leichentuch des Winters gezogen werden, da wendet sich das Gemüth liebevoll der Erfassung des Kleinsten zu, da ist das Eröffnen der Erde und Aufgehen der Blumen auch eine Lösung aller Herzen aus ihrer häuslichen Gebundenheit, da ist der Frühlingssturm auch eine allhin sich ausjauchzende, alles Weh vergessende Glückseligkeit. Da erschallen jene Tanzweisen, in denen die Freuden Aller austönen, jene Frühlings- und Sommerlieder, deren

Wärme sich eine spätere Cultur beinahe nicht zu erklären vermag; denn

«Wenn die Blumen aus dem Grase dringen,
Gleich als lachten sie hinauf zur Sonne
Des Morgens früh an einem Maientag,
Und die kleinen Vöglein lieblich singen
Ihre schönsten Weisen: welche Wonne
Hat wol die Welt, die so erfreuen mag.»
(Simrok: Walther v. d. Vogelweide.)

Da werden des Lenzes Grüße vom Dichter (Gottfried v. Nifen) durch die Lande getragen:

«Wohlauf nun grüßen
Wir den süßen,
Der uns büßen
Will des Winters Pein,
Der uns will bringen
Der Vöglein Singen,
Der Blumen Springen
Und der Sonne Schein.»

Daher auch erblickt man Freuden überall

«Sommer will uns wiederbringen
Grünen Wald und Vogelsingen,
Anger trägt sein Blumenkleid;
Berg und Thal in allen Landen
Sind erlöst aus Winters Banden,
Rothe Rosen trägt die Haid,
Alle Welt jauchzt im Vereine.»
(Ulrich v. Winterstetten.)

und überall folgt man ohne sprödes Beginnen der Aufforderung zum fröhlichen Reigen, in welchem die allgemeine Lust austobt, — überall heißt es da:

«Auf, nun tanzet überall,
Freut euch stolze Laien,
Wonniglich steht nun der Wald
Wohl gelaubt: das ist die liebe Kunde.» (Tannhäuser.)

Ja diese liebe Kunde überall wiederhallen zu machen, werden die Minnesänger nimmer müde, denn jeder weiß die viel liebe Mähre

«Die Blumen entspringen an der Haide,
Die Vögel singen in dem Walde
Da weiland lag der Schnee,
Da steht nun grüner Klee.» (Heinrich v. Veldek.)

Und nicht blos bei den Deutschen, auch bei den Slaven erklingen dieselben Freudenlieder über des Frühlings Wiederkehr, wie statt Vieler das serbische (Talvj) bezeugen mag:

«Winter vorbei,
Lenz ist gekommen!
Vögelein singen.
Herzchen, mein Liebchen,
Blühen die Röslein
Liebet sich Alles.»

was beinahe völlig mit dem des Minnesangs zusammenstimmt:

«In dem Walde süße Töne
Singen kleine Vögelein,
Auf der Haide Blumen schöne
Blühen gegen des Maien Schein.»
(Ulrich v. Lichtenstein.)

Das ist eine endlose Variation über jenes Thema, das der Norden nicht auszukosten müde wird, weil es gar so kurz währt. Denn je leichter er es verlieren kann, desto mehr hängt der Mensch sein Herz an Alles, was den Eingang dazu gefunden. Und was könnte gewaltiger an die festesten Pforten pochen, als jener mächtige Uebergang des Todes ins Leben, jene allgemeine Auferstehungsfeier der Natur, jener Kampf des Sommers mit dem Winter, der in zahllosen Kampfliedern geschildert wurde. Darum ist auch hier die Wirkung des Lenzanbruches so tiefgreifend, weil sie das ganze Leben umgestaltet, indem sie es freilich nur für Augenblicke mit dem der Landschaft Hand in Hand gehen läßt; da läßt der Lenz Niemand trauern, denn

«Groß ist seine Gewalt,
Ich weiß nicht, ob er zaubern könne,
Wo er fährt in seiner Wonne,
Da ist Niemand alt.» (Walther v. d. Vogelweide.)

Deutlicher noch als an solchen allgemeinen Zügen erhellt der Unterschied, der aus der klimatisch bedingten Stimmung hervorgehenden Weltanschauung, wenn man die einander entsprechenden Punkte derselben gegeneinanderhält. Wenn beim Kommen des Frühlings das Herz des Occidents mit süßen Freuden gefüllt ebenso wonnig überströmt:

«Kommen ist uns lichte Augenweide,
Man sieht der Rosen Wunder auf der Haide.» (Nithart.)

so klingt dieselbe Vorstellung viel glühender, zugleich aber ruhiger betrachtend im Orient aus:

«Es gibt die Ros' im Hain erblüht
Dem Frühling neues Leben.» (Abul Maani.)

Wenn beim Aufkeimen des neuen Frühlingslebens, beim Grünen der Wiesen, Sprossen der Blumen, das Gemüth des nordischen Menschen selbst sich darein so vertieft, daß es beinahe Alles das mitmacht und

«grünt sein Herz wie junger Klee;» (Christian v. Hamle.)

so ist dies dem Orientalen zwar ein erfreuliches Schauspiel, aber doch ein Schauspiel nur, bei dem er in aller Muße Vergleichungen anzustellen vermag. Da ist ihm dieser Uebergang nur ein äußerer Kampf und nicht ein innerlicher Vorgang. Er läßt «Lilien die Schwerter ziehen» um das Winterkleid zu durchbohren, alles muß sich bewaffnen

«mit Schilden sind Rosen umdichtet
Und auf das Auge der Knospen sind Dorne als Lanzen gerichtet.»

und ist der Sieg durch solch allseitiges Bemühen errungen, dann

«halten zum Feste der Gärten die Tulpen das Rauchfaß.» (Abul Maani.)

Und wenn die Sommerwonne alle Tiefen der Innigkeit bei dem Occidentalen erschließt, so daß er jubelt

«Sommer, Sommer, Sommerzeit,
Was uns deine Kunft Freuden beut
Wie die Haide im grünen Kleid!»
(Wachsmuth v. Mülnhausen.)

so sieht in diesem allgemeinen Lebensaufschlusse, welcher in den lauen Sommerlüften daherweht, der Orientale eine außer ihm vorgehende Offenbarung der Naturgeheimnisse:

«Oeffnet Morgenwind die Rosenknospe,
Wird das Sehnen der Natur bekannt.» (Sajib.)

denn:

«Im Rosenbeete strahlt Geheimniß,
Und in den Rosen liegt's verborgen.» (Feridoddin Attar.)

Und welch ein gewaltiger Unterschied im Genusse der Sommerfreuden! Dort ein unendlich inniges, kaum sich zu äußern wagendes Glück, ein stilles Wandeln durch die Fluren:

«Die wonniglichen Mägdelein
Durch den neuen Blumenschein
Und durch der Rosen Minne
Erfreuten sich darinne.» (Flore und Blancheflur.)

hier dagegen noch des Weines Zugabe zu dem vollen Mahle und die spöttischen Nebenblicke auf die Neider, — immer also ein Drüberstehen über dem Reizendsten, was das Leben hat:

«Gar lieblich schmeckt der Wein am Fluß im Rosenhain,
Wenn du bist mit der schönen Rosenwang' allein;
Trink' ich o Rosenleib! mit dir beim Rosenfeste,
Ergreift aus Neid das Schluchzen all' die anderen Gäste.»
(Abul Maani.)

Während sich nun in diesen, den klimatischen Grenzen, die Stimmung vorwaltend kund gibt, weil das Objective des Jahreszeitenwandels zu übermächtig einwirkt, wird sich dort, wo durch mildere Uebergänge, die jedoch zu charakteristischen Hochpunkten leiten, der Sinn mehr diesem Charakteristischen der Jahreszeiten zuwenden, — die Stimmung sich also mehr in der Wahl und Behandlung des Gegenständlichen andeuten. Es mag nun Gunst des Klimas, oder Folge der Bildung sein, — sobald einmal die Gewalt des Verlaufes gebrochen wurde, werden auch seine Phasen reiner und schärfer erfaßt und wiedergegeben werden. Und hier ist es vorzüglich, wo das Pflanzenleben seine Bedeutung für die Innigkeit erlangt, und selbständiger zu gelten beginnt, während es bisher nur nebenbei aufgenommen, und ohne tieferes Eingehen auf seine Eigenthümlichkeit verlassen wurde, sobald die Stimmung zu sich selbst gekommen war. In der That aber, will man den Charakter der Jahreszeit benennen, muß man die Pflanzen vorführen, in welchen sich ihre Lebendigkeit darstellt. Wie will man denn treffender das sich kaum herauswagende Hoffen eines besseren Lebens aus winterlicher Beängstigung schildern, als wenn man das Schneetröpfchen (Galanthus nivalis) nennt. Es senkt sein bleiches Haupt und bittet beinahe um Vergebung, daß

es auf seinem Schnee grüne Streifchen zu tragen wagt. Darum kann es ebenso wenig währen, wie das Zarteste des Gefühlslebens nur in seinen Anfängen zu finden ist; daher sagt Scheffer mit Recht:

«Schneeglöckchen! ach ihr seid ein Bild des Menschen,
Im Anfang eines schönen Lebens scheidend!»

Gleich darauf der Himmelsschlüssel (Primula veris), wie neugierig und verwundert sich über sein eigenes Erscheinen in der Welt umschauend. Darauf kommt das Veilchen in seiner blauen Bescheidenheit doch schon nach dem siegenden Roth hindeutend, Düfte um sich streuend, die Begeisterung wecken, weil sie die Geheimnisse des aufgeschlossenen Erdengrundes ausathmen. Es wird uns bei seiner duftenden Erscheinung so zu Muthe, wie wenn wir Bettina die Wonne des Frühlings preisen hören: «Frühling ist Seligkeit, weil's Begeisterung ist von der Zukunft, Seligkeit ist Begeisterung zum Leben, das ist Frühling. Wer ewig zum Leben begeistert ist, der ist immerdar Lebensfrühling. Das Leben aber ist blos Begeisterung, denn sonst ist's Tod; und so ist das Leben heut und immerdar knospenschwankend im Wind, der die Zeit ist, knospenschwellend in den Sinnen, was die Natur ist, und knospenduftend im Geist, der die Sonne ist.»

Kaum aber hat der Frühling als «starker Held, als Ritter sonder Gleichen» sein Werk gethan, kaum ist es ihm gelungen, mit seinem Sonnenschwerte «den silbernen Panzer zu sprengen, den der Winter sich geschmiedet», kaum hat er sich als unermüdeter Sieger in voller Glorie geoffenbart, sieht man «die rothe Ros' im grünen Feld als sein Wappen und Zeichen» (Geibel) prangen. Der Beobachter weiß aber recht gut, daß die Rose eigentlich des Sommers Zeichen ist. Wird ihm auch zugerufen:

«Was zagst du Herz in solchen Tagen,
Wo selbst die Dornen Rosen tragen?» (Uhland.)

so wird ihn ein leises Bangen nicht verlassen, denn Eines Schönen Schwinden hat er erlebt, und faßt er es auch so milde wie Lenau:

«Doch lächelnd stirbt der holde Lenz dahin,
Sein Herzblut still verströmend seine Rosen.»

er ist ernüchtert worden aus seiner ersten Begeisterung. Und das erste Mal kommt weder in der äußeren noch in der inneren Welt so jemals wieder. Ja beinahe ist das kurze Währen der ersten Jahreslust ein Reiz mehr an derselben:

«O darum ist der Lenz so schön
Mit Duft und Strahl und Lied,
Weil singend über Flur und Höh'n,
So bald er weiter zieht!»

«Und darum ist so süß der Traum,
Den erste Liebe webt,
Weil schneller als die Blüth' am Baum
Er welket und verschwebt.» (Geibel.)

Doch wenn auch diese Morgenträume der Innigkeit mit dem Morgenrothe des Jahres selbst verschweben, ihr erwachtes Leben beginnt doch erst, wenn der Sommer seine volle Pracht entfaltet. Pfingsten, des Geistes Offenbarungsfest, wo jeder Baum mit all seinen Zungen lustig drein redet, als sei er «voll süßen Weines» (Rückert) wo

«Auf jedem Strauch des Waldes und der Flur
Schwebt eine Ros' als Flamme mit Frohlocken.» (Geibel.)

ist der Punkt, an dem die Herrlichkeit des Frühlings von der des Sommers kaum zu scheiden ist. Da bereitet sich die Linde zur Blüthe vor, aus welcher die tiefinnersten Entzückungen des Erdenlebens quellen; «die Linde der Liebesbaum, worunter die freie Nachtigall schlägt und die Rosen blühen» (Grimm).

Linde, Rose und Nachtigall! wer dies Terzett nicht in den Bebungen seines Herzens nachfühlt, der rufe die Seher des Orients und Occidents, damit sie es ihm in die Menschensprache übertragen. Da wird ihm denn sogleich Grimm (altdeutsche Wälder) zu exponiren beginnen: «Im Persischen heißt die Rose gul, die Nachtigall bul, welche Worte zusammenfallen (wie bellen und gellen) und gal ist darum die Hauptsache in unserem Worte Nachtigall, identisch mit Galander. Der Vogel wird nun in die Rosenblume verliebt; bedeutend weist die Silbe ros in rossignol gleichfalls auf Rose, gälisch ist ros-an-ceol Rosenmusik.» Und wo die nüchterne Forschung des Philologen solche Poesie der Rosen

musik entdeckt, darf man sich wundern, daß die Dichter um die Wette dieses Thema variirten?!

Freilich ist der Dichter beinahe verwundert, daß er eine solche Einstimmigkeit von Ton und Duft und Gestalt in der Natur findet, wie er sie nur in den schönsten Augenblicken seines Gefühles als Harmonie des Bleibenden und Wechselnden in seinem Lebensinnersten entdeckt, — er fragt daher mit Recht:

«Wer weiß, was stets die Nachtigallen kosen,
Was stets sie suchen unter Rosen.» (Firdusi.)

Allein die Antwort auf diese Frage des Orients läßt nicht lange auf sich warten. Dem gemüthstieferen Westen muß es sogleich klar werden, wie nur ein Abglanz von dem Gipfel der Innigkeit den Freuden und Leiden der Liebe solch einen Schein in den Tiefen des Naturlebens wecken kann, er unterlegt also der Nachtigall sein eigenes Sehnen und Klagen, und wieder spricht er ihre abgebrochenen Klänge und Lieder aus:

«Wach auf! wach auf o Frühlingsrose,
Du Denkmal meiner Liebeszeit!
Stich aus des Friedhofs dunklem Moose,
Voll Pracht empor ins Lenzgekose,
O Dornenkelch voll Schmerz und Leid.»

«Bist ja der Kuß von meiner Lieben,
Der letzte Hauch in Sterbenoth,
Die einz'ge Lust, die mir geblieben
Mit Spitzen scharf ins Herz getrieben,
O du mein Leben, du mein Tod.» (Beda Weber.)

Und ist's einmal klar, daß der Nachtigall Flöten nur von der Liebe zur Rose geschwellt wird, so wird auch bei der Rose ein Wiederklang in ihrer Weise nicht fehlen. Nur freilich können die Beiden, verschiedenen Welten angehörend, nie den Verein ihrer Seelen feiern:

«Weil jetzt die Nachtigall immer und immer von Liebe nur flötet,
Haben die Wangen der Rose sich frischer und höher geröthet; —
Aber was nützet der Armen ihr schmerzliches Seufzen und Schreien,
Wie sie auch klaget, es will doch die Ros' ihr Gehör nicht verleihen.»
(Abul Maani.)

Darum ist's nicht zu verwundern, daß die Lieder der Nachtigall nie enden wollen, daß sie Tag und Nacht darauf sinnt und

versucht, immer reizendere Melodien vorzubringen, obwol Alles umsonst ist. Dem Mistrauischen mag aber eine solche Fülle des Gesanges verdächtig werden, und ist er noch dazu einer von den Wetterwendischen, so mag er gar leicht darauf kommen, vor solcher Singerei zu warnen:

«Der Nachtigall gib nicht dein Herz,
Sie schwätzt es aus im Rosenhain,
Sie koset nur von Liebelei'n
Und was sie singt ist Lug' und Scherz.» (Abul Maani.)

Das wahrhaft poetische Gemüth ist aber weit entfernt davon, eine solche triviale Auslegung dem unendlichen nie sich selbst genügenden Verkünden der Heiligthümer des Herzens zu geben. Ihm ist es vielmehr die Liebe selbst, die solche Wunderweisen ins Weltgetreibe zu zaubern versteht:

«Die Liebe saß als Nachtigall
Im Rosenbusch und sang.» (Geibel.)

Es wird dann aber auch diese in Seufzern duftend und klingend hinausgehauchten, im Farbenkreise glühenden Wechselgeständnisse der Beiden dem menschlichen Verständnisse völlig eröffnen. Es erzählt, was die Nachtigall zur Rose singt:

«Ach was flüchtig stets verhallt,
Könnt' ich's fassen in Gestalt!
Eine Ros' an Liedes Statt,
Jeder Ton ein Rosenblatt.»

und wie ihr die Rose erwiedert:

«Ach! was ohne Klang entwallt
Unerkannt, vergessen bald,
Was mit Macht die Brust durchzieht,
Könnt' ich's laut und freudig singen.»

wie in Beider Aeußerungen:

«Düfte — Nachtigallensang,
Jeder Athemzug ein Klang.»

nur das eine Geständniß durchbricht:

«Ich liebe dich
Inniglich.» (Sallet.)

Und wem diese tiefsinnige Auslegung der höchsten Naturlebendigkeit in den wonnigen Aeußerungen des vollen Sommers

nicht entspricht, der mag sich zu einer andern Seite halten und den Weinpropheten Hafis hören:

«Für die Liebe sind geschaffen
Dieser Welt geschmückte Hallen,
Es bezeugen's aller Orten
Rosen uns und Nachtigallen.»

Indeß unser Leben währt kurz und selbst seine kurze Jahresperiode zerbricht in vier gesonderte Abschnitte. Kaum hat man sich gläubig in die Wärme des Sommers hineingelebt, kaum das hoffende Bangen der aufgehenden Gluthen zum milden Pulsiren des Herzens gesänftigt, — so vergehen schon wieder die Zeichen, an welchen es seinen beseligenden Abglanz gehabt.

«Aus der rothen Rose Grabe
Steigt der Lilie Heiterkeit.» (Rückert.)

Und wenn gleich die Lilie erst recht von der höchsten Beruhigung, von den zu ihrer Reinheit gekommenen Freuden des Sommers spricht, und so erst die rechte Sommerblume ist, — der Mensch wird sich doch einer leisen Wehmuth bei ihrem Leuchten nicht erwehren können. Er weiß ja, daß, was nicht mehr wird, auch bald nur gewesen ist, das bloße Dasein kann ihn nicht befriedigen. Daher schweben in das Klingeln der Cicaden, das milde Glänzen der Cyanen aus goldnem Aehrenmeere, in die würzigsatten Düfte der Labiaten jetzt schon seufzende Klagen:

«Jetzt weiß man erst, was Rosenknospe sei,
Jetzt da die Rosenzeit vorbei.» (Mayer.)

Und mitten in der sich überall bereitenden Fruchtbarkeit, den tiefen Farbentönen und der weithin gebreiteten Stille der Landschaft weiß er sich um so einsamer, je mehr sein Herz nur im Werden des Verständnisses lebt und zu sterben beginnt, wenn es über das Gewordene zufrieden ist:

«Wenn keine Bien' um Rosen summt,
Die Nachtigall zugleich verstummt.
Drum bin ich nicht gekannt von Allen,
Nur Rosen kennen Nachtigallen.» (Feridoddin Attar.)

Wenn aber in den Spätsommer die röthlichblauen Glocken der Gentianen (Gentiana Amarella) hineinzuläuten beginnen, da

weiß der Kundige, daß der vollen Lebenspracht des Jahres die letzte Stunde geschlagen hat. Es hat zwar der Dichter Recht, wenn er auch hier noch tröstet:

«Mit der Sommerlüfte Glühn
Ist erloschen Rosenbrand,
Aber bläss're Blumen blühn
Schön noch an des Lebens Rand.» (Rückert.)

Allein das Trösten selbst beweist die Trostbedürftigkeit und auch die des Trösters selber. Wenn überall die Aepfel von den Bäumen freudig herablachen, wenn die Traube jene zarte Durchsichtigkeit anzunehmen beginnt, welche sie dem feuchten Rund des Auges so ähnlich macht, wenn hie und da der Sturm die Blätter auf die Erde treibt — dann wird die Wehmuth über's Schwinden des Schönen zur düsteren Schwermuth, und mehr noch vom eigenen Herzen als vom Naturvorgange erzählt der Dichter, wenn er durch diesen an jenes Erlebniß gemahnt wird:

«Treulich bringt ein jedes Jahr,
Welkes Laub und welkes Hoffen.» (Lenau.)

Der Abend des Jahres ist da, und wie vielerlei milde Ausgleichungen der Tagesgeschäfte er bringen mag, wie sehr in seinen Tönen selbst das Herbste leise verklingt, wie viele süße Träume er aus den Erlebnissen zu bereiten verspricht, — nur wer gleichen Sinnes ist, wird diese Schönheit des Wehs nachfühlen können: Der sagt dann freilich (Reisebilder aus den Pyrenäen): «Ich liebe den Herbst, wie der Sterbende das Leben liebt. — Es liegt eine Zartheit in seinen melancholischen Lichtern, eine fast magische Durchsichtigkeit in seinen hellen Lichtern, eine Poesie in Allem, was zusammen einen mächtigen Einfluß auf die Phantasie ausübt. Ein Lebewohl ist stets rührend, aber ein so liebreiches Lebewohl wie der Herbst es sagt, ist traurig, doch liegen in seiner süßen Traurigkeit Züge fast himmlischer Freuden. Es liegt etwas Vages in der Färbung, etwas zu Vages, als daß es sich mit einem Anderen bezeichnen ließe.»

Und wenn dann die Prachtblumen der Georginen in den Gärten strahlen, wenn sich die Fluren mit dem bloßen Rosa der Zeit-

lose überkleiden, als wollte die Natur beim Scheidegruße Alles aufbieten, was an der Rosen Gestalt und Sommergluth mahnt, da wird sich der Mensch kaum der Thränen enthalten, und aus den Kronen der Astern die demüthige Bitte des Jahres herauslesen:

«Flehend, mit gebrochnen Blicken
Sagen deine Kinder mir:
Mann, du darfst uns ja nicht pflücken,
Denn wir sind die Letzten hier.» (Dingelstedt.)

Vorbei! das ist das Eine Wort, welches das Gemüth aus allen Lettern des kommenden Herbstes zusammenbuchstabirt, und nur den Einen Seufzer kann man endlos aus ihm strömen hören über die Vergänglichkeit irdischer Freuden, über ihr Schwinden nach kaum augenblicklicher Dauer: «Vergnügen, wo ist auch das? Vergnügen sitzt in Blumenkelchen, und kommt alle Jahr einmal als Geruch herauf.» (Rahel.) Doch nur so lange der Herbst mit dem Sommer ringt, hat sowol die Landschaft als auch die Stimmung des Menschen dieselbe melancholische Färbung. Nur so lange als Sommerfäden im warmen Sonnenglanze gleißen und einzelne Blätter aus völlig ruhiger Luft zur Erde rieseln, fühlt sich das Herz noch an die sinkende Vergangenheit wie mit Zauberbanden gefesselt. Wie eine Reminiscenz voll Weh und Lust erscheint es noch einmal beim Scheiden des Jahres: «In den Pilzen sinkt der Herbst herab; die Blätter fallen. Die Pflanzenwelt träumt ihren Frühling nach. Ueber Nacht hebt sich immer wechselnd wie ein Blüthenschauer, der die Blüthenelemente aufgelöst ausschüttet unter der Laubdecke, wo einen Augenblick länger die Nässe weilt, die Generation des Schimmels und der Laubpilze, ein Dämmerungsgeschlecht. Auf ersterbenden Stämmen dehnen und öffnen sich Histerien und Sphärien, und wo noch vegetabilische Determination in der Dammerde ist, keimen die letzten kleinen Stämme auf. Wer kennt aber nicht den eigenthümlichen herbstlichen Geruch wie gekohltes Wasserstoffgas mit der Einwirkung eines Harzelectrophors auf das Geruchsorgan verbunden, und seine eindringende mahnende Deutung im stillen dunkeln

Selbstgefühl.» (Nees von Esenbek: System der Schwämme und Pilze.) Hat aber einmal der Untergang in der Außenwelt sich siegreich ausgesprochen, dann beginnt auch die Innigkeit ihr selbstthätiges Leben. Als König geht ja das Jahr im Gold und Purpur seiner Vegetation dem Tode entgegen, und wenn auch dieser gefallen ist, dann zaubert es noch einmal all die Blumenherrlichkeit, aus glänzenden Sternen und mit allem Farbenzauber prangenden Wolken auf die Spiegel der Eisflächen und Schneegefilde herab. Ja aus dem Tode selbst schießt die zarte Welt der Eisblüthen auf den Fenstern auf, des Weihnachtsbaums nicht zu gedenken, der dort die schönsten Früchte trägt, wo die Schauer einer frostigen Umgebung die Gemüther der Menschen einander genähert und aufgeschlossen haben.

Und wie hinter den eisigen Fensterblumen zuweilen Veilchenaugen, Rosenwangen und Granatlippen von einem frischen Leben in wohlbehüteten Räumen Kunde geben, — so bricht aus der winterlichen Oede und Erstarrung oft um so übermüthiger die von keinen Schranken zu haltende Macht der Innigkeit hervor und der Jubel erschallt:

«Ich hab' in mich gesogen
Den Frühling treu und lieb,
Daß er der Welt entflogen
Hier in der Brust mir blieb.
Hier sind die blauen Lüfte,
Hier sind die grünen Au'n,
Die Blumen hier, die Düfte,
Der blüh'nde Rosenzaun.» (Rückert.)

Denn, sobald der Mensch einmal den Jahresverlauf so völlig inne sich gemacht, daß er das Charakteristische seiner Wendepunkte als Jahreszeitpflanzen sich hinstellt, hat er sich auch von der Macht derselben, der im Beginne seine Stimmungen völlig preisgegeben waren, befreit. Die sind ihm dann die Garanten einer Wiederkehr in diesen Veränderungen, ein Unsterbliches im Wechsel des Klimas. Da beginnt er denn aber auch, um die Welt seiner Innigkeit nicht eben jenem Wechsel der Jahreszeiten auszusetzen, die Eigenthümlichkeiten des Pflanzenlebens schärfer zu fassen. Da

ist es, wo die Ahnung, daß in der Welt ein Anklang an die Innigkeit zu finden sei, durch eben jene Fixirungspunkte der Jahreszeiten in die Sehnsucht oder in den Zug des Suchens solcher allen Seiten der Innigkeit entsprechenden Formen übergeht.

Wenn die Alpen der tropischen Region dem Menschen eine klimatische Allgegenwart in den Charakteren ihrer Vegetationsformen darbieten, so kann er sich diese Allgegenwart auch in seinen Treibhäusern selbst herstellen. Und so vermag er auch nach und nach alle jene Formen der Pflanzenwelt zu finden und um einen Brennpunkt seiner Innigkeit zu sammeln, als dessen Radien sie dann alle erscheinen können, — und so seinen Ahnungen Wirklichkeit zu geben, denn: «Im kalten Norden, in der öden Haide kann der einsame Mensch sich aneignen, was in den fernsten Erdstrichen erforscht wird, und so in seinem Innern eine Welt sich schaffen, welche, das Werk seines Geistes, frei und unvergänglich wie dieser ist.» (Alex. v. Humboldt.)

B. Die Sehnsucht.

Die Periode des Ahnens ist das Traumleben des einzelnen Menschen so wie seines Geschlechtes. Ein Gebilde nach dem anderen taucht aus der Fülle der Innigkeit hervor, es schwebt einen Augenblick vor dem Sinne, um in der Ungewißheit zu verschwinden, ob der Mensch daran sich und sein Innerstes, ob eine trugvolle Combination äußerer Mächte vor sich habe. Er wendet sich liebevoll diesen Gebilden zu, ergreift sie und versenkt sie in das Quallen seines Herzens, und gleich wieder werden sie von da ausgesprudelt, weil er, ihre Eigenthümlichkeit nicht erfassend, auch nicht weiß, was er mit ihnen zu beginnen habe. Denn dadurch beweist ja die Ahnung noch ihr eigenes haltloses Weben, daß sie nicht zur Klarheit über ihre Objecte kommt, und darum wieder bieten ihr diese keine bestimmte erfaßbare Seite, weil sie nur in einer dunkeln Annahme, es sei in der Welt die Aeußerlichkeit des Menscheninneren und seines Lebens zu finden, besteht und sich bewegt.

Erst wenn sie nach mannichfachen Versuchen, sich mit der Welt in Einklang zu setzen, ein Bestimmtes und Bleibendes ergreift, wird die Innigkeit selbst zu einem bestimmten und auf Bestimmtes gehenden Zuge. Erst dann bricht die Ahnung zur Sehnsucht durch, wenn sie sich gewöhnt hat, des Lebens Wechselspiel zu begleiten, und so eine Wiederkehr ihrer eigenen Stimmungen in der Wiederkehr der äußeren Veränderungen zu erleben. Denn ob er den verschlungenen Reigen der Gestirne betrachte, ob er die Verkettungen der Völkerschicksale vor seinem Auge vorüberziehen lasse, ob er sich in die stillen Schachten des Geisterbergwerkes versenke, ob er die letzten Spuren des Wachsens an die

Gletschergrenzen verfolge, — immer wird der Mensch aus dem blos ahnenden Anhäufen des Materials zum sinnigen Umbilden desselben nach seines Herzens Plänen gelangen, wenn er ein Bleibendes im Wechsel erfaßt und von diesem geleitet alle Eigenthümlichkeit eines Gebietes durchkostet und durchforscht hat. Dieses Ergreifen des Bleibenden im Wechsel ist das Erwachen der Sehnsucht aus den Träumen der Ahnung, ein Erwachen, das sich selbst durch des Tages Mühen immer klarer gestaltet, bis es seine beseligendsten Träume in strahlenden Gebilden zur Abendfeier vor sich hingestellt hat. Wo aber wäre ein deutlicherer Ruf: Schläfer erwache! zu vernehmen, als eben in dem Verlaufe der Jahreszeiten und den ihn markirenden Pflanzen?! Wenn in irgend einer, so hat Geibel in dieser Hinsicht Recht, indem er sagt:

«Schön vollendet
Zeigt im Bild uns die Natur
Was in unsrer Seele dämmert
Als ein Traum der Sehnsucht nur!»

Und wo wieder fänden sich schönere Bilder für diese Seelendämmerungen, als eben im Jahreszeitleben der Pflanzen?! Wir sehen ja hier das Auf- und Niedersteigen der Stimmungen in der ganzen Welt um uns ausgebreitet, vom schüchternen, halb verstohlenen Nicken des Schneeglöckchens durch der Rose siegessicheres, doch rasch verschwebendes Prangen bis zu jenem Spiele, in welchem das Laub den strahlenden Glanz der Blumen annimmt, um bald unter der ausgleichenden Schneedecke begraben zu werden. Der Verlauf eines ganzen Menschenlebens wiederholt sich in jedem Jahre vor unseren Augen, und nur derjenige wird in winterlicher Stille nicht die Einzelstimmungen nachfühlen, die er am Pflanzenleben aus der Erde hervorwachsen und wieder dahin verschwinden sah, der überhaupt über den Moment zu einem Ganzen sich zu erheben unfähig ist. Und darin haben wir es auch in letzter Instanz zu suchen, warum nur in der gemäßigten Zone und ihrem regelmäßigen Aufblühen und Verwelken die ganze Innigkeit zum Durchbruche und zur Verwirklichung gelangt. Denn das Bleibende im Wechsel seiner Stimmungen, den Einen Grundzug des

Menschlichen im Schwanken der Erlebnisse, erfaßt der Mensch eben nur dort, oder doch dort am leichtesten, wo er zu einem periodischen Abschlusse seiner mannichfachen Stimmungen und Bestimmungen gedrängt wird.

Und indem er aus seinen Ahnungen nach und nach zu der Gewißheit gelangt, das, was ihn umgibt, sei ein seinem Leben Verwandtes, weil zur Einheit sich Abschließendes, wendet sich der Mensch abermal zu dem, was zwar in winterlich stiller Selbstbetrachtung von ihm unbeachtet blieb, dem er aber die Anregung zu dieser Selbsteinkehr zuschreiben muß, — nämlich zur Pflanzenwelt. Wenn er aber ahnend momentan aufgriff und wegwarf, was mit dem Momente seiner Stimmung zusammenklang, so wird er vom Streben nach Klarheit über die einzelnen Stimmungen geleitet, die er als Momente eines Ganzen, seiner Innigkeit, erfaßt hat, nun in die Eigenthümlichkeit seiner Gegengebilde einzudringen suchen. Die Einheit wäre ja gar nicht da, wenn sie durch dunkle Punkte gebrochen wäre, und um diese Dunkelheit zu zerstreuen, muß das gegenüberstehende Geheimniß aufgeklärt werden. Und Geheimniß ist und bleibt es so lange, als die Innigkeit nicht ihre Reflexe darin gefunden hat. Dieses Streben der Innigkeit, sich in die Eigenthümlichkeit des Einzelnen dadurch zu versenken, daß es völlig erschlossen werde, diese zugleich vertiefende und eröffnende Thätigkeit, welche als stete Unruhe des Fortgehens erscheint, ist die Sehnsucht.

Sobald nun die Ahnung zur Sehnsucht sich gestaltet oder die Innigkeit ihr unklares Herumtasten zu einem bewußten Zuge nach Ueberwindung und Durchdringung des Aeußerlichen verwandelt hat, ist ihr auch beinahe schon beim ersten Ausschreiten der Weg vorgezeichnet, auf dem sie fortan wandeln muß, um ihr Ziel, die Sinnigkeit zu erreichen. Und zwar wird sie dort beginnen, wo das präcis Auftretende und doch innerlich Unergründlichste, einerseits an das Unsagbare der Stimmung anknüpft, anderseits durch seine Präcision am schärfsten zum Eindringen und Durchforschen einladet, — und dieses ist bei der Pflanze der Duft. Und wenn in diesem die Individualität völlig ausströmt, so ist

wieder die Färbung ein solcher Reiz ins Innere einzudringen, der mehr auf das Bleibende und Begründende dieser Darlegung hinwirkt. Der Duft fordert den Menschen zur Annäherung, die Farbe zum Auseinanderlegen der Pflanze auf, und da tritt ihm denn sogleich die eigenthümliche Gestalt, wie sie in Stamm, Blatt und Blüthe erwächst, als ein neuer Factor entgegen. Und will er sich dieser bemächtigen, so muß er zuvor die Umgebung und Gruppirung, in welcher sie vorkommt, und nach der sie gar häufig eine Andere wird, überwinden. Dann endlich gelangt er zur Klarheit über die Landschaftsphysiognomie, von der ihm die flüchtigen Winde die verschwebende Kunde brachten. Und dann auch ist ihm der Sinn jener Stimmung klar geworden, welche damals geweckt wurde; er hat an der Pflanze das Wort für seine Innigkeitsregung, und die Sehnsucht, indem sie sich hier an Pflanzen klar ausspricht, ist zur Sinnigkeit, zum unmittelbaren Wiederfinden des Inneren im Aeußeren geworden.

Wunderbar, wie selbst die Sprache mit ihrem Wesen, dem Klarmachen der Stimmung, und dessen Zusammenhange mit der Pflanzenwelt spielt. So benennt sie sich selbst als eine Verschiedenheit von Zungen, d. h. der äußeren Form nach Blättern, welche ihre Stämme, Aeste und Zweige haben. Verbum ist das Wort, herba die Pflanze, und deren Wachsen ist ein Werden, das Gewordene aber ein Wort. Im Altnordischen berühren sich ord Wort, urt Wurzel, urd Gewächs bis zur Ausgleichung. Irisch heißt feadha, gälisch gwydd Baum und Buchstab zugleich. Die Schriftzeichen sind Runen, d. h. Wurzeln, erhielten im Germanischen und Slavischen von Pflanzen und Pflanzentheilen Formen und Namen; das a ist ask die Esche, das b Birke und buk die Buche u. s. w. (Grimm: altdeutsche Wälder.) Sind ja in unserer Betrachtung die Pflanzen selber Runen, Zauberzeichen und Andeutungen dessen, was im Inneren des Menschen zum Worte, d. h. zur klaren und umgrenzten Gestalt zu gelangen strebt.

1. Pflanzendüfte.

Die Sehnsucht geht dadurch aus der Ahnung hervor, daß sie Jenes, welches eine bestimmte Gegenwart oder Stimmung der Innigkeit hervorrief, in ihrer gegenwärtigen Umgebung und zwar als den Zustand derselben aufsucht, und diesen durch Klärung aus der Fremdheit der Außenwelt in die Gegenwart des Gemüthes zu versetzen sucht. Die Stimmung ist für die Sehnsucht das Beunruhigende, Aufregende und der Zustand das, worein sie zu kommen oder vielmehr, was sie erschließen will, um der Bewegung der Innigkeit auf den Grund zu gelangen. Die Ahnung, es sei kein Fremdes, was auf die Innigkeit gewirkt, wird durch ihren eigenen Verlauf dazu gebracht anzunehmen, es sei sogar ein der Innigkeit Verwandteres in den Zuständen der nicht menschlichen Außenwelt zu finden, als es von dem Menschenverkehre dargeboten wird, weil ja der Zustand immer sich als die Wahrheit darstelle, während menschliche Rede gar oft zur Verstellung der Innigkeit diene, also geradezu Widermenschliches darlege, wie dies von der orientalischen Mystik ausgesprochen wird: «Ich fand, wie jede Kreatur, wenn ihr auch die redende Zunge gebricht, doch durch den Zustand, worin sie sich befindet, eine Zunge hat, die vernehmbar spricht. Ich überzeugte mich sogar, daß die Sprache, die enthalten ist im Zustand einer Sache, auf das Lob größerer Deutlichkeit Anspruch mache, und glaubwürdiger sei, als die Wörtersprache. Denn die, die mit der Zunge etwas verkünden, kann man als wahrhaft erklären, oder auch als behaftet mit Truges-Sünden; aber in der Sprache des natürlichen Zeichens läßt sich nur Wahrheit finden.» (Azzodinno 'l' Mocadessi: Winke aus der Sprache derer, die nicht reden; in Peiper's: Stimmen aus dem Morgenlande.) Und will man die Probe machen, ob das vorausgesetzte Zusammenstimmen innerer und äußerer Gegenwart oder der Stimmung und des Zustandes auch eine Wahrheit sei, so hole man sich die Bestätigung dort, wo das Zuständliche als solches, d. h. abgelöst von seiner gegenständlichen Grundlage zu

finden ist, nämlich in der Atmosphäre. Wir wollen hier nicht erst weiter darauf hinweisen, wie das Gewitterhafte uns selbst dann schon verstimmt, wenn noch das reinste Blau auf uns niederschaut, und wie die erheiterte Stimmung uns das Schwinden beängstigender Regendecke vorausverkündet, ehe noch der mindeste Riß in dem Belastenden sichtbar ist. Wir können hier nur auf die alltäglichste Erfahrung aufmerksam machen. Und da wird es nur sehr Wenige geben, welche nicht zugestehen möchten, daß sie durch Nichts in eine einmal erlebte Situation bis in ihr kleinstes Detail so schnell und entschieden zurückversetzt wurden, als durch eine der damaligen gleiche oder auch nur ähnliche Atmosphäre. Freilich bleibt diese Zaubermacht, mit welcher diese zum ersten Male kaum beachtete Stimmung vollständig sich wiederherstellt, dem nur so Hinlebenden ein Räthsel, allein schon der triviale Beobachter wird sich dieser Thatsache, sei es im Scherze, sei es in minder löblicher Absicht zur Leitung der Träume Anderer bedienen. Und wer in seinem beobachtenden Schauen bis auf den Grund der Erscheinungen zu dringen gewohnt ist, dem wird sich das Räthselhafte unter der sichtenden Hand auflösen. Weiß er ja doch, daß beim Einathmen die Atmosphäre in doppelter Weise das Centrum des äußeren Lebens des Menschen trifft, und daß in der Atmosphäre sich alle Eigenthümlichkeiten und Beziehungen des Gegenständlichen concentriren. Durch dieses Concentriren aber wird der Eindruck der Atmosphäre etwas Mystisches, man athmet Anderes, ohne zu wissen was, die Brust wird erweitert oder beklemmt, das Gehirn knüpft am fünften Nervenpaare plötzlich eine neue Vorstellungsreihe an, ohne daß der Mensch die Geister, die ihn umschweben und durchziehen greifbar und sichtbar erhaschen könnte.

An dieses Einathmen der Zustände oder an dieses Erwachen der Stimmungen ist nun das Mysterium des Ursprunges aller jener Gefühle gebunden, welche dem Verkehrsleben der Innigkeit angehören. Du trittst in ein Gemach und beseligt wirst du aufseufzen: «Umgibt mich hier ein Zauberduft?» oder auch beim ersten Schritte unwillkürlich murmeln:

«Es ist so schwül, so dumpfig hier,
Und ist doch eben so warm nicht drauß.»

Und wie mit seiner Wohnstätte wird es auch mit dem Menschen gehen, der sich uns nähert. Ohne daß wir's wissen woran, hat sich an seiner Atmosphäre die unwiderstehliche Gewalt der Sympathie oder Antipathie gegen ihn entzündet. Wir wollen, ohne uns lange in diesem mysteriösen Gebiete zu bewegen, nur auf die Macht der Liebe und des Heimwehs als die Gipfel hinweisen, 'zu welchem das Leben und Weben in einer bestimmten Atmosphäre erwächst. Nur wiederholen müssen wir es, daß die Atmosphäre alle Bestimmtheiten oder Zustände des Gegenständlichen enthält, welches sich in ihr befindet, und seine innerste, unsagbarste aber zugleich präciseste Eigenthümlichkeit in seinem Dufte ausströmen läßt.

Ihren Grundton erhält die Atmosphäre aber durch das Dasein oder Nichtdasein des Pflanzenlebens. Wo dieses, wie in heißen Sandwüsten oder auf dem Meere gänzlich fehlt, dort wird auf die Länge auch eine krankhafte Stimmung nicht ausbleiben, wenn auch vielleicht die ersten Zeiten in diesen Gebieten die Inhaltsleere des Eingeathmeten wie eine Befreiung der Brust erscheinen lassen. Und die Luft die lange über dem brennenden Sande oder dem lauen Meere geruht hat, trägt vom Sturme fortgeweht die ermattende, ja Geist und Gemüth lähmende Wirksamkeit dieser pflanzenlosen Gegenden bis in die fernsten Gebiete hin. Denn diese Wirksamkeit kann ja keine Andere als eine Ertödtende dort sein, wo die Circulation der Elemente, welche die Atmosphäre bilden, vom Pflanzenleben nicht erregt und erhalten wird. Daher aber auch stammt in nächster Folge die klarere und selbstgewissere Stimmung des Tages, während dessen die Pflanzen den Sauerstoff als das Belebende in das uns umspielende Luftmeer ausathmen. Daher endlich die Beängstigung oder wenigstens der Schauer, der auch den Herzhaftesten überfliegt, wenn er nächtens durch Wälder wandelt, d. h. dort wo die betäubende Kohlensäure von Massen der Pflanzen ausgeathmet wird. Und ob mancher andere Selbstverlust nicht solcher berauschenden Garten-

atmosphäre, welche man auch eingeathmeten Champagner nennen könnte, zuzuschreiben wäre, — das wird der Kundige nicht umsonst fragen, und von der Aufrichtigkeit nicht schwer die Antwort erhalten. Freilich kann auch in solcher nächtlichen Atmosphäre die Selbständigkeit im Kampfe sich erhalten, nur wird dieser immer einen Aushauch der Verzweiflung oder des sinnumnebelten Ringens und nie den Charakter tagesgeschwellten Muthes haben.

Wie nun das Pflanzenleben nach den verschiedenen Jahreszeiten in verschiedenen Formen auftritt, so wird auch die Atmosphäre sich nach diesen Einflüssen verschieden gestalten. Ein Dichter, der sonst auch das Mystische in der Natur und Innigkeit sich zur Aufgabe gestellt hat (Justinus Kerner), sagt darüber: «Jede Jahreszeit hat doch ihren eigenen bestimmten Geruch, gleichwie sie ihre eigene Farbe, ja ihren eigenen Ton hat. Ich habe dies in den verschiedensten Gegenden, in denen ich mich aufhielt, bemerkt, und werde durch nichts an die nämliche vergangene Jahreszeit so erinnert, als durch diesen bestimmten Geruch.» Und das bedarf wol keiner weitläufigeren Begründung und Erläuterung. Denn die Pflanzen kann man mit Recht die bloßgelegten oder über die Oberfläche hervorgetriebenen Lungen der Erde nennen, und wie durch sie nach den Pulsen des Tages und der Nacht Sauerstoff und Kohlensäure herausströmt, so offenbaren sie auch das Specifische, welches jede Jahreszeit im irdischen Grunde vergähren macht. Wenn es auch unwägbar durch die Lüfte dahin fluthet, wenn es sich auch nicht greifen und in Retorten zur weiteren Prüfung verschließen läßt, es ist da und dringt, weil geheimnißvoll, darum um so gewichtiger in den Aether menschlicher Lebendigkeit ein. Das Blut und die Nerven, jetzt rascher dann träger bewegt, verkünden darin die vom Pflanzenleben ausgeathmeten Lebenswallungen des dunkeln irdischen Grundes. Die Stimmung des Frühlings, des Sommers und Herbstes in ihrem berauschten Entzücken, ihrer mitunter übersättigten Seligkeit, und ihrer unwiderstehlichen Wehmuth gibt Kunde von dem, was während des winterlichen Verschlusses in der Fülle des Gemüthes, so wie im überschneiten Pflanzengrabe gebunden oder vielmehr dem freien, durch Aeußeres

unbeirrten Menschengeiste überlassen bleibt, der dann eben, weil zu keiner disponirt, alle Stimmungen hervorzurufen vermag.

Wenn wir aber mit mehr als einem bloßen Bilde die Pflanzen irdische Lungen genannt haben, so ist die nächste Folge die, daß, wo sich eine bestimmte Art derselben oder auch nur die ähnliche Form verschiedener Arten häuft, auch die Gegend eine bestimmte Atmosphäre haben und daher die Innigkeit anders gestimmt werden müsse. Wälder und Wiesen, die, so lange das Pflanzenleben den Verkehr des Irdischen und Außerirdischen vermittelt, beinahe stets dasselbe ausathmen, werden auch die Stimmung der Menschen mehr binden, als Saatengefilde, welche im raschen Verlaufe jetzt mit ihren ganzen Leibern den Athem der Erde ausströmen, und dann plötzlich die unvergohrnen Dünste aus der aufgefurchten Fläche emporsteigen lassen. Und wieder, welch ein gewaltiger Unterschied ist zwischen der Stimmung, die uns der Wald und jener, welche uns die Wiesenatmosphäre einflößt. Jenes schaurige Süße ist nichts als das in verstohlene Seufzer übersetzte Irren und Schweben der den Ausweg lange suchenden und von gewaltiger Blätterwucht gedrückten Düfte; während die Fülle des Wiesengeruches sogleich im Sonnenlichte sich löst und als erfrischender Athem das Gemüth durchzieht, so daß es mit übermüthigem Jubel seine Erfüllung in die lichten Fernen hinaussingt. Und so kann man mit Recht wie von den Stimmungen der Jahreszeiten auch von solchen bestimmter Gegenden nach den darin ausgegossenen Pflanzendüften sprechen.

Gehen wir aber an die einzelnen Pflanzen selbst, die im Dufte ihre Eigenthümlichkeit aushauchen, so finden wir wol einerseits, daß jeder Duft uns präciser als alles Andere von dem innersten Leben dieser Pflanze Kunde gibt, und daher auch unsere Innigkeit zum Individuellsten stimmt, wie denn Schelver (Lebens- und Formgeschichte der Pflanze) in dieser Hinsicht treffend sagt: «Der Geruch der Rose, Nelke, Orange u. s. w. gibt, gleichsam aus dem innersten Herzen der Pflanze heraus von ihrer Art eine einfachere, schnellere, schärfere Erkenntniß, als ihre Gestalten und alle Versuche einer künstlichen Beschreibung.» Es ist ja im Dufte

Alles concentrirt, was die Pflanze in den tausenderlei Thätigkeiten ihres Lebensprocesses aus dem Irdischen verarbeitet und hervorbringt, wie es wieder Schelver mit poetischem Worte ausspricht, «daß im Dufte die Liebeslust und Seele des Pflanzenlebens schlummert;» und deswegen wollte auch Paracelsus die Blumen nach ihrem Geiste, d. h. nach ihrem Dufte eintheilen. Allein anderseits ist eben diese Concentration aller Lebensmomente zu Einem Strömen der Grund, warum wir weder von dem Dufte noch seiner Stimmung ein Bestimmtes aussagen können. Denn das Sagen fordert immer Worte, und diese sind nie individuell genug, um alle Nebenvorstellungen abzuschneiden. Es ist der Eindruck des Jasmins, des Veilchens, der Narcisse, den wir im Dufte erhalten, und die Stimmung ist eben nur die vom Jasmin, Veilchen oder der Narcisse provocirte. «Aus dem Innern kommt die Stimme, aus dem Innern kommt der Duft und beide sind das zugleich feinste und sicherste Charaktermerkmal für das, woraus sie kommen. Wie man im Dunkeln jeden Menschen noch an dem Ton der Stimme erkennen kann, so im Dunkeln jede Blume, ja jede Varietät der Blume am Dufte.» (Fechner: Nanna) Wie wir aber auch suchen und forschen mögen, wir finden kein Wort um diese Gegenwart, die Einzig da ist, auszudrücken. Der Duft und das Gefühl ist da, und zwar als ein Mysterium der Pflanze und der Innigkeit, welches nur von der Einsicht erschlossen wird, daß im Duften und Fühlen die ganze Individualität zu Einer Gegenwart, zu Einem Momente zusammengeht.

Erst dadurch, daß man den Duft und das Gefühl als ein Moment des Lebens erfaßt und mit andern Momenten in Beziehung bringt, erhält die Sehnsucht, die zwischen der Welt und der Innigkeit auf- und niederschwebt, einen bestimmteren Zug, weil ihr Ein- und Ausgangspunkt gegen Anderes abgegrenzt wird. Und erst durch solches Fixiren und Vergleichen wird es klarer, wie bestimmte Düfte mit bestimmten Lebensformen der Innigkeit in ausdrucksvolle Beziehung gebracht werden können. Da treten uns nun sogleich zwei scheinbar sehr scharf geschiedene Gruppen von Düften entgegen, deren Eine wir A r o m e nennen und darunter alle jene zusammenfassen wollen, welche

unsere Lebensthätigkeit als angenehme Eindrücke erhöhen, während wir für die unangenehmen, in letzter Instanz unser Leben Bedrohenden anstatt eines minder zulässigen Wortes das der Narkosen wählen. Dabei aber haben sich uns unwillkürlich praktische Rücksichten in die reine Betrachtung eingemengt, — wir haben nicht mehr Düfte oder Stimmungen als solche, sondern ihre Beziehungen zu den anderen Momenten des Lebens, ihren rascheren oder gehemmteren Eintritt vor uns. Zugestehen müssen wir freilich, daß hiebei in den meisten Fällen die Sehnsucht richtig sich zu und ab wendet, und schwerlich wird es ein präcises Arom geben, welches nicht, wie es bei der Raute, dem Diptam, den Scitamineen, der Artemisia, Tanacetum, Citrus, Thymus u. s. w. der Fall ist, auf die verborgene Heilkraft aufmerksam machen würde; — so wie präcise Narkosen, wie etwa die von Digitalis, Hyoscyamus, der verschiedenen Pilze gar nicht zu gedenken, die verborgenen Gifte verrathen. Allein wir können gar leicht irre werden, wenn wir einerseits durch den Mißduft der Alliaceen uns zum schlimmen, durch die Geruchlosigkeit der Euphorbien zum guten Vorurtheil bestimmen ließen. Und zudem, wo ist denn eigentlich die Grenze zwischen Arom und Narkose? — wer gründlicher zusieht, wird sie ungefähr ebenso wie die zwischen Gefühl und Leidenschaft bezeichnen, wie die zwischen Nahrungsmittel und Gift. Und wunderbar treffend hat dieses Umschlagen des Erquickenden ins Unheilvolle durch unersättliche Begehrlichkeit Freiligrath in seinem Gedichte: der Blumen Rache, geschildert wo die Arome der Rose, Lilie und Narcisse das Mädchen ersticken, welches sie zum übermäßigen Genusse um sich sammelte.

Wenn nun bei der Unterscheidung der Arome und Narkosen die Beziehung des Duftes zur Förderung oder Herabsetzung des Lebens das Leitende bildet, so ist es auch eine dem Dufte selbst fremde Bestimmung, wenn man sein Dasein oder Nichtdasein mit den anderen Eigenschaften der Pflanze vergleicht, und durch solche Combination den Eindruck und seine Stimmung näher charakterisirt. Vorzüglich ist es die Farbe, als das dem ersten Blicke sich Darbietende, welches mit dem Dufte oder der Duftlosigkeit

zusammengehalten, irgend eine Stimmung provocirt. Nur freilich ist das Wort Duftlosigkeit hier nicht ganz richtig gebraucht, denn wirklich duftlose Pflanzen gibt es so wenig als nichtathmende, und man meint darunter penetrante Düfte und zwar vorzugsweise Arome der Blumen, wenn man vom Dufte oder der Duftlosigkeit gewisser Pflanzen spricht.

Da sind nun sogleich die Gegensätze leicht auszusprechen, duftlos und intensiv gefärbt, farblos und intensiv duftend, — schöner Schein und mächtiges Wesen. Mag man es wie immer sonst benennen, auf diesen Gegensatz des Scheines und des Wesens, also auf eine in sich nicht geeinte und geschlossene Wirklichkeit wird sich's immer zurückführen lassen, was man als Eitelkeit oder Prätension der Bescheidenheit dem wahren Selbstgenügen entgegenstellt. Je energischer das Eine oder Andere dieser die Wirklichkeit bildenden Momente auftritt, desto mehr wird natürlicherweise das Andere vermißt werden, desto unbefriedigter wird auch die Stimmung sein.

Duftlose Blumen, besonders wenn sie in hochtönigen Farben auftreten, werden uns daher am wenigsten befriedigen. — Die Form ist da in ihrer ganzen Glorie, die Innigkeit hat durchs Auge ein Versprechen erhalten, aber die Erfüllung, die Seele fehlt; — wie ist da die Entrüstung übers Prunken mit Phrasen, übers Spielen in allen Regenbogennüançen gerechtfertigt. Was über Eine solche Blume und Frauenerscheinung in einer geistreichen Schrift (Les fleurs animées) gesagt wird: «Sie ist schön fürs Auge, allein sie spricht nicht zu unserem Geruche. Sie sind schön, Madame, allein sie haben nicht den Duft der Schönheit, welchen man die Liebe nennt,» — das gilt von allen duftlosen Blumen. Man ist entrüstet über die Gehaltlosigkeit, die hinter solchen Ansprüchen lauert, über die Gemüthsleere bei schönen Worten, über die Thatlosigkeit nach gewaltigen Reden. Die Entrüstung über solche duftlose Blumen kann zum Spotte oder dem Grimme über sie führen, und im besten Falle werden sie nur als eine sehr langweilige Erscheinung gelten können. Treten wir einmal in einem derartig bestellten Garten ein, — die eiteln, nichts-

sagenden Tulpen eröffnen seine Saison, die lümmelhaften Päonien und Hortensien, diese ungeschlachten Parvenues, die schreienden Verbenen prunken den Sommer hindurch, die Robinia hispida und viscosa repräsentiren die volksthümlich gewordene Acacie, ekelhaft durch ihre feigen Stacheln oder noch widerlicher durch das Ankleben an jeden sich Nähernden, — die langen Prahlhänse, die Georginen und zuletzt der stumme Pöbel der Astern schließen den Reigen, — und damit nichts fehle, so werden Eriken, Epakris und Cammellien in den Glashäusern gezogen. Wer da nicht unwillkürlich fragt: wozu dieser Lärm um Nichts! den bewundern wir.

Und so werden uns auch die Wohlgerüche farbloser oder besser gesagt mattgefärbter Blumen nicht jene Befriedigung voller Wirklichkeit geben, welche nur dort eintritt, wo wie in der Rose, Lilie, Hiacynthe und Nelke das Arom mit klarem Farbenscheine sich einigt. Nur wenn sie dort über den inhaltslosen Schein zur mannichfach geformten Entrüstung wurde, macht sie sich dieser formlosen Fülle gegenüber mehr in passiver Weise als Wehmuth geltend. Es erscheint uns von der Einen Seite dieser Mangel an entsprechendem Scheine als eine Zurücksetzung des stillen Werthes, von der anderen als edle Selbstgenügsamkeit, die auch ohne alle Beachtung der Welt ihre Wohlgerüche reichlich und unaufhörlich ausströmt. Wenn die Reseda aus scheinloser Blume ihre schmerzstillenden Düfte sendet, wenn die Nachtviole süße Träume aus unbedeutender Blüthe ausathmet, wenn die braunen Kelche des Calycanthus floridus uns die würzige Atmosphäre ihrer Heimath vorzaubern, so ist's uns beinahe, als hörten wir süße Lieder dem Munde des blinden Sängers entströmen, und ins Entzücken darüber wird sich unwillkürlich die Thräne des Mitleides mit dem gebrochenen Dasein einschleichen. Und wie im Menschenleben scheint es uns da auch in der Pflanzenwelt wie absichtlich angelegt, daß ein volles Glück ausgeglichener Wirklichkeit nur wie ein Rosenmoment zu erhaschen ist. Und dazu ist der Gegensatz überall recht scharf hingestellt, denn «die duftvollsten Blumen sind immer solche, die am wenigsten Farbe haben, als

da sind: die Nachtviole, Lilie, Nelke, und zwar riechen die einfarbigen Nelken mehr als die bunten, die Tuberosen, die Rosen, die Hiacynthen, wo die bunten wieder weniger als die einfarbigen duften. Wie viel Aehnlichkeit hat nicht eine Nachtviole mit einer Nachtigall! Jene ist unter den Blumen die duftreichste, diese unter den Vögeln die tonreichste; jene duftet, diese singt nur bei Nacht; beide haben gänzlichen Mangel an Farbe.» (Justinus Kerner.)

Unwillkürlich reihen sich an dieses farblose Duften jene Stimmungen an, welche uns durch nur nächtlich also unsichtbar duftende Blumen eingehaucht werden. Nur wird sich hier die Wehmuth leicht zur Schwermuth steigern, denn wenn schon die farblosen Arome der Blumen uns von bescheidenen, sich nicht wie die geckenhaften Etourderie des duftlosen Farbenprunkes vordrängenden Wohlthätern zu kommen scheinen, so ist es den nächtlich Duftenden gegenüber so, als hätten wir ein von den Geschäften und Umtrieben des Alltagslebens gebrochenes Herz vor uns, das sein Innerstes nur dann eröffnet, wenn es sich völlig der Welt entrückt wähnt. «Düfte sind die Gefühle der Blumen, und wie das Menschenherz in der Nacht, wo es sich einsam und unbelauscht glaubt, stärker fühlt, so scheinen auch die Blumen sinnig verschämt, erst die enthüllende Dunkelheit zu erwarten, um sich gänzlich ihren Gefühlen hinzugeben und sie auszuhauchen in süßen Düften.» (Heine.)

Ein ähnliches Verhältniß, wie bei dem Duften im klaren Tageslichte und den nächtlichen Offenbarungen der Pflanzenseele scheint auch dort stattzufinden, wo der Unterschied offen duftender und jener Pflanzen waltet, welche erst angefaßt und gerieben werden wollen, wenn sie ihr Inneres kundgeben sollen. Allein es ist doch ein ganz anderer Fall da, daher auch eine andere Stimmung der Innigkeit. Denn wenn jene uns wie verschämte und verwundete Gemüther erscheinen, die nur der Verborgenheit harren, um sich so ganz hingeben zu können, wie sie es ersehnen, so mahnen uns diese an die Verschlossenheit des Charakters, der erst auf präcise und decidirte Anfrage sein Innerstes kundgibt. Auch

sind es keine süßlich verschwimmenden, träumerisch verschwebenden, sondern die entschiedensten Arome, die wir auf solche Weise zur Antwort erhalten, wie denn auch die Pflanzen selbst, in denen solche Eigenthümlichkeit waltet, und wir wollen nur an die Myrtaceen, Laurineen und Labiaten erinnern, in jeder Hinsicht zu den klarsten und abgeschlossensten Gebilden dieser Welt gehören.

Mitunter freilich erhält derjenige, der vorwitzig sich an irgend einer Erscheinung reibt, gar sonderbare Dinge unter die Nase. Wenn's noch so gut wie bei Cestrum Parqui abläuft, so mag er sich wenigstens mit dem Geruche des Schweinebratens trösten, — und so mag auch altgewordenes Fett, dessen Duft der angepackte Echinops sphaerocephalus darbietet, noch nicht das Schlimmste sein. Allein schon Androsaemum hircinum versetzt die reibenden Finger in das animalische Gebiet in unangenehmerer Weise als die zwei Erstgenannten, und vollends Serissa foetida und Paederia foetida, die menschliche Ueberreste übelduftigster Art der schlechtangebrachten Anfrage vorzaubern, — das sind geradezu die Grobiane der Pflanzenwelt. Schlimm ist's nur, daß sie mit ironischem Lachen den Erzürnten entgegenhalten können, warum er unberufen sich mit ihnen zu thun gemacht, — und zu dieser Ironie wird er, will er nicht weiter verspottet werden, gute Miene beim bösen Spiele machen müssen. Jeder hat ja das Recht, ungeschoren das zu bleiben, was er ist, und wer ohne alle Aufforderung durch Reiben die Pflanze mißhandelt, mag sich den Spott zu seinem Schaden behalten, wenn er animalische Mißdüfte einathmen muß. Nur dort wird die Ironie, mit welcher die Pflanze das Animalische darbietet, zur unberechtigten Unverschämtheit, wo sie es nicht als Wehr und Waffe gebraucht, sondern mit dem Scheine einer höheren Stufe in der Rangordnung der Natur prahlen will, und mit ihrer Narkose die ganze Umgebung durchzieht. Die Rafflesien und Stapelien, welche die Aasfliegen berücken, die Orchis pallens, O. coriophora, Aceras hircina, Diosma foetidissima, Durio zibethinus, welche animalische Narkosen der schlimmsten Art nach allen Richtungen ausströmen, das sind Ironiker jener widerlichsten Sorte, welche ihre innerliche Fäulniß in

alle Schichten der Gesellschaft, die sie betreten, verbreiten. Es ist jenes Gelichter, welches unsere Stimmung geradezu durch seine unumwundene frech zur Schau getragene Lügenhaftigkeit empört.

---

2. Pflanzenfarben.

Wie sehr das Duften der Pflanzenwelt unser innerstes Leben zur Sehnsucht erregen möge, wie präcise Stimmungen durch Combination des Duftes mit anderen Momenten hervorgerufen werden und sich sogar bis zum Ironischen steigern mögen, — so erhält die Sehnsucht am Dufte doch ein zu Unbestimmtes, als daß sie dabei verweilen oder gar sich zum sinnigen Schauen entwickeln könnte. Weil eben im Dufte die ganze Innerlichkeit des Pflanzenlebens so ausströmt, wie sie sich aus seinen Momenten als das Eine ungeschiedene Strömen des Lebens herstellt, darum vermag zwar der Duft das Innerste des Menschen zu treffen, darum hat er aber, Eines und Alles mit Einem Male darbietend, zu wenig oder besser gar keine Fixpunkte, an denen die Sehnsucht die verwandten menschlichen Beziehungen auseinanderlegen könnte. Der Duft ist das unbegrenzte Schweben der Lebendigkeit, so wie das Gefühl das der Innigkeit, — allein darum auch kann die Sehnsucht in ihm zu keinem begrenzten und bestimmten Schaunisse werden.

Erst dort kann sich die Sehnsucht einzuleben und durch dieses Eingehen auf ein Anderes selbst über sich klar zu werden beginnen, wo sich ihr eine Einigung des Festen und Flüssigen, eine Begrenzung dieses Lebensäthers durch Jenes Formen darbietet, — und dieses ist zunächst die Farbe, dann weiter die Gestalt. Daher hat man auch stets nur Farben, und Gestalten, und Töne, nie aber Düfte als die Elemente angesehen, in welchen die menschliche Innigkeit sich zum Kunstwerke durchzuarbeiten vermag. Da kann sich nun freilich sogleich die Frage aufdrängen, wie man dem Dufte ein solches Unrecht anthun und ihn aus dem Gebiete

des verwirklichten Schönen von vornherein verdrängen möge, namentlich, wenn man ihn mit dem Tone vergleicht, der ja für sich genommen eben nur ein Verschweben und Verklingen wie der Duft selber sei. Und in der That ist die Aehnlichkeit beider eine frappante, so lange man nur die Wirkungen beider ins Auge faßt. Oder wer hätte es nicht schon erlebt, daß das Blättergemurmel und das Brausen des Sturmes im Walde, das Geriesel der Quelle und das Tosen des Wasserfalls, das Rauschen des brandenden Meeres, das Gesäusel der Aehrenwogen, vielleicht ein durch die Nacht und Ferne herüberkommender Waldhornton, das Klappern einer Mühle, oder gar das von der Weite gedämpfte Hundegebell, denselben unbestimmten Zug der Sehnsucht, diese süße ziellose Unruhe des Gemüthes hervorruft, wie das Duften der Auen und Wälder. Und dieser Thatsache gegenüber wird das Elementare des Tönens um kein Haar breit berechtigter scheinen, als das Elementare des Duftes.

Allein bei aller Aehnlichkeit der Wirkung ist der Unterschied des Wirkenden ein um so bedeutenderer. Der elementare Ton, oder jener, der von einem natürlichen Dasein ausgeht, ist freilich nur ein ganz unbestimmtes Geräusch oder Gebrüll oder Gesinge, er ist das Auslauten des ganzen Zustandes, in welchem die Naturexistenz sich befindet, so wie das Duften auch. Allein diese Aehnlichkeit schwindet sogleich, wenn man dieses Elementare menschlich zu behandeln, aus ihm Etwas zu machen beginnt. Der Ton wird um so mehr das, was er zu sein strebt, jemehr man das elementare Erbeben menschlich fixirt, — der Duft verwandelt sich dabei in sein Gegentheil. Je mehr man diesen qualitativ bestimmten Ton von seiner gegebenen Unterlage zu befreien vermag, je schärfer man ihn in seine mathematisch geforderten Grenzen zwängt, d. h. je weniger in ihm das natürliche Medium durchklingt, desto reiner oder desto mehr Ton ist er. So lange man noch das Holz, das Metall, die Kehle mithört, so lange hat man auch jenes ätherische Selbsterzittern nicht vor sich, welches die Wissenschaft als den Krystallisations- oder Auflösungsproceß der Gestalt ausspricht.

Unterziehe man dagegen den Duft der menschlichen Behandlung, entreiße man ihm seinen natürlichen Ausgangspunkt, fixire man den flüchtigen Aether zum ätherischen Oele oder Geiste, — dann hat man freilich das Aroma zum Parfum, aber auch zum Gegentheile seiner selbst verwandelt. Ein Aroma auf Flaschen gezogen, ein in bestimmte Grenzen gebannter Geist, ein unter dem Stöpsel gehaltener Aether! — sollen wir noch schärfere Bezeichnungen für den Duft wählen, der nicht mehr seinem Lebendigen entströmt, sondern (um das Abstruse auch abstrus zu sagen), wie ein sich selbst seufzender Seufzer aus dem Unbestimmten zum Unbestimmten schwebt. Daher kommt es auch, daß uns Parfums nur in jener Auflösung und Verdünnung erträglich werden, wo sie uns wieder an das natürliche Duften erinnern, im concentrirten oder gehäuften Zustande aber geradezu als Kennzeichen der Barbarei gelten. Nur Ungebildete oder Verbildete werden an künstlichen Gerüchen und natürlichen Tönen ihr volles Genügen finden, während der wahrhaft Gebildete, der menschliche Mensch den Ton aus seiner Umhüllung in das reine Gebiet des Klingens erhebt, und den Duft dort aufsucht, wo er als voller Athemzug der Naturlebendigkeit ihm entgegenkommt. Und er wird dabei, falls er sich über sein Thun nicht wissenschaftliche Rechnung zu legen vermag, von dem Instinkte der Vernunft geleitet, welche den Ton deswegen isolirt, damit das Werden selbst rein zu reinem Dasein erwachse, und den Duft deswegen am Lebendigen zu erfassen strebt, weil er ihr nur als Resultat dieses Lebensganzen erklärlich ist. Der Ton ist der Beginn, der Duft die Auflösung der Gestalt, — darum kann die Sehnsucht in jenem und mit jenem sich zu immer klareren Gebilden einleben, während sie an diesem und mit ihm in den allgemeinen Aether der Innigkeit, in die Atmosphäre des irdischen Lebens verschwebt.

Doch ist bei seiner im Vergleiche zum Dufte unendlichen Bestimmtheit und Bestimmbarkeit das Tönen ein zu Flüchtiges, als daß sich die Sehnsucht daran einen Halt und einen Leiter zu wählen vermöchte. Der Ton ist nur, indem er vergeht, und das Sterben ist sein eigentlichstes Leben, wie er denn auch dort am

reinsten und schärfsten aufgeht, wo mit Einem Male sich die festgeschlossene Gestalt auflöst, bei springendem Glase und der schmelzenden Glocke. Daher sind die Töne vergleichsweise sehr wenig in jenem Gebiete in Verwendung, wo die Sehnsucht in das Außermenschliche sich versenkt, um durch Ergreifen und Ueberwinden seiner mannichfachsten Weisen sich zum menschlichen Ausdrucke der Sinnigkeit durchzuarbeiten. Bedeutender, weil präciser und charakteristischer, ist für das Einleben der Sehnsucht die Farbe.

Sei es, daß man die Farbe mit Goethe aus einer Erhellung oder Verdunkelung der Trübung also als einen bestimmten Neutralisationsgrad des Lichtes und Finsteren erklärt, sei es, daß man sie aus der Breite der schwingenden Lichtwellen ableitet, man wird sie beide Male als eine Abgrenzung und einen Abschluß der reinen Aetherbewegung bestimmen. Das Licht hat sich mit seinem Gegentheile geeinigt, der Aether ist in seinem unendlichen Strömen gebrochen, das Sichselbstgleiche, Unterschiedlose und darum Unfaßbare ist durch den Gegenstoß des irdischen Dunkels zersplittert, es ist ein Begrenztes und Bestimmtes daher auch ein das in es Eingehende Begrenzendes und Bestimmendes geworden. Die Farbe fesselt die Flüchtigkeit des Gefühles, so wie sie zugleich die Wucht des finsteren Momentes sprengt, und wenn der nordische Mythos den Regenbogen als die Brücke Bifrost betrachtete, welche die Erde mit dem Himmel verband, so müssen wir dieser Betrachtung dadurch zustimmen, daß wir in der Farbe einerseits eine Umgrenzung des unendlichen Aethers, anderseits eine Verklärung der starren Finsterniß erkennen.

Wegen dieser ihrer Doppelstellung zwischen dem Lichte und der Finsterniß, ja wegen der verschiedenartigen Einigung dieser Gegensätze, die in ihrem weiten Reiche vollbracht wird, war denn auch immer und überall die Farbe zum Gewande gewählt, in dessen Lichtern und Schatten sich die Sehnsucht verhüllte und verrieth. Das Eine Farblose, das Weiße mit der völligen Reinheit des Gemüthes, das Andere, das Schwarze mit seiner Umnachtung durch Trauer, Gram und Verzweiflung, den Purpur mit dem Siege, und die grüne Mitte mit dem Frieden und der Ver-

söhnung zusammenzuhalten, das ist eben so sachgemäß, als wir es auf den höchsten Stufen der Cultur und in ihren ersten Regungen wiederfinden. Es ist ja der Entwickelungsgang der Innigkeit selbst, aus der Umnachtung des Momentanen zur völligen Erleuchtung und Verklärung der Existenzen durch eine Stufenreihe von Stimmungen sich zu bewegen, deren jede mehr als die vorhergehenden einen Sieg des Lichtes über die Finsterniß bedeutet. Und wie am Regenbogen in der Dunkelheit des Violetten der Purpur hindurchschimmert, der doch erst am anderen Ende errungen wird, so geht auch die Innigkeit vom ersten Lächeln, indem sich das Humane zuerst andeutet, durch eine ganze Scala von himmelblauen Träumen, grünen Illusionen, goldenen Gewißheiten, feurigem Streben zur siegesgewissen, darum wieder heiter lächelnden Umschau in der eroberten und beherrschten Welt fort.

Die Farbe ist mehr als alles Andere fähig, das Bestimmte der Stimmung anzudeuten, während der Duft nur im Allgemeinen von dem Dasein eines Zustandes und nicht von seiner Lage nach der oder jener Seite zu Kunde zu geben vermag, und der Ton, der die mathematische Bestimmtheit mit der Farbe theilt, zu schnell verhallt, als daß er einen bleibenden Anschluß des Gemüthes ermöglichte. Darum aber auch, wo eine einzige Farbe allbeherrschend auftritt, dort wird sich gar leicht eine Monotonie der Stimmung einstellen und erklären lassen. Und wenn schon der über ganze Jahreszeiten ausgegossene Duft das Gemüth zu dieser Reihe von Gefühlen stimmt, so kommt mit dem Farbentone der Luft und der Landschaft, der nach der Jahreszeit wechselt, ein weiteres Element, welches auf das Hervorgehen der Jahreszeitenstimmungen hinwirkt. Ja die Färbung ist, wenn auch der Duft eindringlicher wirkt, dadurch mächtiger in ihren Anregungen, weil sie die Töne, die im ganzen Jahre auseinandergelegt sind, in den Umschluß von vierundzwanzig Stunden zusammenzudrängen vermag. Das Hervorringen bestimmter Umrisse aus den Nebeln des Morgens und Frühlings, die scharfen Lichter und Kernschatten des Mittags und Sommers, die weichen Contouren des Herbstes und Abends, endlich des Schneegefildes und der Mondnacht kühle

Ausgleichung der Unterschiede; — wer wird da nicht an die wechselnden Grundstimmungen des werdenden Jünglings, der das Ideal zu entschleiern und des gewordenen, der es scharf der gemeinen Wirklichkeit entgegenzustellen strebt, des Mannes, der die Extreme zur gerundeten Praxis zu vermitteln sucht und endlich an die des Greises gemahnt, dessen kühle Klarheit überall ein: Nimm's kaltblütig! predigt?

Darum auch ferner, wo in der Landschaft jahraus, jahrein und so des Morgens wie des Mittags nur ein einziges Element die Unterlage der atmosphärischen Farbentöne bildet, wird auch in der Menschen Stimmung ein Grundzug durch alle Erlebnisse hindurchgehen, eine unterschiedslose, ernste, ja melancholische Folie, welche der Wechsel des Auf- und Abgehens der Innigkeit nicht zu durchbrechen vermag. An dem Grau der Felsenwand, dem Gelb der Wüste, dem Grün der Steppe und des Meeres schweben die atmosphärischen Lichter nur wie irrende Seufzer hin, und verschwebende Lieder, nicht begeisternde Epen oder erschütternde Dramen sind es, in denen die nur aufflackernde Sehnsucht ihrer Bewohner sich zu Tage bringt. Und diese Lieder selbst, sie werden niemals zum Hymnus sich erheben, nie in der Ode dahinbrausen, sondern in wehmuthweichen, kaum gebrochenen elegischen Maßen die nur momentan und von Außen angelegten Lichtbrechungen ihrer Landschaft abspiegeln.

Darum endlich wird auch die Farbe erst dort dem Leben der Sehnsucht, welche alle Momente der Innigkeit zu ergreifen und in die Welt zu übersetzen strebt, zum Gegengebilde zusagen, wo sie nicht wie im Minerale mit der Schroffheit und Einseitigkeit einer einzigen Richtung fixirt ist, sondern erst in der Pflanze, wo die Sättigung des Lichtes mit dem Finsteren in einer Farbe den Uebergang zur anderen anbahnt und fordert. Die Farbe des Minerals, das sich ja auch in seinem Krystalle herb auf sich selbst abschließt, ist überall, wo sie nicht durch Andere beschmutzt ist, scharf und stechend, sie weist jede Theilnahme ab, während die Pflanze nirgends solche Farben darstellt, welche nur durch sich gelten wollten, sondern geradezu das Wesen ihres Urbildes im

Regenbogen aus der Erde hervorwachsen läßt, indem sie in leisestem Lasiren den Weg zum Nachbar eröffnet. Da darf man ja nur gegeneinanderhalten, um mit einem Blicke zu erfahren, was dem menschlichen Herzen verwandter ist. Das brennendste Roth der Verbena ist noch immer allzumild gegen die scharfen Blitze des Rubins, das Grüne des Smaragds noch hart und trocken gegen das frische Leuchten der Auen, das weiche Gelb des Goldes schroff und abstoßend neben dem Fluthen des Weines, und die blaue Sehnsucht des Vergißmeinnicht wird vom dämonischen Funkeln des Sapphirs zwar verscheucht, um aber dafür ein sicheres Versteck im Herzen, das mitfühlt, zu gewinnen.

Doch nicht blos die Sättigung des Lichten und Dunkeln in der Pflanzenfarbe, welche einen Uebergang zur anderen anbahnt, nähert sie dem Menschlichen und seiner ewig sich umwandelnden Entwickelung; auch die Oberfläche der Pflanze ist meist von der Art, daß sie die Farbe nicht in ihrer ungebrochenen elementarischen Härte und Schärfe hervortreten läßt. Die allerwenigsten Pflanzen bieten völlig glatte und daher glänzende Flächen dem Beschauer dar, und gerade diejenigen, welche die entschiedendsten Farbentöne darlegen, wie etwa die Amaryllis und Cactus mildern die Grellheit derselben durch den Schmelz, ja geradezu durch Sammetweiche, welche das Beschauen von allen Seiten herausfordert. Die Pflaume und die Traube erhöhen durch diesen Schmelz ihre sonst ziemlich rohen Farben zum Reizenden, welches sich bei der Pfirsich, die noch dazu die feinsten Farbenübergänge darbietet, so steigert, daß man sie kaum zu berühren wagt, um das Liebliche nicht zu zerstören. Der Glanz gehört dem Elementaren an, welches nur dadurch zu bestehen vermag, daß es in scharfen Umrissen sich gegen alles Fremde abschließt, und selbst dem Lichte eine Barriere entgegenhält, so daß es wie erschrocken davon zurückprallt.

Die wenigen Pflanzen, welche durch glänzende Oberflächen die menschliche Theilnahme abzuweisen scheinen, sind daher immer als solche erfaßt worden, welche das Gemüth ernst, ja düster stimmen. Dazu sind es meist noch die Blätter von dunkler Färbung, an welchen dieses glänzende Abweisen des Lichtes hervor-

tritt, durch die dann die ernste Selbstbeschlossenheit erhöht wird. Das gibt denn der tropischen Landschaft jene feierliche Würde, welche durch das Getümmel der Formen und Farben der Pflanzenwelt zum Theile wieder aufgehoben wird, und so nirgends zur Melancholie zu werden vermag. Wo dagegen der Lorbeer einsam über umdufteteres Grün hervorragt, da stimmt sein glänzendes Blaugrün auch zur stolzen Genügsamkeit, und diese steigert sich in den Nadelwäldern und ihren flirrenden Linien zur Unbehaglichkeit des theilnahmslosen Daseins, zur Unruhe und Qual eines in sich zurückgedämmten Herzens. So neigen sich dann auch Buchsbaum und Rosmarin mit ihren glänzenden Blattoberflächen dem Düsteren zu, und selbst die heitergefärbte Birke wird durch ihr Glänzen die Betheiligung des Fühlens zur sentimentalen Mondschein-Reminiscenz umbeugen, wie es Lenau ausspricht:

«Ich sah in bleicher Silbertracht
Die Birkenstämme prangen,
Als wäre dran in heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen.»

Nur unsere Ranunculaceen und die tropischen Musaceen bilden eine Instanz gegen das Gesagte. Doch nur scheinbar; denn jenen als Frühlingsboten verzeiht man das pretentiöse Auftreten, und diese scheinen sich ordentlich der breiten Glanzflächen zu schämen, indem sie dieselben jedem Lüftchen zum Zerschleißen entgegenbieten. Zudem sind es völlig unbeschmutzte Farben, dort das Gelb, hier das Grün, an deren Heiterkeit dieses Glänzen zum Vorscheine kommt, und ob er ihnen die Aeußerlichkeit des Glanzes als ein minder Beachtenswerthes und Störendes auftritt. Denn zuletzt ist es doch die Farbe, in welcher die organische Lösung und Bindung der Elemente angeschaut wird, der Glanz oder Schmelz erschwert oder erleichtert zwar die Betheiligung der Innigkeit an der anschaubaren inneren Lebensthätigkeit der Pflanze, ohne jedoch als das Bedeutendste sich geltend machen zu können.

Wenn nun die Farbe von der Sehnsucht ergriffen wird, damit sie zum bleibenden Gegenbilde der Innigkeitsmomente werde, so ist es nicht blos ihr Wesen im Allgemeinen, welches diesem

Ergreifen entgegenkommt, sondern auch die Reihe der besonderen Farben ist von der Art, daß sich in jeder derselben eine besondere Stimmung klar abspiegelt. Und es ist in dieser Hinsicht ganz gleichgültig, wie man sich die Entstehung der einzelnen Farben vorstellt; die Resultate sind dieselben, und von zwei Seiten her erhalten wir eine wissenschaftliche Begründung für das instinctive Thun der Sehnsucht, welche in den einzelnen Farben einen bestimmten Grad der Gebrochenheit unserer Energie beleuchtet sieht. Die wissenschaftliche Forschung bietet uns nämlich drei Farbengruppen: zuerst jenes Paar, welches Goethe aus der Erhellung der Trübung und die Undulationstheorie aus einer vorwiegenden Wellenbreite erklärt, und das wegen der vorwiegenden Wärme dieser Wellen als warme Farben, nach Goethe als positive Farben bestimmt wird; dann ein wegen der Trübung des Hellen oder geringer Wellenbreite entgegengesetztes als kaltes oder negatives bezeichnetes Paar; endlich zwischen beiden Extremen das Paar der Indifferenz, das sich nur dadurch in sich scheidet, daß in der Einen der Farben: dem Gelb, die größte Lichtkraft herrscht oder anders ausgesprochen das Helle durch die geringste Trübung gebrochen wird, während im Grün ein völliges Gleichgewicht der die Farbe constituirenden Momente angeschaut wird.

Wenn wir nun diese drei Paare weiter betrachten, so werden wir sie jedes aus einem ruhigen und einem bewegten Elemente bestehen finden. Zuerst auf der positiven Seite kommt uns das Roth als die höchste, daher völlig ruhig auftretende Energie der breitesten und wärmsten Lichtwellen, oder als unzweifelhafter Sieg des Lichtes über die höchstmögliche Trübung entgegen. Der Purpur, in welchem die Sonne durch das dichteste Gewölke bricht, ist überall die Farbe der ihrer vollkommen selbstgewissen, weil unerschütterlich begründeten Herrschaft. Eine ähnliche Ruhe, wenn auch aus entgegengesetztem Grunde herrscht im reinen Blau, jener Farbe nämlich, wo die Trübung sich entschieden als Macht hinter der hellen Gegenwart geltend macht, oder wo die Gleichmäßigkeit der Wellenbreite, Wärme und Lichtstärke sich zuerst entschieden der negativen Seite hingibt. Das Himmelblau, in welchem uns der

finstere Weltraum hinter der Sonnenvergoldung erscheint, ist immer als die Farbe der Resignation, die mit dem kleinsten Glücke der Gegenwart sich bescheidet, und zufrieden ist, daß es nicht so schlecht wurde, als es werden könnte, wenn gar keine Erleuchtung vor der dunkeln Ferne läge. Als die dritte, aber sehr selten rein zu findende ruhige Farbe kommt uns das Gelb entgegen, in welchem die höchste Lichtkraft mit einem Mittelmaße der Breite und Wärme der Wellen oder das Hellste mit der geringsten Trübung geeint ist. Es ist das der höchste Zustand der Erhellung und Erheiterung, zu welchem das Irdische zu gelangen vermag, die goldne Zeit des Gemüthes, welche nur aus einem völlig klaren und sicheren Dasein hervorgeht, und beinahe nur wie ein verschwebendes Sternpünktchen auftaucht, um im dunkeln Aether zu verschwinden.

Zu diesen Farben der Ruhe, weil Einfachheit, bilden jene drei Anderen die Ergänzung, in welchen eine Zusammenstellung des in sich Ruhigen eine stete Bewegung hervorruft. Und zwar steht dem Purpur das Grün ergänzend gegenüber, die Mitte zwischen der Heiterkeit des Gelben und der Resignation der Blauen, der Friede, der sich nur in den Waffen gegen die Angriffe von beiden Seiten zu erhalten vermag, die Indifferenz, welche aber in jedem Augenblicke zum Zuschlagen bereit ist, und daher auch auf den Purpur hinweist. Beim Grün fühlt man den Sieg des Purpurs als unumstößliche Gewißheit voraus, und darum ist die Unruhe desselben durchaus behaglich, — es ist darin die reizende Naivetät des Kinderlebens, welche entschiedenste Erfolge im Mannesalter verspricht. Anders verhält es sich jedoch mit den beiden anderen Mischfarben, dem Orange und Violett, welche dadurch zu eigentlichen Farben des Kampfes werden, weil sie sein Ziel neben die Heiterkeit oder Resignation hinstellen. Sie wecken, indem sie ausdrücklich zwischen zwei Ruhepunkten schweben, eine durchaus nicht befriedigende Stimmung, eine Gährung des Inneren, welche auf die Länge unerträglich wird. Der Scharlach auf der Einen Seite und das Blauroth auf der Anderen sind die Extreme dieser in sich haltlosen Zustände. Offenbar milder ist das eigentliche

Orangegelb, wo der sichere Besitz dadurch gestört wird, daß er sich eifersüchtig mit einem Anderen zusammenstellt, so wie das Violette, die Farbe des eigentlichen Sehnens, des Hangens und Bangens vor einer kaum erreichbaren endlichen Siegesgewißheit.

Der Reichthum an Farbennuançen, welcher sich auf den unzähligen Uebergangspunkten der sechs Hauptfarben herstellt, wird in der wirklichen Färbung noch dadurch gesteigert, daß sich entweder das abblassende Weiß, oder die reine Finsterniß des Schwarzen mit irgend einer der Regenbogenfarben verbindet, welche durch solche Verbindung jedenfalls in ihrer Bedeutsamkeit geschwächt wird. In völliger Reinheit kommt jedoch das Weiß nur sehr selten und das Schwarz gar nie in der Pflanzenwelt vor. Meist ist das Weiß nur ein sehr geschwächtes Roth, Blau oder Gelb und das scheinbare Schwarz, das man hie und da finden will, ist nur ein sehr intensives Dunkelblau oder Braun. Und es ist darin wieder eine Consequenz des Pflanzenlebens ausgesprochen, das zwischen zwei Welten schwebt, weil es wol Kraft genug hat, um sich der Finsterniß zu entringen, aber nur um sich an seltenen Hochpunkten bis zum Abglanze des reinen Leuchtens zu erheben. Daher ist das reine Weiß eine Seltenheit, und die völlige Nacht ein Fremdling im Reiche der Pflanzen, das vielmehr, so lange es aus Lebenden besteht, irgend eine Gebrochenheit des Einen Extrems durch das Andere entfaltet. Und nicht blos vom Menschenherzen gilt es, was der Dichter sagt: «am farb'gen Abglanz haben wir das Leben» sondern auch die Pflanze kann in dieses Farbenspiel ihr Werden legen, und wenn Irren ein Schwanken zwischen Licht und Finsterniß ist, und wenn jedes Streben in dieser Bewegung von Einem zum Anderen besteht, so redet auch die Pflanze in ihren Farbenwandlungen über sich selbst dasselbe, was über den Menschen gesagt wurde: «Es irrt der Mensch, so lang er strebt.»

a. Braun und Grün.

Die Farben nun, welche uns in der Pflanzenwelt am häufigsten begegnen, ja geradezu als die allgemeine Unterlage des anderen Farbenlebens erscheinen, sind: Braun und Grün.

Das Braun ist ein durch das Schwarze mehr oder minder herabgesetztes Gelbroth, also ein durch die Finsterniß erdrücktes, aus dem sicheren Besitze des Gelb zum Siege und zur Herrschaft des Purpurs sich fortbewegendes Streben. Es ist schon ganz abstract als Farbe genommen in der Stimmung des Absterbens gehalten, und ist daher auch nur am vergehenden Pflanzenleben erträglich, weil begreiflich. Daß die Rinde nach und nach sich bräunt, weil sie kampfesmüde geworden den tausend und tausend Andrängungen der Außenwelt gegenüber, das scheint sich uns von selbst zu verstehen, und wir sind daher auch gar nicht gestimmt, männlichen Ernst und überstandenes Drängen auf Pflanzen zu versetzen, deren Rinde nicht braun ist. Die weißrindige Birke gilt uns unwillkürlich als weiblicher, ja mädchenhafter Baum, ebenso die Tanne und einzelne graurindige Pappelarten, während wir Kiefern und Eichen, Fichten und Ahornen und Linden eben so unwillkürlich männliche Energie und Ausdauer zuschreiben. Es sind das die Blonden und Braunen unter den Pflanzen, bei denen freilich der Instinkt ebenso wenig wie bei den Menschen das entscheidende, letzte Wort hat.

Ebenso scheint es sich uns von selbst zu verstehen, wenn das lebensmüde Blatt, das im schüchternen Gelbgrün sich ans Licht gewagt hatte, und in seiner höchsten Energie sich bis zum Blaugrün verstieg, im Herbste die Farbe des gebrochenen Strebens zur Schau trägt. Es macht sich der Erde, dem allgemeinen Grabe, ähnlich, nachdem es kurz zuvor, wenigstens für Einen Tag im Purpur einherstolzirt war, und es würde uns als die größte Abnormität erscheinen, wenn dem nicht so wäre, gerade wie sich der Volksglaube zu Sagenerfindungen genöthigt fühlt, um das Festhaften abgestorbener Blätter am Baume zu erklären. Da muß der Böse aushelfen, und in irgend eine Wette mit einem obligat dummen Bäuerlein sich eingelassen haben, damit ja nur die ungewöhnliche Erscheinung zu ihrer Berechtigung gelange. Noch unbegreiflicher jedoch erscheint es, wenn Blumen in Braun gekleidet auftreten. Denn diese höchsten Darstellungen des Pflanzenlebens können wol vom Hause aus matt und bleichwangig

kommen; — allein daß der brennende Eifer des Orange sich mit dem finsteren Nichts paaren könne, das begreife am Lebenden, wer da will. In gewöhnlicher Anschauungsweise wird die braune Blume immer als eine absterbende gelten, so diejenige, bei welcher das Braun gar zu schreiend sich zur Schau trägt, wird auch Todtenblume (Tagetes patula) vom unbefangenen Sinne genannt werden.

Dagegen ist Grün, die Farbe der centralen zum Ausbeugen nach beiden Seiten gestimmten Indifferenz, die eigentliche Lebensfarbe der Pflanzenwelt, welche ja auch die Mitte des zum Menschen aufstrebenden Erdlebens darstellt. Das Grün ist die Farbe kräftiger Kindlichkeit, in deren Unbefangenheit sich auch der innerliche Ernst für Augenblicke versenkt, um an dieser gehaltvollen Beruhigung sich neue Energie fürs Kämpfen oder Dulden zu holen. Was ein Dichter der Natur kurz zusammenfaßt:

«Augentrost, Herzenstrost!
Bist du krank, verstimmt, erbos't:
Komm, in grünen Auen
Deine Welt zu bauen.» (Mayer.)

das ist in aller Naturpoesie tausendfältig variirt worden, das klingt immer aus dem Rufe: ins Freie, — das meint jenes Mütterchen, wenn es sich «ein Grünes» ans Winterfenster stellt, um auch Frühling und Jugendlust nicht gänzlich zu vergessen. So wie sich die Extreme der Farbe in der lebendigen Harmonie des Grünen dem Auge belebend darbieten, so findet auch das Gemüth im Grünen Beruhigung und Erquickung nach und vor seinen Kämpfen. Das Grün ist die selige Mitte, aus welcher die Begeisterung und der Muth das Marytrium hervorblüht, und wenn ein Dichter der Minne sagt:

«So grünt mein Herz, wie neuer Klee.»
(Christian von Hameln.)

so muß man sich in diese ganze Anschauungsweise versenken, welcher der Klee für das intensivste Grün gilt, indem ja das Traugemundlied geradezu fragt:

«Was ist grüner als der Klee»,

um die Fülle der Innigkeit zu würdigen, die sich im Preisen des Klees andeutet und geradezu verkündigt:

«Der Klee
Den Schnee
Von hinnen vertrieben hat.» (Heinrich v. Sar.)

Daher ist es durchaus nichts Zufälliges, sondern geht nur aus dem Wesen des Grünen von selbst hervor, daß immergrüne Pflanzen, welche die härtesten Winterstürme überdauern, und von der Schneedecke zeitweise wol versteckt, nicht aber ertödtet werden können, immer mit jener Unwandelbarkeit des Gemüthes in Beziehungen gesetzt wurden, welche, weil auf unantastbaren Tiefen ruhend wohl momentan aufgewallt, nie aber gründlich getrübt zu werden vermag. So heißt es denn auch in einer alten Handschrift (Grimm: altdeutsche Wälder) vom Immergrün (Vinca pervinca) daß keine Pflanze lustiger sei, «darum es die Krone unter Allem, das da grünet, und wo man fröhlich ist, da vergißt man seiner nicht» und so sagt auch Bettina: «Der Buchsbaum ist so ein rechter Lebensfreund, von Jahr zu Jahr umfaßt und schützt er, was der Frühling bringt. Es keimt und welkt in seiner Umzäunung und er bleibt immer der grüne Treue. Das sagt ich der alten Frau, — die sagte: ja das ist wol wahr, der Buchsbaum muß alles Schicksal mitmachen.» Auf diese vollkommene, unstörbare Beruhigung des Grünen wird wol auch hingedeutet, wenn es über den immergrünen Oelbaum heißt:

«Oliva nam znamenává
Mír a pokoj z swého prava.» (Alan.)

«Ruh und Frieden anzudeuten
Ist das gute Recht des Oelbaums.»

Und so wie der Oelbaum seine Friedenszweige darbietet, so wird anch der edelernste Lorbeer zum Zeichen einer durch Ueberwindung des Gegners eingetretenen Beruhigung verwendet. Er ist das Symbol des auf den Sieg folgenden Friedens und so wie er zum Kranze zusammengelegt wird, so kann er auch als Symbol jener völligen Beruhigung des Gemüthes genommen werden, welche dann eintritt, wenn alles Herbste verkostet und Alles durchlebt

und überwunden wurde, was als Reiz oder Gewalt die Unbefangenheit des Lebens verscheucht hatte. Und auf diese Unstörbarkeit des Gemüthslebens beziehen sich wol Petrarka's Worte über sich selbst:

«Sonst Mensch, ward ich ein Lorbeer grün belaubt,
Dem seine Blätter auch der Frost nicht raubet.»

Nur freilich darf sich noch jener für keinen Sieger halten, dem einmal der Kampf des Lebens sich glücklich gewendet. Für das alte Wort, daß der Kampf des Menschen Leben sei, findet sich immer neu die Lehre auf den nächsten Bäumen:

«Am starren, dunkeln Tannenreis
Sind hell im Mai die zarten Spitzen
Die, wenn sie altern, gleicherweis
Erdunkeln und verletzend ritzen:
Von Neuem immer schwillt das Herz
In warme, weiche Lenzgefühle.
Und immer braucht er Witz und Scherz
Um auszudauern in der Kühle.» (Rückert.)

Diese freudige Siegesgewißheit, diese Unbefangenheit des Gemüthslebens, welche auf seiner Unstörbarkeit beruht, knüpft jedoch nur an jenes Grün an, welches in reiner Helle auftritt, und durch das Schwarz nicht verdüstert, durch das Gelb nicht zum Kampfe hinübergeleitet ist. Daher schon der gewaltige Unterschied in der Stimmung, wenn sie durch das gelbliche Frühlingsgrün zur Thatkraft erregt, oder durch das Blaugrün des Hochsommers auf die Resignation des Herbstes vorbereitet wird. Namentlich ist es das dunkle, durch einen beigemischten schwarzen Ton düstere Grün, welches ganz eigenthümliche Nuançen der Stimmung hervorruft. Die Grundlage derselben, die Zuversicht des endlichen Sieges bleibt, allein die Unbefangenheit derselben wird im Grabe des Schwarzen erdrückt. Es ist nicht mehr das kindliche Selbstvertrauen, das von vornherein die Welt als sein Eigen betrachtet, sondern die gehaltene Selbstgewißheit des Charakters, welche ihr: «Trotz Alledem und Alledem» geltend zu machen weiß, die an die dunkelgrünen Pflanzenfarben sich anschmiegt. Trotz alledem, was winterliche Erstarrung und der Tod der Individuen als

Hemmung des Fortschrittes ins Leben hereinträgt, bleibt das ernste Dunkelgrün die Hoffnungsfarbe, welche den Winter über dauert, und den Tod überwindet, und welche daher auch am liebsten auf die Gräber der Theueren gepflanzt wird. Wenn in der neuesten Welt die Casuarinen als Grabesbäume gelten, so ist es im Norden die düstere Fichte, im europäischen Süden und dem Oriente die Cypresse, welche die sichere Zuversicht des Erstehens der Geister aus dem Banne der Gräber andeuten sollen. Und hauptsächlich die Cypresse, der edelste und düsterste unter den dunkelgrünen Bäumen ist es, an welcher sich die Phasen der Einen Stimmung leicht ablesen lassen. Dem kampfbewegten Mittelalter ist der Friede das Letzte, was man nach dem Untergange der damaligen Lebensformen erwartet, und so spricht Conrad von Megenberg in seinem Buch der Natur: «Ich bin auch erhöcht als eyn cipress auf dem berg syon, — daz spricht sy billich, wañ syon ist als vil gesprochen als ein gesicht des frides.» Unsere kalten, theilnahmslosen Tage vergessen gar leicht den Verlust, weil das Leben im raschesten Wechsel Neues, Tröstendes darbietet, und so erscheint dem dichterischen Tiefsinn die Cypresse beinahe als das Einzige, was noch das Andenken erhält.

> «Dunkler Baum immer noch trauernd, wenn der Andern Gram verflogen ist,
> Der einzige Leidtragende über den Todten.» (Byron.)

Der geknechtete, in seinem Besitze stets durch den Sultan oder seine Paschas bedrohte Orientale sieht im Grabesbaume das vielverheißende Sinnbild der Freiheit, und sehr schön ist diese Anschauungsweise mit der Idealität des Occidentes in Rückert's Worten verschmolzen:

> «Die Cypress' ist der Freiheit Baum
> Weil sie keine Früchte trägt,
> Und ruhig schwankt im Himmelsraum,
> Wenn man die Frucht von den Andern schlägt.
> Die Cypress' ist der Freiheit Baum,
> Weil sie trägt ein einfach Kleid,
> Der Frühling stickt ihr nicht bunt den Saum,
> Drum trägt sie im Herbste nicht Leid.

Die Cypreſſ' iſt der Freiheit Baum,
Weil man ſie dir pflanzt aufs Grab,
Dein Leben war im Kerker ein Traum
Bis der Tod dir die Flügel gab.»

Milder und ſchon darum weniger düſter, weil es nicht wie in der Cypreſſe compact zuſammengehalten wird, iſt das Dunkelgrün des Rosmarin. Er iſt zwar auch eine Zierde der Gräber, allein an ihn knüpft nicht die über den Tod noch muthige, ſondern vielmehr die in ihrem Wehe ſelige Stimmung, er deutet mehr auf die ſtillen Regungen des Herzens, auf das Geheimniß der Erinnerung und Wehmuth beim Vergehen des irdiſchen Daſeins. Und ſo wie Shakeſpeare ſeine Ophelia ſagen läßt: «Da iſt Rosmarin, das iſt zur Erinnerung», ſo legt auch J. Kerner einem ſeiner zartbeſaiteten Frauenherzen die Worte unter: «Rosmarin iſt Wehmuth, Trennung.»

b. Blau und Gelb.

An dieſes dunkle oder blauliche Grün der Pflanzenwelt ſchließt ſich nicht blos äußerlich, ſondern auch wegen der damit zuſammenhängenden Stimmungen die Reihe der blauen Farben an. Sie charakteriſirt vorzugsweiſe jene Gemüthszuſtände, die nach Außen hin als Kälte und Paſſivität erſcheinen, welcher Schein aber nur daher rührt, weil ſich die Wärme des Gefühles und die Energie ſeiner Schöpferkraft ins Innerſte des Herzens zurückgezogen hat. Dieſe Ferne vom gegenwärtigen Getreibe iſt darum in ſich nicht minder farbenreich, weil ſie in blauer Eintönigkeit herüberſcheint, und die blaue Lichtwelle, wenn gleich nicht ſo breit wie die warmen Töne, iſt nur in anderer und zwar der intenſiveren Weiſe des Magnetiſirens energiſch als jene. Es iſt alſo die verſchloſſene und ſich aus der unmittelbaren Gegenwart zurückziehende Energie, welche im Blau erſcheint, und dieſes iſt daher charakteriſtiſch für jene Stimmungen, die in ſich ſelbſt befriedigt nach außen hin als theilnahmslos und unbewegt erſcheinen. Vorzüglich iſt es das reine Hellblau, in welchem ſich die in ſich und ihren Träumen ſelige Beſchloſſenheit des Gemüthes andeutet, und von allen Blumenſprachen wird die Veronica als Symbol

der Treue, die Hepatica (triloba) als das des Vertrauens, und das blaublühende Sinngrün (Vinca pervinca) als das der unwandelbaren Freundschaft genommen. Für diese selbe auf die Fülle der Innenwelt gegründete Ruhe und zugleich Energie des Gemüthes, dessen höchster Ausdruck: die Sichselbstgleichheit nur verschieden benannt wird, spricht das Vergißmeinnicht (Myosotis palustris) schon durch seinen deutschen Namen, so wie der slavische Name čekanka, welchen der Wegwart (Cychorium intybus) führt, mit dem Blau jener Blume gepaart ist, in welche die Sage das Mädchen verwandelt werden ließ, das mit unwiderleglichem Vertrauen der Ankunft des beim Kreuzzuge gefallenen Geliebten harrte. Und wenn der Dichter im Gemüthe der Geliebten das Nährende für seine Liebe findet, so sind es die in diese goldnen Saaten eingesprengten Kornblumen (Centaurea Cyanus), deren intensives und reines Blau als schmückende Treue dieser Welt erscheint:

«Blaue Blüthe, Bild der Treue,
Blauer als des Himmels Bläue,
Ewig sich von deinen Aehren
Müssen meine Wünsche nähren,
Und mit deiner stillen Blüthe
Muß sich schmücken mein Gemüthe.» (Rückert.)

Die Eingezogenheit des Blauen, welche nach Außen hin den Anschein der Resignation hat, während sie innerlich die Energie des Beharrens ist, verliert ihre Ruhe durch die geringste Beigabe des Rothen. Dieser, wenn auch noch so leichte Blick nach dem Selbstbewußtsein, das im Purpur lebt, ändert die Stimmung des Blauen gewaltig. Zunächst wird dieses röthlich angehauchte Blau die eigentliche Farbe der Sehnsucht, dieses unendlichen Strebens über die Gegenwart hinaus, und man kann sich die blaue Blume des Ofterdingen gar nicht anders als mit einer leisen Mahnung an die Zukunft des Purpurs vorstellen, denn sonst wäre ohne diese Hoffnung des Sieges das Streben von Hause aus ein Wahn. Daher denn auch das röthlich schimmernde Blau des Flieders (Syringa vulgaris) einerseits für «sanfte Ruhe und Liebenswürdigkeit» genommen wird, wo die Liebenswürdig-

keit eben schon als Grundlage zukünftigen Liebessieges eintritt, anderseits als «erste Regung der Liebe» oder erster Durchbruch der Resignation und Aufbruch der Sehnsucht nach rosigen Stunden gilt. Das röthliche Blau dunkel gehalten ist als eigentliches Violett die Farbe des selbstbewußten Rückzuges aus den Ansprüchen, welche sich von allen Seiten um den Preis erheben, — es ist die Bescheidenheit, welche ihres inneren Purpurs gewiß, im einfachen nicht herausfordernden, sondern unscheinbaren Gewande auftritt. Doch ist dieses schöne, tief röthlich Blau beinahe nur am Veilchen zu finden, gerade wie die echte Bescheidenheit auch in der Menschenwelt nicht die allerhäufigste Erscheinung ist. In den meisten Fällen artet sie zu einer solchen Demuth aus, welche geradezu zur Niederträchtigkeit führt, hinter der sich dann der arroganteste Eigendünkel zu verstecken trachtet. Es ist das die Stimmung, die am Blauroth ihr entsprechendes Gewand findet, welches wieder an der in der Lappenfarbe erboster und aufgeblähter Puter stolzirenden Gichtrose (Paeonia officinalis) seinen höchsten Ausdruck hat.

Gerade so selten wie die Bescheidenheit des Veilchenblau ist in der Pflanzenwelt die behagliche Ruhe des reinen oder goldenen Gelb zu finden. Ja es kommt das völlig ungetrübte Gelb beinahe von Natur aus gar nicht, sondern nur an den Producten der Gärtnerei zum Vorschein. Es ist als wenn diese Sicherheit des ungestörten Besitzes auch darum schon nicht an der Pflanze vorkommen könnte, weil dieses Behagen des gesetzten und gesättigten Daseins, diese in ihrer ruhigen Mitte concentrirteste Lichtkraft dem immer im Werden begriffenen Wesen der Pflanze widerspricht. Darum, so groß die Zahl der gelben Blumen ist, so ist doch keine darunter, die nicht entweder die Vergangenheit des Grün oder die Zukunft des Roth in ihre Färbung beigezogen hätte. Dabei ist natürlich das Grüngelbe bezeichnend für jene Stimmungen, welche noch nie die Behaglichkeit des ruhigen Besitzes erreicht haben, oder von der kaum erstiegenen Lichthöhe wieder ins irdische Dunkel zurücksinken. Daher die grünlich gelben Blumen im Allgemeinen auf den Neid gedeutet werden, welcher

das, was er nicht hat, auch dem Anderen nicht gönnt, die Ranunkeln der Perfidie und dem Undanke, die gelben Rosen der Untreue, die Nachtkerze (Oenothera biennis) der Unbeständigkeit zufallen, also lauter Zuständen, die das reine Leuchten wol kennen gelernt haben, dann aber um so tiefer in Nacht und Graus zurückgesunken sind. Und eben so treffend ist immer das Orange der Blumen im Allgemeinen auf die Eifersucht bezogen worden, auf jenes Streben, welches den unmittelbar beglückenden Besitz aufgegeben hat, und daher auch nimmermehr die selige Gegenwart der Liebe zu erreichen vermag. Es ist das jene Farbe, welche in der Pflanzenwelt auf die Länge ebenso unerträglich wird wie das Blauroth, sobald sie nämlich nicht durch ein Schwarz gedämpft und gemildert werden, und der schreiende Scharlach der brennenden Liebe (Lychnis chalcedonica) wird nur dann, wenn er sich neben die blaurothe Gichtrose stellt, erklärlich. Beide sind nur von verschiedenen Seiten her die ohnmächtigen Anstrebungen nach jener Farbe, in welcher das Licht seine höchste Energie im Siegesjubel des Purpurs darstellt.

c. Roth und Weiß.

Der klare, durch nichts getrübte, mild leuchtende Purpur kommt in der ganzen Pflanzenwelt nur an der Rose und zwar in vollkommenster Weise wieder nur an der Centifolie vor. Da nun der Purpur seinem Wesen nach als höchste Energie des mit dem Dunkel ringenden Lichtes, ja als von beiden Seiten des Farbenbildes her angestrebter Sieg über die irdische Trübung, mit den höchsten Zuständen des Menschenlebens, mit der unerschütterlich begründeten Herrschaft, mit dem Königthume des Ideales in Beziehung gesetzt wird, so ist es begreiflich, daß auch die Rose immer und überall zur Andeutung gewählt wird, wo es sich um die höchsten Sphären des Gemüthslebens handelt. Sie selbst erscheint ja mit ihrer Herrlichkeit beinahe wie ein Räthsel in den Verwirrnissen des irdischen Daseins und seinen tausendfältigen Hemmungen und Schranken und der Dichter (Lenau) ruft daher:

«So süßer Duft, so helle Flamme
Kann nicht für irdisch gelten,
Du prangst am stolzen Rosenstamme
Verpflanzt aus andern Welten.»

Und darum wird das Innigste und Erfreulichste, Herzblut und Morgenröthe genannt, um wieder an den Spiegel desselben, die Rose die höchste Herzensfrage anzuknüpfen:

«Hundert Blätter die Rose hat
Und es steht auf jedem Blatt
Geschrieben mit Herzblut und Morgenroth
Liebst du mich, wie ich dich liebe.» (Rückert.)

Und mit wunderbarer Schönheit hat ein Anderer (Morajn) die Symbole höchster Zustände, der Andacht, welche den Rosenkranz und der Liebe, welche den Kranz von Rosen trägt, dadurch zusammengestellt, daß er sie der wieder kindlich gewordenen Klarheit in Einem überreicht:

«Der Rosenkranz, die Rosen —
Sie stehen sich so weit
In unsrer liebelosen
In unsrer schroffen Zeit.
Die Rose scheint die Frommen
Zu stören im Gebet,
Dem Heitern unwillkommen
Ist solch ein ernst Geräth.
Du kannst mit Kindern kosen
Bist du gleich ernst und klar,
Dir ziemt aus jungen Rosen
Dies Frühlingsbreviar.»

So finden wir denn in der That, daß an diese Purpurblume, welche noch dazu am Hochpunkte des Jahresverlaufes ja nach dem Dichter des Orientes geradezu als Bestätigung des über den Winter errungenen Sieges erscheint:

«Den Winter abzusetzen hat der Frühling
Das Machtdiplom gesiegelt mit den Rosen,» (Kiatibi)

überall die süßesten und höchsten Stimmungen des Herzens sich bedeutsam anlehnen. Dem Anakreon ist sie das, worauf der Frühling als auf seine höchste Offenbarung denkt; (ἔαρος μελημα) der Orientale sieht in ihr den Abglanz der Geliebten:

«Was ist die Ros' als ein Korb, worin die Schönheit der Freundin
Aufgefangen im Licht, wie von dem Monde die Sonne.» (Abul Maani.)

Die Dichter der Minne dagegen übertragen wieder das Bild der Rose auf das Gepriesene, um das Preisen selbst verständlich zu machen:

«Wie thauige Rosen durch das Eisen
Glänzte das Antlitz des Waleisen.»

sagt Wolfram von Eschenbach über den Parcival, und an einer anderen Stelle (Titurel) schildert er Sigune:

«Recht wie eine thauige Rose
Gefeuchtet von Röthe
So wurden ihre Augen.»

Und wieder ein Anderer (Wachsmuth) jubelt geradezu:

«Rose, Rose, Rosenblüth',
Du bist besser noch als gut,
Du bist viel lieb und gemuth.»

Ebenso wird in den slavischen Gesängen überall die Rose und die Geliebte zusammengehalten, so in einem wunderschönen Liebesliede des Mittelalters die Geliebte eine Alles überblühende (ruže přeskvúcí), flammende Rose (ruže žadúcí) genannt. In der slavischen, wie in der deutschen Dichtung des Mittelalters wird die heilige Jungfrau geradezu die schönste Rose genannt und wie es dort heißt: «O Maria světla rože» (O Maria, lichte Rose) (O smrtedlnosti), so ist das nur als Nachklang von tausenderlei Stimmen zu betrachten, was im Buche der Natur Conrad's von Megenberg gesagt wird: «Eja du liecht brinnende rosz erschein allen den, die deinen namen erent und krefftig sy in allen iren nöten. Fraw du weisst, ob ich es mit erenst meyn.»

Ja wir würden gar nicht fertig werden, wenn wir auch nur die bedeutenderen Stellen älterer oder neuerer Dichter anführen wollten, in denen die Rose mit der Liebe oder Andacht, also die höchste Färbung der Pflanzenwelt mit den höchsten Tönen der Innigkeit in eine völlig sachgemäße Beziehung gesetzt wird, und schon die unbefangenen Stimmen des Volksliedes würden einen unerschöpflichen Quell solcher Schöpfungen darbieten.

Nur Eine Farbe der Pflanzenwelt kann sich mit dem Purpur der Rose vergleichen, nämlich das reine Weiß, wie es am schönsten die Lilie zur Schau trägt. Denn das Weiß ist nur der im Materiellen hergestellte Abglanz des völlig ungetrübten Lichtes, das von keinerlei Verdunkelung oder Erbebung getroffene Selbstleuchten, die unbefleckte Reinheit des Lichtideales, während wir den Purpur als Durchleuchtung und Durchdringung als völlige Ueberwindung des Irdischen zu erfassen haben. Das Weiß kann man sowol für die höchste Ausgleichung aller Gegensätze zwischen Licht und Finsterniß als auch für den ersten Ausgang des Lichtes, dem noch keine Finsterniß in den Weg trat, nehmen, — in beiden Fällen haben wir eine höchste Idealität des Leuchtens vor uns. Darum wird auch die weiße Blume, die Lilie, mit der völligen Reinheit des Herzens in Verbindung gebracht, sei diese nun die höchste, idealste Jungfräulichkeit, sei es, daß sie als errungenes Hochpriesterthum sich geltend macht:

«Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten
Du bist der Priester in der Familie.» (Rückert.)

Doch ist die Reinheit des Lilienweiß im Pflanzenreiche eben so selten zu finden, wie die noch gar nicht berührte oder aus Kämpfen und Siegen wiederhergestellte Reinheit des Gemüthes in der Menschenwelt. In den meisten Fällen ist das, was wir als reines Weiß auf den ersten Anblick hin nehmen möchten, nichts Anderes als eine Verzärtelung oder Abschwächung des Rothen, Gelben oder Blauen oder ihrer Mischungen. Wo diese völlige Abschwächung einer energischen Farbe geradezu erkenntlich ist, dort macht sie daher auch einen äußerst widerlichen Eindruck, wie dies z. B. bei den im Finsteren etwa in Kellern oder Bergwerken fortwuchernden und völlig ausgebleichten Pflanzentrieben der Fall ist. Dort, wo die Ausbleichung des Rothen oder Gelben nicht so offen vorliegt, sondern nur der wissenschaftlichen Forschung klar wird, ist das Weiß wenigstens fade, wie das Weiß der meisten Cruciferen und Compositen. Und selbst gehaltlos ladet es zu gedankenlosen Spielen ein, wie denn die weiße Wucherblume (Chry-

santhemum leucanthemum) eine solche Spielerei im Orakelfragen: Er liebt mich ꝛc. abgibt.

Anders jedoch verhält es sich, wenn aus dem reinen Weiß eine präcise Farbe hervorzugehen beginnt. Da ist es, als sähe man die kindliche Unschuld sich schüchtern ins reiche Leben und seine Wechselspiele hervorragen. So ist es bei dem Schneeglöckchen (Galanthus nivalis), an dessen reinem Weiß die feinen grünen Streifen wie leise Züge der Hoffnung auf die baldige Frühlingsherrlichkeit schimmern. In ähnlicher Weise verhält es sich mit jenen Blumen, aus deren reinem Weiß der Purpur hervorzulugen beginnt; an ihnen liest man unwillkürlich die Schiller'schen Worte: «Erröthend folgt er ihren Spuren» mit allen so sehr bekannten Etcaeteras. So ist es bei der Apfelblüthe der Fall, und bei dem blaßröthlichen Sinngrün, welches auf schüchterne, beim Oleander, der auf schweigende Liebe und bei der Pfirsichblüthe, die auf Schamhaftigkeit gedeutet wird. Als Repräsentant dieser ganzen Reihe gilt aber von jeher und aller Orten, wo sie vorkommt, die Mandelblüthe mit ihrem freudig schüchternen Blaßrosa, das noch dem Grün der Blätter voraneilt, um nur ja recht bald die Siegesgewißheit der Zukunft in die aus winterlicher Erstarrung sich losringende Welt zu bringen. Wenn in unseren Tagen Beda Weber von ihr singt:

«O Blüthe brich im Schwanenkleide
Aus Knospenbett und Wiegenband,
Und grüß in heller Osterfreude
Als Pilgerin das Vaterland,»

so ist dies nur ein leiser Nachhall all der tausend süßen Weisen, in denen unter dem Bilde der Mandelblüthe das Mittelalter die hehre Trägerin des Heilands pries. Wenn es in einem der ältesten deutschen Hymnen heißt:

«In die Erde legte
Aaron eine Gerte,
Die gebar die Mandelnuß
Edel über alles Maß;
Die hast du hervorgebracht
Mutter ohne Mannes Rath,
Sancta Maria!»

so ist diese Anschauungsweise von Conrad von Würzburg in seine goldene Schmiede aufgenommen, wo unter den schönsten Bildern alles gesammelt ist, woran bisher die Tugenden der Gottesmutter gepriesen wurden und es unter Anderm heißt:

«Daß du lebende Ruthe
Solltest tragen und gebären
Christ den süßen Mandelkern.»

Denn in dem milden Rosa der Mandelblüthe ist das zur schönsten Harmonie ausgeglichen, was sonst als Unschuld, Andacht und höchste Liebeswonne in der Lilie und Rose auseinandergelegt ist, und dem sich etwa nur als freche Prätension der Weiderich (Lythrum Salicaria) an die Seite zu stellen wagt, um bald bei Seite geschoben zu werden.

Wo daher eine ähnliche Harmonie höchster Zustände im Gefühlsleben angedeutet werden soll, dort werden dazu Lilien und Rosen, wenn auch nur von Dichtern zusammengestellt, weil sie in der Wirklichkeit ebenso wenig wie Morgen- und Abendstern vereinigt vorkommen. Sonst aber dienen in einem gegebenen Falle, wie da, wo es um die Schmückung einer edeln Braut zu thun ist, rothe und weiße Rosen oder besser noch Centifolien und Orangeblüthen oder anstatt letzterer die reinweißen Blüthen der Myrthe zur Andeutung reiner Liebesseligkeit, welche sich zur Begründung neuer Lebenswonne anschickt. Auch schon, wo es sich um die Verklärung der Geliebten handelt, wird dies edle Weiß mit dem Purpur zusammengestellt, wie dies schön Petrarca schildert:

«Wenn weiße Rosen irgendwo mit rothen
In goldnen Urnen bei einanderstehen
Von jungfräulichen Händen zart gepfleget
Mein ich ihr lieblich Angesicht zu sehen.»

oder wie es auch in Wolfram's von Eschenbach Parcival heißt:

«Wie triefend von dem süßen Naß
Des Morgenthaus die junge Rose
Sich aus der Knospe zartem Schooße
Hervor mit neuem Glanze bricht
Von Lilienweiß und Rosenlicht,
So ist die Königin ihm erschienen,»

Was freilich vom Orient übertroffen wird, dessen Dichter neben die helle Röthe junger Rosen geradezu die blendende Weiße des Jasmins stellt:

«Frische Rosen und Jasminen
Sind der Allerliebsten Wangen.» (Abul Maani.)

Wie denn Anklänge an die Gluth der Orientalen schon in den Unterschieden nord- und südslavischer Dichtung sich kundgeben; denn wenn jener singt:

«Tvar moja, tvar moja kvitni mi ružičkou.» (Kollar: Zp.)
«Ihr meine Wangen blühet wie Rosen mir.»

so heißt es in einem serbischen Liede:

«Unter Rosen schläft das Mädchen Rose,
Eine Rose fällt und weckt die Rose.» (Talvj.)

beinahe als wäre es dem orientalischen Dichter abgelauscht:

«Schönste Rose, trittst du auf den Marktplatz,
Fällt der Rosen Preis geschwind.» (Sajib.)

Ueberall aber erkennt man schon daran die Gluth im Anschauen und Verlangen, welche den orientalischen Süden dem kühleren Nordwesten Europas gegenüber charakterisirt, daß jenem der milde und in sich beschlossene Purpur der Rose nicht genügt, wenn es sich um eine Andeutung des Seelenlebens nach seinen höchsten Tönen handelt. Er wählt zu solcher Andeutung die Granatblüthe mit ihrem dunkeln Glühen, von der es bei Camoen's heißt:

«Im Abendschein die Blüthen,
Die sich roth erheben
Daß der Rubin vor ihnen muß verblassen.»

Denn indem der Occidentale ein unendlich Beseligendes ausgesprochen zu haben meint, wenn er singt:

«Süßer, rosenfarbner Mund,
Komm und mache mich gesund.»

so strahlt dasselbe in einem feurigeren Bilde des Orientalen wieder:

«Sonnensiegel der Mund, in die Granate gehauen.»
(Abul Maani.)

Wie sehr aber Orient und Occident, Süden und Norden, oder wie sonst diese Gegensätze genannt werden mögen, sich in einem bestimmten Falle durch die Wahl ihrer andeutenden Bilder unterscheiden mögen, in den Grundzügen stimmen sie doch überein. Dort wie hier sind es Pflanzen, an denen das Gemüth sein Fortwachsen charakterisirt, dort wie hier ihre Farben, an denen das Streben des Menschen, sich in der Welt wiederzufinden, seine Töne und Nuançen abspiegelt. Ob unter einem ewig heiteren Himmel geboren, ob den Stürmen und Ungewittern, die Alles zu vernichten drohen, täglich preisgegeben, immer lebt der Mensch die Wendepunkte seiner Sehnsucht in das Fortwachsen der Natur ein und der Dichter hat auch nach dieser Seite hin recht, wenn er es preist:

«Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.»

3. Pflanzengestalten.

Wie sehr die Farben der Pflanzenwelt das Auge entzücken, und von der Sehnsucht als breite Unterlagen ihres Einlebens in die Zustände der Welt angesehen werden mögen, sie sind doch nicht das Letzte in jenem Processe, welcher darauf ausgeht, dem Menschen die Natur als das vollkommene Gegengebilde seiner Innigkeit und all ihrer Stimmungen darzustellen. Sie können schon aus dem Grunde nicht als der Schlußpunkt dieses Unternehmens betrachtet werden, weil sie nur in den seltensten Fällen, und auch nur da für Momente, dem Sinne als eine in sich abgerundete Einheit erscheinen. Denn es ist das Gesetz der Farben dieses, daß sie, so wie sie aus dem Einen Leuchten hervorgehen, auch nur dann einen befriedigenden Eindruck machen, wenn die verschiedenen Richtungen derselben sich zu einem harmonischen Ganzen zusammenfinden. Und dieses Streben, die Einheit aus

der Zersplitterung und Gebrochenheit herzustellen, geht so weit, das sich das Auge selbst jene Farbe erzeugt, welche zu einer präcis und energisch wirkenden die Ergänzung bildet. Es ist diese Erscheinung, welche neben dem Roth das Grün, neben dem Gelb das Violett und neben dem Blauen das Orange, also neben einer einfachen und ruhigen Farbe die Combination der zwei anderen Einfachen oder auch umgekehrt hervorruft, als die des wechselseitigen Entstehens complementärer Farben wissenschaftlich ausgesprochen.

Nun ist zwar die allgemeine Farbe der Pflanzenwelt, das centrale Grün, von jener Beschaffenheit, welche nicht leicht ein Ausweichen nach der activen oder passiven Seite zu einer offenbaren Beleidigung des Auges zu erhöhen geeignet ist. Allein weil das Grün wegen seiner Allgemeinheit als das Herrschende im Pflanzenreiche auftritt, so erscheinen neben dieser Farbe des Laubes und mitunter auch des Stammes die der Blüthen, wie isolirte und trotz ihrer hohen Stellung erdrückte Bildungen. Und nur diesem ihren verhältnißmäßig sehr geringen Quantum ist es wol zuzuschreiben, daß diejenigen Farben, welche im Grün zusammenlaufen, nicht beleidigend auftreten, wenn sie sich nochmals und selbständig auf das Grün hinstellen. Ja in diesem Falle muß das Grün selbst entweder einen gelblichen Ton haben, wenn nicht das Blau daneben eine Verstimmung hervorrufen, oder einen blaulichen, wenn das Gelbe nicht ebenso das Auge zum Abwenden bringen soll. Trotz aller dieser Vermittelungen fehlt es aber in der Pflanzenwelt nicht an reichlichen Veranlassungen für den Sinn, sich im Dargebotenen nicht behaglich zu fühlen. Ja die völlige Harmonie der Färbung und daher die volle Befriedigung des Auges ist doch eigentlich nur in den seltensten Fällen da, etwa bei der Centifolie, wo Grün und Purpur zusammenstimmen, oder beim Cacaobaume, wo das junge Laub rosenroth, das ältere blaugrün und die Frucht goldgelb zur Harmonie verschmelzen.

Wir wollen dabei von der Erfahrung absehen, die wenigstens in den gemäßigten Klimaten jährlich eintritt, daß nämlich auch der farblos gewordene Baum, wenn durch angereiften Nebel

seine Umrisse bis ins Detail hervorgehoben werden, unserem Schauen eine reinere Lust gewährt, als wenn es durch reichliche Farbenwidersprüche von der Einen zur Anderen gejagt wird. Wir halten uns an die allgemeine Thatsache, daß nämlich an Einer Pflanze jene Versöhnung der Farben zur Herstellung Eines Ganzen nur als ein verschwindender, weil nur in dem Momente der völligen Blüthe oder Reife auftauchende Erscheinung da ist. Wir werden durch dieses Nichtzusammentreffen des Zusammengehörigen von der Farbe weg, und zu Jenem fortgetrieben, an dem die Farbe selbst als Wandelbares, daher Secundäres sich darlegt, nämlich zur Gestalt des Pflanzenindividuums.

Denn auch die Gestalt der Pflanze bietet der sich einlebenden Sehnsucht des Menschen solcherlei Anknüpfungspunkte dar, wie sie am Wesen der Farbe erkannt worden sind. Ja wenn die sich darstellende Sehnsucht eine Einigung der Bewegung und des Starren, oder eine Umgrenzung des Einen Strömens fordert, in deren Zustande sie sich mit ihrer Stimmung zurechtfinden kann, so wird dieser Forderung von der Pflanzengestalt noch mehr entsprochen, als es durch die Farbe geschehen kann. Die Farbe hat nämlich trotz ihres hellen Auftretens, noch Etwas von jener dunkeln Präcision des Duftes an sich. Denn wie im Dufte die Gesammtheit der Lebensprocesse als ein einziges Athmen ausströmt, so ist auch die Umwandlung, welche das Irdische im Pflanzenleben als Oxydation oder Desoxydation erleidet, in der Verschmelzung einer einzigen Farbennuançe dargestellt. Und daß man in diesem Verbrennungsprocesse zwei Potenzen, nämlich das finstere Ird und das ätherische Licht zu unterscheiden habe, das sagt wol die Wissenschaft nicht, aber das unmittelbare Anschauen aus. Unmittelbar ist in der Farbe so wie im Dufte nur ein einziger Eindruck dem Sinne des Menschen gegeben und die Bedeutsamkeit dieses Zustandes für diese gegenwärtige Stimmung wird mehr noch geahnt, als daß die Sehnsucht einem klaren Zuge folgte. Anders dagegen verhält es sich mit der Gestalt der Pflanze. Dem ersten Blicke schon wird die Angehörigkeit der Pflanze an zwei Welten oder wenn man es so nennen will, die zweifache Besee-

lung derselben offenbar, sobald einerseits das Zustreben der Wurzel zum dunkeln Mittelpunkte der Erde, anderseits der gerade Aufschwung des Stammes zum reinen Aether empor erfaßt wird. Da wird es auch der Sehnsucht klarer, wie sie an diesem Typus der Pflanze ihr eigentliches Gegengebilde habe, und daß so wie sie die Innigkeit mit der Außenwelt zu vermitteln strebt, auch die Pflanze, die gebundenen Kräfte und Säfte des Erdenschooßes im freien Lichtreiche zu erlösen und als belebende Elemente in die Welt einzuführen, zu ihrer Lebensaufgabe habe. Von da aus, wo sie durch die Widersprüche der Färbung zum Erfassen der Pflanzengestalt und ihrer Bedeutsamkeit gewiesen wird, ergreift die Sehnsucht Einen Moment dieser Gestalt nach dem Anderen, indem sie bei Jenem beginnt, was ihr unmittelbar das Ganze zu sein scheint, nämlich beim Stamme, bis sie die Zusammengehörigkeit Aller zu Einer Individualität des Pflanzenlebens und den Zusammenhang dieses Individuums mit Anderen und ihren Zuständen erfaßt hat.

a. Stamm und Laubkrone.

Der Stamm nämlich erscheint vor Allem dem Beschauer als das Hauptsächliche, ja einzig Beachtenswerthe der Pflanzengestalt, wie er denn in der That als das Bestimmende derselben zu gelten hat. Wir wollen und müssen hier von dem wissenschaftlichen Forschen und Definiren absehen, und sprechen es daher auch jetzt aus, daß wir unter dem Stamme die überirdische Hauptachse, die nach ihren beiden Polen gerichtete Lebenslinie der Pflanze verstehen. Und da wir das Pflanzenleben überhaupt nur nach der Richtung zu erfassen suchen, in welcher es zur Innigkeit des Menschen in Beziehung tritt, und zunächst inwiefern es ein entsprechendes Material fürs Einleben der Sehnsucht abgibt, so wird sich uns schon dadurch Vieles ausschließen, was die Wissenschaft durchaus nicht übersehen darf. So werden wir denn auch auf die Unterschiede, die zwischen den Arten der Stämme gezogen werden, nicht achtend eben nur jene für einen Stamm gelten lassen, die nicht blos unmittelbar und sonst zusammenhanglos

durch ihre eigenen Wurzeln in der Erde und nur da gefestigt sind, sondern auch jene nicht weiter berücksichtigen, die sich dem menschlichen Blicke ihrer Kleinheit wegen entziehen; und so wird die mittlere Menschenhöhe der ungefähre Maßstab für denselben zu gelten haben. Denn was ihr nicht geradezu ins Auge fällt, das wird die Sehnsucht nicht erst zu ihrem Ziele sich aufsuchen wollen.

Daher sind aus dieser Betrachtung vor Allem die Parasiten ausgeschlossen. Denn mögen sie wie die Rafflesia zu unterst wurzellos ihre Nahrung aus einer anderen Pflanze unmittelbar ziehen, oder wie etwa die Balanophora eine Art Wurzelstock bilden, der aber ebenso gut als Auswuchs der Mutterpflanze gelten kann, oder endlich wie das Viscum vollständige Wurzeln entwickeln, die sich nur noch unter der Rinde einer fremden Pflanze hinziehen, — ihnen allen fehlt das pflanzliche Wesen, welches in der Vermittelung des Irdischen und Außerirdischen, Sonnenhaften sich darstellt. Alle diese Schmarotzer haben nur den Schein wahrer Pflanzen und man könnte besser die Charakteristik, die Oken einigen von ihnen, den Pilzen gab, daß sie nämlich eine organisirte Fäulniß sind, auf alle Parasiten anwenden. Denn entweder zeigen sie sich wie jene Pilze, Schimmel, Flechten, dort wo ein Pflanzenleben im Untergange begriffen ist, oder bringen sie gewiß dorthin den Untergang, wo sie sich an die Lebensfülle der Pflanze anzuschmiegen vermögen, wie jene Lianen und Pothosgewächse der südamerikanischen Wälder, die gleich unserer Flachsseide (Cuscuta europaea) sich unbemerkt heranschleichen, um langsam den Baumriesen auszusaugen und so sich selbst zuletzt den Lebensboden zu Grunde zu richten. Wo sich die Schmarotzer einnisten, dort ist gewiß etwas faul im Pflanzenreiche, und diese Fäulniß gibt dem Gesindel, das die Erde, diesen allgemeinen Lebensgrund meidet, erst recht den Boden zu mitunter farbenblendenden und düfteberauschenden Gestaltungen ab. Der Mensch aber, der von seiner Sehnsucht zu einer Vermittelung gedrängt wird, wendet sich gewiß mit Ekel von jenen Gestalten ab, deren reizendste Productionen nur maskirte Verwesung sind, und die unfähig, sich

selbst von der Erde ihre Nahrung zu erarbeiten, erst anderer Pflanzen, die sie auch noch überdies möglichst depraviren, bedürfen.

Ebenso wenig wie die Schmarotzer, können die Kriecher dort in Betrachtung gezogen werden, wo es sich um selbständige Stammbildung handelt. Denn die unmittelbare Anschauung wird doch nur dort einen eigentlichen Stamm gelten lassen, wo diese Centralachse des gesammten Pflanzenwuchses sich über das Irdische erhebt, und die Tendenz zum Lichte empor möglichst gerade durchführt. Wo aber der sogenannte Stamm entweder gar unter oder auch über und an der Erde fortkriecht, und sei es ohne, sei es mit wiederholten Wurzeltrieben stellenweise genug ärmliche Aeste als Scheinstämme in die Höhe, und das nicht gar zu weit hinaufsendet, — dort wird auch die nach Vermittelung der Gegensätze aufstrebende Sehnsucht kein entsprechendes Gegenbild ihres Wesens gewahren. Dabei kann natürlich auf die sonst mögliche Brauchbarkeit solcher Kriecher für die Ausstattung der Landschaft keine Rücksicht genommen werden, höchstens indem sie sich verfilzen, und so weitgebreitete Rasen bilden, überdecken sie das nackte Erdreich mit dem allgemeinen Grün der Pflanzenwelt, und geben so Kunde von einem Leben und Streben in solchen Strecken, die mitunter höheren Gebilden unzugänglich wären. Und indem sie überall sich hinziehen, wo auch nur ein Tröpfchen Ernährendes winkt, und dann auf diesem Platze, den sie mühsam erreicht, absterben, bereiten sie den Dünger für künftige Generationen vor. Doch ist auch diese Eigenschaft der Kriecher nicht sehr hoch anzuschlagen; denn wenn sie auf fetten Boden gerathen und sich da nach aller Lust ausbreiten können, sind sie geradezu ein Hinderniß für das Emporkommen höherer Pflanzengebilde, indem sie durch ihre dichte Berasung sowol das Eindringen des Samens in die Erde, als auch das Emporsteigen des Keimes unmöglich machen. Die Kriecher, so unscheinbar sie sich auch hinstellen, ersticken und unterdrücken durch ihren Zusammenschluß jede Erhebung übers Gemeine, jedes Aufstreben übers Philisterium des allhin gebreiteten Grüns.

Eher schon als mit Schmarotzern und Kriechern vermag die menschliche Sehnsucht sich mit den Schlingpflanzen zu befreunden. Sei es, daß sie sich an einer gegebenen Stütze, wie die Convolveln, Tropeolen, Bohnen, Loasen, Hopfen, oder sonst Vielnamige und Vielgeformte emporschrauben; sei es, daß sie wie unsere Reben und Wicken dieses Aufwinden durch Ranken festzustellen suchen; sei es endlich, daß sie wie die Ampelopsis, Hoya carnosa, Ficus stipulata und der Epheu, geradezu Klammerwurzeln an das Unterstützende anlegen, — in allen diesen Formen tritt nirgends die Bedürftigkeit des Ernährtwerdens von Anderer Kräften hervor. Als Ideal dieser Schlingpflanzen mag in der gemäßigten Zone immerhin die Rebe gelten, wie sie in den imerethischen Wäldern wuchert, nach der Schilderung Wagner's (in Vogel's Landschaftsbildern). «Parrot nennt mit vollem Recht die Rebe «die Königin der Wälder von Imerethien und Mingrelien.» Wie eine Riesenschlange greift sie die mächtigsten Stämme an, und windet sich fest um sie, als wolle sie den Koloß ersticken. Ihre auslaufenden Glieder strecken sich nach den umstehenden Bäumen und Bäumchen aus, wie die Fangarme der Sepia im Ocean, sie ergreifen den nächsten Nachbar, umwickeln Schößlinge und Sprößlinge und bilden zahllose vegetabilische Laokoonsgruppen. Selbst die höchsten Gipfel der Eschen und Buchen sind dieser pflanzlichen Boa constrictor nicht unerreichbar. Ueber manche Urwaldgipfel schwebt die kolchische Waldrebe bald in Form einer prächtigen Fahne, bald wie die Decke eines Thronhimmels, ihre schwankenden Zweige und gezackten Blätter in zierlichen Guirlanden ausbreitend». Wenn ja ein Bedürfniß an ihnen ersichtlich ist, so ist es das eines Haltpunktes fürs Stehen und nicht fürs Bestehen, wie sie denn gleicherweise das Verschiedenste ergreifen, das ihnen eine feste Unterlage ihres Aufstrebens verspricht. Es sind daher diese Schlingpflanzen immer für Reflexe des weiblichen Strebens angesehen worden, das mit der höchsten Empfänglichkeit, ja mit einer fieberartigen Reizbarkeit fürs Lichtreich der Ideale begabt, der männlichen Energie für die Ausführung seiner innersten Schaunisse bedarf. Ueberall herumtastend, wo es eine Stütze fürs auf-

strebende Wirken entdecken könnte, schmiegt sich dann das weibliche Herz, wie die Rebe an die Pappel, an die unerschütterliche Geradheit und Festigkeit des männlichen Daseins an, wie denn diese Charakteristik des weiblichen Gemüthes von Immermann sehr schön ausgesprochen wird:

«Denn gleich dem Epheu, welcher sendet
Den Trieb bis in der Ulme Mark,
Und mit ihr lebt und mit ihr endet,
Liebt eine Fraue bis zum Sarg.
Sie lebt von ihres Liebsten Leben,
Stirbt, wenn sie auf die Bahr' ihn heben.»

Dieses Anschmiegen an Kräftiges und Beharrliches ist sogar dort noch in Betracht gezogen, wo es sich um eine leichtfertigere Weltanschauung handelt, wie denn der Orientale sagt:

«Ihre Moschuslocken winden
Ringelnd sich um Brust und Nacken,
Wie des Epheu Zweige, welche
Hohe Cedern liebend packen.» (Abul Maani.)

Doch kann diese Schmiegsamkeit, welche eine der höchsten Zierden weiblichen Wesens ist, auch von einer ganz andern Seite her angesehen werden. Wenn man nämlich den Ort ins Auge faßt, wo die Schlingpflanzen sich am liebsten ausbreiten, so ist es doch vorzugsweise Zerfallenes oder Zerfallendes, an dem sie durch keinerlei Lebensfortschritt bedingt sich ganz nach ihrer Natur gehen lassen. Die Guirlanden der Rebe, die duftigen Blüthenbüschel der Clematis, des Epheus Vergitterungen erscheinen dann allerdings als der reichste Schmuck des werdenden Schuttes, und das wehmüthig gestimmte Herz mag darüber so sich erquickt fühlen, wie von den Blumenkränzen, die man um das Haupt eines lieben Todten schlang, ja den Epheu geradezu als «immergrüne Elegie der Zeiten» in dichterischer Weise, als ein Mitleidszeichen des Chronos über seine eigenen Zerstörungen erfassen. Allein diese ganze Lebendigkeit der Schlingpflanzen, indem sie das Absterbende hinter heiterem Grün zu verbergen, oder gar durch allseitiges Anklammern zu einem Scheindasein zu verfestigen strebt, gemahnt uns doch zu gewaltig an jene Allerweltmenschen, die eben nur

Sklaven der Umstände sind, denen sie mit einem bettelhaften Hochmuthe nur «Rechnung zu tragen» sich den Anschein geben.

Den Parasiten, Kriechern und Schmiegsamen geradezu gegenüber stehen nun jene Pflanzen, welche beinahe nichts als Stamm sind und so die sich selbstgenügsame Selbständigkeit repräsentiren, deren einziger Stolz es ist, auf gut hinterwäldlerisch in «eigenen Schuhen zu stehen», oder frei aus den durch Ausbreitung ringsum gesicherten eigenen Wurzeln sich zu erheben. Sie gehören meist der Gruppe der Monokotilen an, bei denen ja die Streckung des Pflanzenelementes, der Zelle, die charakteristischen Lebensformen bildet. Dabei müssen wir aber sogleich die bloßen Halme der Gräser, Binsen ꝛc. ausscheiden und zwar nicht so sehr wegen ihrer Kleinheit, die ja nur eine verhältnißmäßige, den Kriechern gegenüber sogar Riesengröße, und in manchen Fällen, wie beim Bambus, weit über menschlich ist, sondern vielmehr darum, weil ihre eckigen und schneidenden Formen noch gar zu sehr ans Unorganische, blos Krystallisirte angrenzen. Es sind das die ewig Grünen unter den Pflanzen, die so wie jene unter den Menschen, jedem Lufthauche nachgeben und durch Schärfen und Spitzen, die sie herausstrecken, beweisen wollen, sie seien doch schon eigene und ihre Eigenthümlichkeit wahrende Gestalten.

Den Typus dieses beinahe nur in der Gestaltung des Stammes aufgehenden Pflanzenlebens bilden vielmehr die Palmen, (Humboldt: Ansichten der Natur) die «höchsten und edelsten aller Pflanzengestalten, denn ihr haben stets die Völker den Preis der Schönheit zuerkannt. Hohe, schlanke, bisweilen stachlige Schäfte endigen mit anstrebendem, bald gefächertem, bald gefiedertem Laube. Die Blätter sind oft grasartig gekräuselt. Der glatte Stamm erreicht, von mir mit Sorgfalt gemessen, 180 Fuß Höhe.» Und mit verwandtem Entzücken spricht der Dichter des Orientes (Abul Maani):

> «Wie die Palme voll von Anmuth
> Eine Zierde der Natur.»

und das occidentalische Mittelalter, überall für die heilige Gottes-

mutter die schönsten Bilder wählend, gebraucht auch die Palme dafür (Conrad von Megenberg: Buch der Natur): «Ich bin erhöcht als ein palmbaum and'statt cades, da dy bäum gar schön wachsen.»

In der That gewährt der ästelose Stamm oder Stock der Palmen, der sich hoch übers Riesenmaß der Urwälder hinaus mit ungehaltenem Streben in den reinen Aether des Lichtes erhebt, und dort wie im Siegesjubel sein Dreimal Drei der freudig grünen Blattmassen hervorsendet, einen Alles überragenden und blendenden Anblick. Es ist das Bild reiner Erhabenheit, das uns im Palmenwuchse entgegentritt, einer Erhabenheit, die den scharf prüfenden Forscher geradezu überrascht, so daß selbst ein Linné diese «Fürsten der Gewächse» kaum den übrigen Classen des Pflanzenreiches einzureihen wagte. Es ist die nach keiner Seite sich umsehende, rücksichtslose, aber auch darum abstrakte Tendenz zum absoluten Ideale, die über alles Gemeine und Irdische weit ausgreifende Freiheit, welche wir in der extremen Stammbildung der Palmen vorgebildet sehen. Und so sagt denn auch Martius in seinen Naturgemälden: «So wachsen manche Palmen Jahrhunderte lang bis zu schwindelnder Höhe himmelan und beherrschen, nicht durch die Fülle eines domartigen Laubgewölbes, sondern durch die edle Einfachheit und ernste Majestät ihres Baues die Phantasie des Menschen. Wo ihre Gipfel kühn über die Nacht der Urwälder in lichte Sonnenhöhe emporragen, da begrüßt er in ihnen ein Bild jener geistigen Freiheit, zu welcher sein Geschlecht allmälig heranreift.»

Einen ähnlichen, wenn auch durch die Verschiedenheit der Grundanlage modificirten Eindruck stolzer Selbständigkeit und stiller Größe macht die Königskerze oder der Himmelbrand (Verbascum thapsus). Ihr polnischer Name dziewana deutet auf die vornehmste weibliche Gottheit der Slaven und in Conrads von Würzburg goldener Schmiede wird die heilige Jungfrau «du blühende Ostergloye» (Osterkerze, da gloye von glühen, Brand bedeutet) angerufen. Es ist hier der übers andere Gekräuticht hochaufstrebende Blüthenstengel, welcher der Sehnsucht ein Bild

ihres unverlöschlichen Strebens zum Ideale darbietet, und sie nicht verzagen läßt, wenn auch noch so viele ihrer Lebensblüthen zum Grunde zurücksanken. Und der Dichter (Rückert), bösen Elfen dieses Tödten der Blüthen zuschreibend, weiß darüber zu trösten, denn:

«Wie sich auch ein Elfe strecket
Und ihr unten löscht ein Licht,
Ist ein neues angestecket
Oben, und er merkt es nicht.»

So gewaltig übrigens die Palmen und mit ihnen alle Pflanzen emporstrebenden astlosen Stammes dem Sinne imponiren mögen, so können sie der Sehnsucht doch nur eine momentane Befriedigung gewähren. Ihre Erhabenheit ist der gewöhnlichen Wirksamkeit allzu fremd, sowie ihre Unbekümmertheit um das Werden und Wachsen ihrer Mitwelt von zu abstrakter Haltung spricht, als daß sie das nach der Wirklichkeit und Wirksamkeit seiner Ideale strebende Gemüth auf die Länge zu fesseln vermöchten. Es ist ja als hörte man sich's immer von solchen Ueberirdischen vorgepredigt: «Mensch zu sein ward Wenigen gegeben», — und dieses Selbstgenügen im reinen Ideale oder besser gesagt, in von wirklicher Betheiligung entfernter, abstrakter Haltung mag man nicht einmal von Pflanzen sich wiederholen lassen. Dabei freilich, wenn nämlich die Sehnsucht sich von dieser einseitigen Stammbildung abwendet, kann es ihr leicht geschehen, daß sie plötzlich erfährt, sie habe sich von Einem Extreme zu sehr zu dem Anderen hingenähert. Sie kann von der Palmenhöhe sich fernehaltend mit Einenmale in niedrigem Strauchwerke sich verfitzen, und wieder nach der aufgegebenen Herrlichkeit zurückzugehen suchen.

Die Gesträuche nämlich repräsentiren dies andere Extrem der Stammbildung; denn während jene Pflanzen, deren Typus die Palmen am vollkommensten zur Schau tragen, mit dem einfachen emporschießenden Stamme ihr ganzes Leben darstellen, so hat der Strauch der Stämme möglichst viele, und darum eigentlich gar keinen. Und so wie er nicht die Kraft gewinnt, rück-

sichtslos sich zur Einheit zusammenzufassen, und sich durch Ein Centrum zu bestimmen, so vermag er auch nur sehr unbedeutend über den Boden sich zu erheben. Es ist als sähe man in jedem Strauche den Spießbürger leibhaftig vor sich. Ueberall drängt das Streben sich zu verwerthen und dadurch, daß er möglichst nützlich ist, sich zum höchsten Nutzen zu verhelfen, zu Unternehmungen, deren jede aber die Kräfte aller Anderen lähmt, so daß eigentlich gar kein Lebensglück, weil keine Lebenseinheit und Lebenshöhe erreicht wird. Und wie der Philister, so bald er sich nur breit machen und seine Stämmchen überall sicher stellen kann, eben von keinem besonderen Ehrgeize gequält wird, so nimmt auch das Gesträuch mit jeder untergeordneten Stellung vorlieb, sobald nur ein halberträgliches Auskommen, das am Sonntag einen Braten, will sagen im Frühling das Blühen möglich macht, damit verbunden ist. Es muß wol auch solche Käuze in der Pflanzenwelt wie im Menschenleben geben, die Faulbäume (Rhamnus frangula), aus denen feine Kohle gewonnen wird, die Haselnüsse (Corylus uvellana), mit denen man die Beweise a posteriori führt, die Wachholder (Iuniperus communis), die alten Weibern so vorzügliche Dienste gegen Seuchen leisten, den Judendorn (Paliurus aculeatus), welcher undurchdringliche Zäune bildet, die Preißel-, Heidel-, Moos- und andere Beeren (Vaccinium), die Kindern wohlfeile Freuden liefern, die Azaleen und Rhododendren, welche sich dort ansiedeln, wo es Anderen zu kalt ist, — allein nur die Prätension dürfen sie nicht machen, die Sehnsucht, wenn sie einmal erwacht ist, befriedigen oder ableiten zu wollen. Ihr unaufhörliches: «Bleibe im Lande und nähre dich redlich» — ist für sie, die sich's unter jeder Traufe gefallen lassen, ganz praktisch, allein, wenn es Seelen gibt, die es nicht fürs Höchste halten, die Gegend mit Population, wie der Strauch mit Grün zu segnen, so dürfen jene Prediger der Nützlichkeit es wenigstens nicht gar zu übel nehmen, sobald der Strebende aus dem Dickicht des Philisteriums zu höheren Gestalten emporeilt.

Es vermag daher weder der abstrakte in seinem einsamen Aufschwunge sich genügende Idealismus der Palmen, noch das

vielproduktive Nützlichkeitsstreben der Gesträuche, dem nach abgeschlossenem Einleben sich sehnenden Gemüthe des Menschen auf die Dauer Befriedigung zu gewähren. Erst jene Stammform des Pflanzenreiches vermag dieses, welche die Tendenz alles Lebenden nach der Individualität dadurch zur Anschauung bringt, daß sie an einer mächtig und hoch hingestellten Achse den Reichthum des peripherialen Astwerkes in einer harmonisch gegliederten Krone zur Anschauung bringt. Dies wird allein von der Baumform der Dikotilen dargestellt, welche hiermit Palme und Gesträuch, Erhabenheit und allseitiges Detailwirken zugleich, also das in der Pflanzenwelt ist, was vom Menschen in der idealen Wirksamkeit des Charakters als höchste Lebensform der Innigkeit erreicht wird.

So wie jedoch der klaren und entschiedenen Wirksamkeit des Charakters gegenüber sich die sogenannten Charaktere als Parodien seiner Selbständigkeit und Paradoxien allgemeiner Menschenweise entfalten, so gibt es auch in der Pflanzenwelt derartige, die Baumform entschieden persiflirende Gestalten. Wenn auch bei dem monströs angeschwollenen Stamme des brasilianischen Wollbaumes (Bombax quinatum), den oft fünfzehn Männer nicht zu umklaftern vermögen, trotz dieser Abnormität der Baumtypus gewahrt wird, und man höchstens einen plötzlich aufgeschossenen Emporkömmling vor sich zu haben meint, der gleichwol die allgemeinen Lebensformen, so gut ers trifft, einzuhalten strebt, — so ist es mit den Euphorbien und Cacteen ganz anders bestellt. Diese und namentlich die Letzteren scheinen ordentlich mit Prätension eine Gesetzlosigkeit für den Stamm predigen zu wollen. Bald kriechen sie schlangenartig herum, bald hocken sie wie überfüllte Blasen am Boden, bald erheben sie ihre scharf gekanteten Balken hoch in die Lüfte oder sie thun dies mit breiten Tafeln und jeder von ihnen scheint es eigens darauf angelegt zu haben, sein car tel est notre bon plaisir in anderer und möglichst noch übertriebenerer Weise als der Vorgänger oder Nachbar zur Schau zu tragen. Man glaubt beinahe jene verschrobenen und verschrullten Romantiker vor sich zu haben, die auf ihre Naturwüchsigkeit pochend, recht zum Hohne und zur Verlegenheit des sich selbst-

bestimmenden Charakters die Freiheit als capriciöseste Willkür hinstellen, — und möchte ihnen noch die Windbeutel, d. h. jene Pflanzen, deren oft ziemlich bedeutender Stamm hohl ist, zur Gesellschaft auf die Reise dorthin mitgeben, wo die Pfefferfresser zu Hause sind.

Da aber wird man mit einem Schlage auf das Angenehmste überrascht und gehindert, die Beiden in einen Topf zu werfen; denn während die Windbeutel desto weniger darbieten, je mehr man ins Innere ihrer vielversprechenden Formen eindringt, so ist es bei den Cacteen gerade umgekehrt. Denn plötzlich bricht an dem magern oft überaus stachlichen, oder mit zerzaustem Barte stolzirenden Stamme eine Blüthe hervor, deren Farbengluth und Formenfülle von der reichsten und emsigst durcharbeitenden Lebendigkeit des Inneren, ja wie bei der edelbleichen, duftenden Königin der Nacht (Cereus grandiflorus), von höchster Verkochung und Vergeistigung des Irdischen Kunde geben. Und man wird an dieser Erfahrung zum Geständnisse genöthigt, daß man nicht Romantiker der liederlichen Sorte, sondern jene Humoristen derselben vor sich habe, welche nur darum exclusive und abstoßende Formen annehmen, damit sie um so sicherer die edelsten Blüthen des Herzens so lange vor der zutäppischen Hand des Pöbels bewahren, bis sie in höchster Vollendung auftreten können. Doch ist nicht abzuleugnen, daß es immer einer besondern Liebhaberei bedarf, wenn sich die Sehnsucht an diesen barocken Gebilden länger betheiligen soll.

Daher können auch wir rascher an diesen paradoxen Gebilden vorübergehen, um zu jenen Formen zu gelangen, welche in der Pflanzenwelt das Ideal des Lebens überhaupt in einer entsprechenden Aeußerlichkeit darstellen, nämlich zu den Bäumen, deren Krone dadurch eine Auseinanderlegung des Stammes wird, daß ihr Astwerk seine erst magere Abrundung in reichster Fülle in die Lüfte sendet. Indem wir nun an die Ausbreitung des Astwerkes näher herantreten, finden wir sogleich einen Hauptsatz der menschlichen Innigkeit auch im Pflanzenleben bestätigt. Je höherer Ordnung nämlich die Gesetzmäßigkeit desselben ist, desto mehr

scheint sie völlig ungeregelte Willkür zu sein; — das Höchste tritt scheinbar als das Niedrigste, die edelste Gliederung als gemeine Zufälligkeit auf. Wie sehr nämlich das Hervortreten der Aeste aus dem Stamme und die Anordnung derselben dem ersten Blicke als ein Spiel des Zufalles erscheinen mag, so wird dieser Anschein von der Wissenschaft geradezu dadurch widerlegt, daß diese ein festes und sehr einfaches Gesetz für diese Anordnung ausspricht. Dabei sind erstlich die Aufeinanderfolge der Aeste in senkrechter Richtung, deren Linien die sogenannten Orthostichen bilden, dann die Entfernungen des Einen Astes vom Anderen in der Wagerechten oder die Interfoliarlängen, endlich die Verbindung Beider, oder die Intervallen charakteristisch für die Gestaltung der Krone. Die niedrigste Ordnung dieser Gesetzlichkeit ist nun jene, wo jede Orthostiche auf jeder Wagerechten durch einen hervortretenden Ast bezeichnet wird. Diese scheinbar reichste im Grunde genommen ärmste, weil eigentlich unorganische oder krystallinische Anordnung ist der Quirlstand, wie wir denselben an dem Astwerke der Nadelholzbäume wiederfinden. So sehr uns diese einfachen Formen desselben anfangs imponiren, so ist doch Unbehagen diejenige Stimmung, welche aus dem längeren Verweilen in solch abgezirkelter langweiliger Gesellschaft hervorgeht. Höchstens ihre Krüppel machen in der steifen Ordnung eine Ausnahme, die aber können doch nur ein passives Interesse in Anspruch nehmen. Und wie fühlen wir uns erleichtert, wie sind wir sogar zum Ueberschätzen geneigt, wenn wir an der Kiefer einen Anlauf zum Zerbrechen dieser Quirlstellung und an ihrer edelsten Form, der Pinie eine wirkliche Befreiung davon gewahren.

Diese Freiheit der Verästung, welche an den Bäumen mit sogenanntem harten Holze am meisten sich entfaltet, erscheint nun, wie gesagt, dem ersten Blicke als reine Regellosigkeit und Willkür. Der so präcise und leicht erkennbare Quirl fehlt, und statt seiner tritt bald da bald dort, bald höher bald tiefer das Astwerk wie von Launen getrieben, hervor. Allein je mehr das Belieben zu walten scheint, um desto höher ist die Gesetzlichkeit des Producirens. Denn anstatt des armen und langweiligeren

Aestequirls tritt nun die Spirale als die Linie auf, nach welcher die Aeste nach einander hervortreten und zwar anfangs noch so, daß sie von einer Orthostiche zur nächsten, dann aber mit Ueberspringung der nächsten zur zweiten und so weiter fortgeht, bis sie in ihrer höchsten Ordnung einer verzerrten und verlorenen Quirlrichtung ähnlich wird. Da aber ist sie nicht nur die höchste Bestimmtheit, sondern entfaltet sich auch zur größten Mannichfaltigkeit der Kronenbildung.

Dieser Kronenbildung dient nun freilich das Astwerk nur zum Skelette, und der eigentliche Leib wird erst vom Laube gebildet, doch lassen sich schon am blosen Astwerke drei Hauptunterschiede im Baumcharakter erfassen, nämlich Eine Gruppe mit gerade aufstrebendem Astwerke, die Stürmer und Dränger, die aber wie etwa die Pappel (Populus italica) am Ende als höchst langweilige Gesellen sich ausweisen, dann die Gruppe der sentimentalen Hängeästler, die mitunter, wie bei der Trauerweide (Salix babylonica), recht zierliche Formen geben, zuletzt aber doch auch nicht befriedigen, endlich die reellen, energischen, mitunter etwas starren Naturen, als deren extremster Repräsentant bei uns die Buche (Fagus sylvatica) gelten mag. Unzählige Modificationen, durch den mehr oder minder spitzen Winkel, unter dem das Astwerk vom Stamme sich entfernt, sowie durch die Krümmungen der einzelnen Aeste bewirkt, erzeugen aber in der Pflanzenwelt jenen Formenreichthum, der sich aller Berechnung so gut, wie die Wirksamkeit menschlicher Individualitäten entzieht. Doch wie am Menschen erst das Detail der Alltäglichkeit zeigt, welche Grundlinien dem Wirken eigentlich gezogen sind, so ist es auch am Baume erst das alle Räume ausfüllende und die Krone so als geschlossenes Ganze darstellende Laub, welches die Grundzüge ihrer Contour recht ersichtlich macht.

Das Blatt nun für sich genommen, entbehrt aus einem doppelten Grunde einer eigenthümlichen Bedeutung. Einmal nämlich erscheint es gegen die Größe des Baumes zu unbedeutend, und daher nur als eine schöne Umhüllung des Gerippes. Dann aber erhält es doch erst eigentlich in der Blüthe seine vollkom-

menste Gestalt, ja recht eigentlich seine Verklärung, indem sein einfaches Grün zu den intensivsten Farbengegensätzen, und seine oft sehr ärmlichen Umrisse zu den reichsten Formenspielen sich entfalten. Nur zuweilen, und da nur wie zur Spielerei, wird das Blatt um seiner selbst willen mit dem Menschlichen in bedeutungsvolle Beziehung gesetzt, wie etwa der persische Faruchi sagt:

«Der Ahorn streckt fünf Finger aus wie Menschen
Der Rosen rothes Weinglas zu ergreifen.»

oder wie Heine die Vorliebe für die Linde aus ihrer Blattform ableitet:

«Sieh dies Lindenblatt, du wirst es
Wie ein Herz gestaltet finden,
Darum sitzen die Verliebten
Auch am liebsten unter Linden.»

oder wie es schon mit mehr Anschein von Ernst in altdeutscher Vorschrift über den Maßholder (Acer campestre) heißt: (Grimm, altdeutsche Wälder) «Wer weit verreist und in seiner Treue fest ist, soll Maßholder tragen, weil dessen Blatt trotz des langen Stieles nicht abreißt.» Doch wenn auch das einzelne Blatt unsere Aufmerksamkeit nur bei völliger Mußestimmung in Anspruch zu nehmen vermag, so erhalten wir aber auch dann die Gewißheit, daß die einfache Regularität von Armuth, sowie die reiche Entfaltung des zusammengesetzten Blattes von selbstbeherrschender Kraft Kunde gebe, und daß die höchste Zierlichkeit gar wohl mit der gespanntesten Energie des Selbstentfaltens verträglich sei. Dazwischen nun erzählen die gezackten, gebuchteten, eingeschnittenen 2c. Blätter verschwindende Worte von zahllosen Nuançen zwischen Kraft, Anmuth und einfachem Sogewachsensein.

b. Blumen.

Wenn wir nun an den Blättern, sowie an den aus ihnen umgebildeten sogenannten untergeordneten Organen der Pflanzen, den Stacheln, Ranken, Drüsen, Haaren 2c. rascher vorübergehen, so folgen wir darin nur dem allgemeinen Zuge der

Sehnsucht, welche alle diese Theile nur als Momente des ganzen Pflanzenindividuums und nur in den seltensten Fällen um ihrer selbst willen aufsucht und ergreift. Dagegen hat die Blume für das Streben der Innigkeit, sich in entsprechenden Naturexistenzen darzustellen, einen solchen überwiegenden Werth, daß im Allgemeinen bei kleinern Pflanzen um der Blume willen alles Andere übersehen wird, ja Blumen und Pflanzen als Synonima gelten, und bei Größeren, wie den Bäumen man die Blüthezeit derselben als die eigentliche Lebensperiode ansieht. Und wenn man die Bedeutung der Blüthe wissenschaftlich feststellt, so findet man, wie der instinktive Zug der Innigkeit Recht hat, wenn er sich vorzugsweise an die Blüthe hält. Denn Alles, was die Pflanze dem Irdischen entnimmt, und zum duftigen Athem, zur gesättigten Farbe aus dem elementaren Dasein ins Organische erhebt, hat seine höchste Verklärung in der Blüthe erreicht, während die anderen Theile der Pflanze noch nach der oder jener Seite hin ans Unorganische, nicht völlig Durchbildete mahnen. Und so ist sie auch die Uebersetzung nicht blos des Elementaren, sondern auch der Pflanzenorgane selbst in die höchste Bedeutung; der Stamm erhält in der Samenknospe seine vollkommenste Stellung, Centrum eines werdenden Lebens zu sein, und so gelangen auch die Peripherialorgane, nämlich die Blätter da zu ihrer höchsten Würde, Umschließungen der künftigen Frucht zu sein. Beide Hauptrichtungen aber, die centrale sowol als die peripheriale gipfeln ihre Lebensthätigkeit in der Hervorbringung Dessen, was überhaupt das Element des Pflanzenlebens ist, nämlich der Zellen, deren Zusammenwachsen den Anfang einer neuen lebendigen Pflanze bildet.

Man kann daher mit vollstem Rechte die Blüthe das wirkliche Ideal der Pflanze nennen, aus dem die Frucht als unendliche Gewißheit der Zukunft hervorgeht. Und die unmittelbare Voraussetzung oder die Ahnung dieser Idealität der Blüthe ist es, welche der Blume eine solche unendliche Verwendung für die Zustände der Sehnsucht gesichert hat; denn wo sie ein unbefangen in sich vollendet Daseiendes aussprechen will, da bieten sich die

Blumen der Sehnsucht als die schönsten Worte dar, und ob sie die Braut am Altare, oder den Todten im Sarge, die Sonntagsfreude der Landbewohner, die Schöne im Ballputze oder den ausziehenden Krieger schmücken will, unter allen Umständen sind es die Blumen, welche die Innigkeit darum ergreift, weil sie an ihnen ihre höchsten Stimmungen als abgeschlossene Wirklichkeiten vor sich hat. Blumen sind mit Freuden synonim, wie es in Flos und Blancheflos heißt:

«So lebe ich ohne Trostes Wahn,
Und weiß es nicht, wies Dem ergeht,
Der Blumen oder Freuden hat.
Der Blumen Schein bewirkt es,
Daß sich die Freude mehret,
Und alles Trauern schwindet
Weils frohe Herzen findet.»

Und wo es sich um das Aufgehen neuer Lebensfülle aus der Anschauung des idealen Blumendaseins handelt, da ist alle Welt einig. Der Südländer (Calderon) sagt ja mit dem:

«Weil ich Seele, weil ich Stimme
Von den Blumen neu empfing,»

dasselbe aus, was im nordischen Jubel herausklingt: (J. Kerner)

«Blumen, ach Blumen, die heilen jeden Schmerz,
Drum drückt man so ein Kind gern an das wunde Herz.»

Wenn man nun die stille Idealität des Blumendaseins betrachtet, so liegt es ganz nahe und ist daher allgemein zu finden, daß Blumen und Sterne in vergleichende Beziehung zu einander und beinahe in gleicher Weise zur Sehnsucht gebracht werden. Wie denn Paracelsus Blumen und Sterne parallelisirt: «Jeder Stern am Himmel ist ein geistiges Gewächs, dem ein Kraut bei uns auf der Erde entspricht, und jener zieht durch seine anziehende Kraft das ihm entsprechende Kraut auf der Erde an, und jedes Kraut ist daher ein irdischer Stern und wächst über sich dem Himmel zu.» Wie die Sterne als beglückende Gewißheit und Allgegenwart des Lichtes aus dem Trauermantel des Nachthimmels hervorblitzen, so erblüht auch aus der irdischen Finsterniß und auf der dunklen Indifferenz des Grünen der farbige Sieg des Lichtes

in tausenderlei reizende Gestalten gefaßt. So nennt Calderon die Blumen mit Recht irdische Sterne:

«Keimend aus der Erde Grüften
Ohne Stimmen, doch in Düften
Athmend dann in grünen Wiegen
Bunt gefärbt die Blumen liegen,
Welche Sterne sind den Lüften.»

Und der Orient gibt dann die andere Wendung zu dieser Beziehung der Sterne und der Blumen, indem seiner dichterischen Weltanschauung der Sternenhimmel als Blumengarten Gottes, ja die ganze Welt mit all ihrem Treiben nur als unendlicher allumfassender Blumenkelch erscheint:

«Gott schuf das Rosenbeet des Weltenalls mit Prangen,
Und hat's im Blumenkelch des Raumes aufgehangen;
Hervor aus diesem Blumenbeete blühten
An jedem Zweige andre Blum' und Blüthen.»
(Mewlana Dschami.)

Es ist dann nur eine Fortsetzung dieser großartigen Anschauungsweise des Orientes, wenn die herrlichste, weil in sich völlig rund abgeschlossene, im reinsten Purpur prangende Rose mit der Gestirnkönigin in Vergleich gebracht wird, sobald die übrigen Sterne als Blumen des Himmels erfaßt wurden, und was sich über dies Thema vielfältig variiren ließe, hat Rückert in seiner orientalisirenden Weise ausgesprochen:

«Die Sonn' ist eine goldne Ros' im Blau,
Die Ros' ist eine rothe Sonn' im Grünen,
Die Sonn' ist eine Ros' im Spätroth sterbend,
Ros' eine Sonn' im Herbstduft sich entfärbend.
Die tausend Liebesfunken im Azur
Sind in der Sonne Feuerblick geschwunden,
Und der zerstreute Glanz der Blumenflur
Ist in der Rose Strahlenglanz verbunden.»

Daher auch dann die Lebenswonne, sobald sie sich in ein anderes Dasein überpflanzen will, um den Ausspruch wahr zu machen: «aimer, c'est vivre à deux» (George Sand) bald nach Blumen, bald nach Sternen greift, damit sie das Geliebte mit dem Glänzendsten umgebe:

«Schmück' Mai entzückt mit Blumen, so ihr blühen,
Zähl' Sonne stolz mit Sternen, so ihr strahlen. (Calderon.)

Und wieder gilt dann die Concentration des Blumenlebens, die Rose für die intensivste Gabe:

«Der vollen Rose gleicht an Pracht die Sonne,
Und alle Blättlein siehst du Monden gleichen.
Die Sonne, die aus Monden wuchs, die Rose,
Dem Herzensfreund will ich die Rose reichen.»
(Mewlana Dschelaledin, nach Rückert.)

Freilich aber wenn alle Herrlichkeit der Blumen- und Sternenwelt dem Glücklichen nicht genügt, um die Fülle seiner Innigkeit auch nur von ferne anzudeuten, so steht eine solche Andeutung dagegen Jenem in unendlicher Ferne, dessen Innigkeit nicht mit seiner Welt zusammenstimmt, — und zwischen Sternen und Blumen wird er in unstillbarer Sehnsucht schweben bleiben, wenn er nicht an den momentanen Lichtpunkten sich zu befriedigen versteht, die ihm die Gegenwart zum Ersatze für den unendlichen Wiederglanz seiner Ideale darbietet. Da heißt es für ihn, der in kleinen Freuden des Lebens nicht das Eine unendliche Fühlen zersplittern will:

«Nimmer ist es zu erjagen,
Was du suchst, das wahre Glück!
Willst du drum die Blume fragen,
Hebt zum Sterne sie den Blick,
Und der Stern, er wird dir sagen:
Ach, zur Blume kehr' zurück.» (Gutzkow.)

Wenn nun die Sehnsucht von ihren Ahnungen getrieben, sich gleicherweise zu den Blumen wie den Sternen gezogen fühlt, ungewiß, an welchem der beiden Glanzpunkte sie momentan den Jammer der Alltäglichkeit vergessen soll, so ist es doch vorzugsweise die Farbe, welche an der dunklen Bläue oder der grünen Indifferenz ausbrechend, dabei den Ausschlag gibt. An der Blume jedoch erscheint die Farbe nicht wie am Sterne frei im unendlichen Aether schwebend, sondern an bestimmter und gestalteter Unterlage befestigt. Und so sind es auch die Blumengestalten, welche alsbald das Schauen in Anspruch nehmen, sobald es einmal in diese Bahnen gelenkt wurde. Indem wir nun diesem Zuge nachfolgen, so verzichten wir in vorhinein auf die Unterscheidung von

Kelch und Krone und nehmen die Blüthe wie sie unmittelbar als Ganzes die werdende Frucht Umhüllendes gegeben ist.

Was nun in dieser Hinsicht sich vor Allem geltend macht, das ist die Größe der Blüthe den übrigen Pflanzentheilen gegenüber. Denn wo die Blüthe auf dem hageren hochaufgeschossenen Stamme sich so ungeschlacht breit macht, wie bei der Sonnenrose (Helianthus annuus), da wird der Eindruck des Lächerlichen nicht fehlen, wogegen wieder die Blüthenköpfchen der Disteln wie die mit erbettelten Flittern kokettirende Armuth von der gemeinen Masse getragen erscheinen. Nur wo die Basis des Werdens, Stamm und Laubkrone zu dem Werdenden selbst in solchem Verhältnisse da sind, daß dieses als concentrirte Offenbarung jener breit angelegten Vorbereitungen auftritt, da ist die Größe der Blume zu den andern Theilgrößen der Pflanze wohl proportionirt, und mag immerhin für eine Zeitlang Anspruch auf Alleingeltung machen.

Weiter nun wird der Eindruck der Blüthe modificirt, daß sie auf straffem Stengel geradezu nach Oben sieht, oder mit mehr oder weniger Entschiedenheit sich wieder dem Irdischen zuwendet. Primel (Primula verna) und Schneeglöckchen (Galanthus nivalis) hart nebeneinander als Frühlingsboten auftretend, werden doch eine himmelweit verschiedene Stimmung hervorrufen. Die erstere, in stolzes Gelb gekleidet, gerade himmelwärts schauend, wird im Menschen jenes Selbstvertrauen hervorrufen, welches sie selbst offenbart, wie es der Dichter (Lenau) ausspricht:

«Liebliche Blume
Primula veris
Holde, dich nenn' ich
Blume des Glaubens.
Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
Eilst du entgegen,
Oeffnest die Brust ihm.»

Das Schneeglöckchen dagegen auf seinem Stengel sich schaukelnd, ist die Schüchternheit selbst, die sich nicht in die Welt und ihre heimtückisch lauernden Stürme hervorwagt, sondern unver-

wandt dorthin zurückschaut, woher es hervorgelockt und herausgeschmeichelt wurde durch die lieblichsten Zusicherungen der Zukunft. Dann das Veilchen (Viola odorata), nicht auf schwankendem Stiele, sondern mit entschiedener und fester Wendung das Aufstreben umbeugend, erscheint damit schon als ein Reflex der ihres Werthes selbst gewissen und darum sich zurückziehenden Bescheidenheit. Man hört es da ordentlich sagen:

«Ich steh' verborgen und gebückt
Und mag nicht gerne sprechen.» (Goethe.)

Im Allgemeinen werden die extrem aufstrebenden Blumen den Eindruck der Selbständigkeit machen, welche sich nach Umständen zur stillen Größe der durchaus edel einfachen Lilie, oder auch zum leeren Prunken der Roßkastanie (Aesculus hippocastanum) gestaltet, wogegen die hängenden auch an die in jedem neuen Luftzuge unstät bewegte Abhängigkeit des eigenen vom fremden Wollen mahnen, was freilich in gewissen Fällen wie etwa bei der Fuchsia als besonderer Reiz sich darstellt. Den befriedigensten Eindruck macht aber auch bei den Blumen jene mittlere Stellung, welche bei vorwiegendem Zuge nach Oben sich doch nicht in der Welt umzuschauen und so wenig wie ihre Umgebung auch den Boden ganz vergißt, dem sie entsprossen. Hart an der Grenze dieser befriedigenden Stellung befinden sich aber jene Blüthen, bei denen die Wendung nach Unten oder zur Nachbarschaft eine unentschiedene ist. Das ruft dann verschiedene Deutung hervor. Ist's Hochmuth oder sein Gegensatz — man weiß es nicht genau zu sagen, was sich in der geringen Seitenbewegung der Narcisse ausspricht. Der Grieche hat es auf den Zug der Eitelkeit gedeutet, die sich nur umsieht, um in einem Spiegel das eigene Bild zu gewahren, während Rückert, vielleicht in Reminiscenz von Abul Maani's Ausspruch:

«Und die Augen sind Narcissen»

viel Erhabeneres darin ließt:

«Narcisse schaut dich an mit goldnem Augenstern:
Ich blicke nach dem Licht, du blicke nach dem Herrn.»

und ein arabischer Dichter: Azzodin-al-Mokadessi (Peiper: Stimmen

des Orients) das Entgegengesetzte zu diesen beiden Anschauungen die Narcisse selbst sprechen läßt: «Mein Kelch, in dem es nie an labendem Thau gebricht, kleidet mich in der Reinheit Licht; ein smaragdener Stengel trägt meines Baues Gewicht, und Silber und Gold ist es, was sich zum Gewande mir flicht. Betrachtend, was mir noch fehlt, senk' ich mein Auge, von Scham eingenommen, und blick' auf meinen Heimweg, und wenn mein Tod wird kommen. Darum, daß ich niederschaue, ist, weil meine Mängel mir im Sinn, und ich sehe mit weitgeöffnetem Auge, zu betrachten, wo mein Weg führt hin.»

Endlich ist es aber nach Haltung und Größe doch vorzugsweise die eigentliche Gestalt der Blume, welche der Sehnsucht des Menschen zum Anknüpfungspunkte dient. Und je vollendeter diese Form in sich selbst ist, desto energischer wird sich die Sehnsucht derselben zuwenden. Da ist es nun sogleich klar, daß die vielblättrigen Blumen für die vollkommeneren zu gelten haben, während die Einblättrigen mehr oder weniger den Eindruck des Unfertigen, noch nicht völlig Aufgeblühten oder nach allen Seiten Erschlossenen machen. Unter den Vielblättrigen, deren Bedeutsamkeit eben darin liegt, daß die Einheit beherrschend das Auseinanderstrebende zusammenhält, stehen wieder die Sphärischen, von allen Seiten her dem Mittelpunkte und dem harmonischen Abschlusse zustrebenden obenan. Daher denn, wenn man auch völlig von Duft und Farbe absehen könnte, wird schon wegen ihrer ihre unendliche Fülle sphärisch zusammenhaltenden Gestalt, der Centifolie vor allen Blumen der Preis zugestanden werden müssen. Was der poetische Instinkt tausendfach kund gegeben, das einigt Rückert, wenn er über diese Gestalt sagt:

«Die Schönheit in sich selbst beschrieben
Hat einen Kreis,
Und keinen andern auch das Lieben
Zu finden weiß.

Drum kreist um sich mit hundert Blättern
Die Rose all',
Und um sie tausendfaches Schmettern
Der Nachtigall.»

Und wenn man sich weder von den tausendfältigen Lobpreisungen der Dichtung, noch von der Gestalt selbst unmittelbar wollte bestimmen lassen, so darf man diese nur mit andern und sonst der Rose nahegestellten vergleichen. Wir wollen dabei der Päonie gar nicht einmal gedenken, die nichts zu thun weiß als möglichst schnell die Kugelform zu Fetzen zerflattern zu lassen, noch auch des Eibisches (Althaea rosea), der sich Pappelrose tituliren läßt, um höchstens seine Füllung durch einen Klumpen zusammengeballter und auf das flache Rund hingelegter Blätter anzudeuten, endlich auch den gefüllten Mohn übergehen, weil er wol selbst sich dafür bedanken würde, daß man ihm tiefer in seine zerzausten Massen hineinschaut. Wir wollen edlere Nachbarn aufsuchen, wie zum Beispiel die Camelie, Georgine und Volkamerie (Clerodendron fragrans); und müssen hinsichtlich der letzteren gestehen, daß die Rose an ihr eine sehr gefährliche Nebenbuhlerin hätte, wenn sie etwas größer wäre. So aber muß man zu nahe hinzugehen, um die einzelnen Blumen der Volkamerie oder gar ihre Formen zu unterscheiden, und auch da halten diese der Centifolie gegenüber nicht die letzte Probe aus. Denn es fehlt ihren einzelnen Blumenblättern jenes reizende Ausbeugen von Unten gegen die Mitte zu, das sich alsbald wieder zur Wölbung zusammenzieht, und so jedes Blüthchen zur hohlen Halbkugel verwandelt.

Und wenn schon die süßduftige Volkamerie nicht die Rose zu entthronen vermag, um wie viel weniger die Georgine und Camelie. Die Georgine ist in einer Hinsicht zwar der Gegensatz des Fehlers der Volkamerie, sie ist nämlich selbständig genug, um für sich in die Augen zu fallen. Allein was dort zu wenig war, das ist hier zu viel und schon in dieser Hinsicht hat die Rose jene glückliche Mittelstellung, die weder als Aufdrängen, noch als sonderliche Zurückgezogenheit beleidigt. Dann aber, wenn wir auch die ovalen zugespitzten Blumenblätter der einfachen Georgine nicht viel der schönen Wölbung der Rosenblätter gegenüber tadeln wollen, so genügt uns die völlige Aeußerlichkeit der vollen Blume, um uns ein für alle Mal zu entscheiden. Während nämlich die

Rosenblätter nach innen zu sich so legen, daß ein unendliches Geheimniß in diesen Räumen geborgen scheint, so fällt das Centrum, um welches die volle Georgine einen halben Himmel zu schließen scheint, hinter die Blume selbst, mitten in den Stengel, und es wird ein äußerer Putz für Etwas, was gar nicht vorhanden ist. Und wenn dann die einzelnen Blätter der Blume sich dütenförmig zusammenrollen, so weiß jedes Kind, daß in einer nach Außen gewendeten Düte nichts zu suchen sei. — Eher könnte es noch der beinahe gleichgroßen Camelie gelingen, mit der Gestalt der Rose erfolgreich zu wetteifern. Allein ganz abgesehen von der Duftlosigkeit, so hat die Blume etwas wie von Porzellan und Wachs an sich, sie scheint eine schöne Leiche und nicht ein durchsichtiges sammetweiches Leben zu sein. Und dann sind die einzelnen Blätter oben zu breit auseinanderlaufend, und die Blume legt sich so gemächlich und innigkeitslos auseinander, als wollte sie sich für ihren Knospenkugelzwang schadlos halten, während selbst die auseinanderfallende Rose ihr Innerstes mit einzelnen Resten der ehemaligen Pracht keusch zu schützen sucht. Es ist die Camelie die pariser Salondame, die wol nimmermehr dem rechten Weibe den letzten und höchsten Preis zu entreißen vermag, wenn sich auch dem neuen Gaste anfangs Aller Augen zuwenden.

Und so ist es wahrlich kein Wunder, wenn sich der königlichen, in sich selbst beschlossenen Gestalt der Rose, alle Herzen zuneigen. Erhebt zwar hin und wieder die verständige Reflexion gegen diese absolute Macht ihre Einsprache, wie es der mittelalterliche Spruchdichter (der Meißner) thut:

«Die Rose ist die schönste unter aller Blüthe,
Doch ist ihr Stamm dornig und ohne Güte,
Die Schönheit währt nicht lange, unartig ist die Frucht,
Welt, deine Schönheit vergleich ich der der Rose.»

und warnt auch in dieser Richtung das bekannte Sprüchwort, daß weiße Rosen so gut wie die rothen stechen; ja geht dies auch so weit, daß die Centifolie mit der Monatrose vertauscht, und von dieser absichtlichen Täuschung des Gemüths ausgesagt wird:

«Hoffnung ist die Monatrose
Deren Knospe viel verspricht,
Doch die kurze, dauerlose
Flatterblüthe hält es nicht.» (Rückert.)

so hat dies Letztere auf die rechte Rose, die Centifolie, keine Anwendung. Das Erstere aber, die dornige Umgebung der Prachtgestalt, weiß der orientalische Enthusiasmus ganz anders als die bedächtige Spruchweise des alternden Minnegesanges zu deuten:

«Lern', o Schüler, echte Gnose,
Siehe da, der Busch der Rose
Brennet dir mit hellen Gluthen
Als der Feuerbusch des Mose.
Und aus ihm, wofern du nämlich
Nicht zu dumpfe, seelenlose
Sinne hast, wie lind und lieblich
Spricht zu dir der Herr, der große.» (Hafis.)

An die volle Sphärengestalt der Rose nun reihen sich in absteigender Ordnung und Bedeutsamkeit zunächst jene Blumen, deren zum Kreise zusammengestellte Blätter wenigstens Ein Moment des Abgerundeten und Beschlossenen darstellen. Und mit selbstgewisser Bewegung nähert sich die volle Nelke diesem Ideale der Blumenform, so daß selbst Goethe sich bestimmen läßt, sie zu preisen:

«Im schönen Kreis der Blätter Drang
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tausend Farben.»

Allein diese Annäherung ist doch eigentlich in der Nähe besehen, das Sichvordrängen der Prätension. Denn wie selten wird auch nur die reine Kreislinie erreicht, und wie erhält dagegen die Blume durch das Platzen des Kelches, der eine ihm nicht zukommende Fülle zu fassen vermag, ein ganz zerzaustes liederliches Aussehen. Und wenn das auch nicht eintritt, so ist die übermäßige Zierlichkeit, das Ausgezackte jedes Blumenblattes, welche das Ganze einer gesteiften Hemdkrause ähnlich machen, geradezu widerlich, und man muß durch Farbe und Duft erst auf die Gestalt vergessen gemacht werden. Nein, — die Nelke vermag sich so wenig mit der Rose, wie eine porzellanene Schäferin mit der naturwahren Bildung einer Jungfrau zu vergleichen. Und

drängt sie sich in solche Nähe, so wird die Entscheidung nur zu leicht werden.

Am nächsten würden wir dagegen der Rose die Wasserlilie und zwar die weiße (Nymphaea alba) stellen. Aus den Tiefen der Gewässer aufsteigend, um zu der völlig beruhigten Oberfläche zu gelangen, und dem Sonnenlichte eine goldene Sonnenscheibe auf silbernem Rund entgegenhaltend, mag sie als der in den Fluthen des Lebens gebadete und gereinigte Traum erster Ideale erscheinen, als Ergänzung zu der in heiterem Grün prangenden Purpursphäre der Rose. In der That hat sich auch dort, wo die Wasserlilie zu finden ist, die Bildern nachgehende Sehnsucht beinahe ebenso oft mit dieser Rose der Gewässer, wie mit der des Festlandes zu thun gemacht. Und wenn schon der Ursprung der Rose auf Aphrodites Entstehen zurückgeführt wurde, so darf sich die Wasserlilie nicht minder überirdischer Erzeuger rühmen, denn nach nordamerikanischer Indianersage entstand sie aus Funken, welche vom Nordstern und Abendstern ins Wasser fielen, als diese beiden miteinander um den Besitz eines ausgezeichneten Pfeiles rangen, den ein Häuptling in seinem Todesaugenblicke himmelwärts geschleudert hatte.

So heißt es denn auch, wie sonst anderswo hinsichtlich der Rose, in einem litthauischen Liede von der Geliebten:

«Eine blanke Blume,
Eine hochgestengelte,
Raubt ich aus der trotzigen,
Der ungefügen Fluth.»

Und wenn wir zahlloses Andere übergehen wollen, um nicht durch Aehnlichkeiten zu ermüden, so möge nur Geibel's verklärende Schilderung der Gestalt der Wasserlilie hier ihre Stelle finden:

«Die stille Wasserrose
Steigt aus dem blauen See,
Die Blätter flimmern und blitzen,
Der Kelch ist weiß wie Schnee.
Da gießt der Mond vom Himmel
All' seinen goldnen Schein,
Gießt alle seine Strahlen
In ihren Schoos hinein.»

Doch auch die Form der Wasserlilienblume gilt weniger um ihrer selbst, als um der Reminiscenz an die Rose willen, woher sich auch ihr anderer Name: Wasserrose datirt. Bei näherer Betrachtung werden uns die Zuspitzungen der Blumenblätter unangenehm berühren, wenn auch sonst die Fülle und Anordnung derselben an die Geschlossenheit der Rosenform mahnt. Denn was die Rosenform so bedeutsam macht, das ist die consequente Durchführung der Centralität durch das ganze Detail derselben. Zunächst ist die Zahl der Kronenblätter sowie ihre Anordnung nach einem Gesetze geregelt, das zwar der erste Anblick zugestehen muß, ohne daß jedoch die vollständige Erkenntniß desselben der gründlichsten mathematischen Beweisführung entbehren könnte. Es ist die Fünfzahl nicht wie etwa die Drei und Sechs aus der unmittelbaren Anlegung einer im Kreise schon gegebenen Linie an seine Peripherie hervorgegangen, sondern sie kann erst durch Vermittelung der äußersten Kreisverhältnisse mittels der Berechnung gefunden werden. Und so wie die Zahl, so auch ist die Anordnung nicht nach äußerlicher Symmetrie, sondern rein aus dem Wesen eines Kreisumschlossenen hervorgegangen. — Dann sind die einzelnen Blätter so umrissen, daß jedes sich möglichst wieder dem Kreise und in seiner Ausbuchtung der Sphäre nähert. Endlich aber ist die vollendete Rose, die Centifolie als Ganzes nur eine in Duft und Farbe verklärte Wiederherstellung der Zelle, aus der ja zuletzt alles Pflanzenleben hervorgeht.

Jemehr sich nun eine Blumenkrone von der Kugelform oder auch nur von ringsumrundeten und geschwellten Peripherien, oder endlich von der centralbedingten Zahl und Ordnung ihrer Blätter entfernt, desto weniger wird sie auch auf eine Dauer der Befriedigung bei dem sehnsüchtigen Gemüthe rechnen können. Wo es sich um augenblickliche Einfälle handelt, da mögen wol solche von dem Ideale des Ganzen und Geschlossenen sich entfernende Blumenformen ergriffen werden. Allein sie werden ebenso wie das Moment der Sehnsucht wechselt, ebenso schnell fallen gelassen. Es sind mitunter reizende Spielereien, zu denen diese Formen Anlaß geben und um so reizender, je geistreicher, je absonderlicher diese

Gestalten auftreten. An den bizarren Blumenkronen der Orchideen mag sich mancher barrocke Vergleich anlehnen, die kecken Sturmhüte und Rittersporne mögen manches Auge zum neugierigen Eindringen nach dem Kerne veranlassen, die Personaten, Schmetterlingsblume, Aristolochien Bilder capriciöser Verschlossenheit abgeben. Doch wird man sich gewiß mit solchen Formen nur dort beschäftigen, wo man sich nicht anders über die Langeweile des Salons oder Harems hinüberzuhelfen vermag. Der unverkünstelte Sinn beachtet diese Kleinen gar nicht, oder wenn er einen müßigen Augenblick hat, wird er über sie staunen, ohne sich in weiteres Grübeln einzulassen.

Wo dagegen die Blumenkrone auch nur in Einer Hinsicht sich dem Ideale der Sphäre annähert, dort kann man gewiß sein, auch vielfältigen Anklängen der Innigkeit zu begegnen. Und da ist es dann ziemlich gleichgültig, ob die Krone zu den ein- oder vielblättrigen gehört, weil ja doch die Sphärenform als unbewußtes Muster vorschwebt. Nur eine Gestaltung muß hierbei noch näher berücksichtigt werden, nämlich die der Kreuzblüthigen. Sie entfernt sich am allermeisten von der Kugelgestalt, und wie sie wissenschaftlich als eine Verkümmerung der sphärischen Fünfzahl nachgewiesen wird, so erscheint sie auch dem unbefangenen Blicke als ein Bild der Aermlichkeit, dessen vier Arme nach den Hauptgegenden des Himmels weisen, dabei aber doch den Fragenden im Stiche lassen, wo es sich um das Ziel eines in sich abgerundeten Daseins handelt.

Unter den Kronengestalten, welche sich der Sphäre annähern, tritt uns nun, wenn wir die flachen Compositen und die aufgebauschten Scabiosen seitwärts lassen, weil sie ja nicht Blüthen, sondern Combinationen von solchen sind, diejenige Reihe entgegen, die zu ihrer Grundlage die G l o c k e n f o r m hat. In dieser Reihe nun begegnen wir den sonderbarsten Gestalten, als deren Extreme sich wol der wie ein Geldbrotze aufgeblasene Taubenkropf (Silene inflata) und dann die leichtfertigen Tänzerinnen im koketten Sichpräsentiren ähnlichen Windlinge (Convolvulus) hinstellen. Dazwischen nun geht es vom engumschnürten ausgebauchten Kruge

durch die eigentliche Glocke bis zum prosaisch ausgemessenen Trichter fort, und die Sehnsucht mag auf diesem Wege manche ihren Stimmungen recht entsprechende Zustände entdecken. Allein zu einem bleibenden Ausdrucke wird keine derselben schon deswegen werden, weil jeder, wenn er auch die Bedeutsamkeit der Form anerkennt, doch dem Grundzuge seines Herzens gemäß derselben eine andere Deutung unterlegen wird. Und so mag der Eine durch die Blumenglocken an das, der Andere an ein ganz Verschiedenes gemahnt werden, wie denn ja auch die wirklichen Glocken zu den mannichfachsten Stimmungen ihre Klänge hergeben. Wenn der Eine beim Erblicken dieser Form frommen Herzens fragt:

«Maililien ihr schüttelt eure Glocken,
Wen wollet ihr zur Maienandacht laden?» (Rückert.)

so wird der Zweite sehr frivolen Sinnes dabei ausrufen:

«Siehe, sieh, die Tulpenstengel
Diese frechen Ketzerlein,
Heben ihre bunten Becher
Und begehren Trunk und Wein.» (Hafis.)

oder er wird durch das zierliche Ausschwingen der Glockenränder an andere Zierlichkeit gemahnt:

«Ihre Locken kräuselte
Hyacinthe putzerfahren,
Doch der Ost, er säuselte
Ihr ein Wort von deinen Haaren.» (Hafis.)

oder endlich mahnen ihm die Glockenzungen an schöne Mythen des phantasiereichen Osten über Bülbül:

«Lilie hat der Zungen zehne,
Doch es schlägt die Nachtigall,
Und da schweigt sie vor Entzücken
Und zum Dufte wird ihr Schall.» (Hafis.)

Ehe wir nun von den Gestalten der einzelnen Blumen zur Combination derselben im Blüthenstande übergehen, müssen wir doch bei einem Punkte verweilen, der die Veranlassung zur Entwickelung der mannichfachsten Ansichten abgegeben hat. Es ist dies nämlich die Erscheinung oder auch Eröffnung einzelner

Blumengestalten nur bei Tage oder auch nur bei Nacht. Am weitesten geht man wol in Betrachtung dieser Eigenthümlichkeit, wenn man Conrad's von Megenberg Buche der Natur folgt, wo es heißt: «Michael der schott spricht, die kürps breitet sein blume in der nacht vñ zeygt sy in der finstern, vn so d' tag kumpt so zeügt ir blumen wider zusamen mit eineˇ abnemen bisz das sy zu äsch dürr wirt vñ abfallend. Owee, owee wir armẽ sund' wie verczeren wir unsere plumen vñ unser kraft in d' finstere mit bossheyt vñ von dem liecht der guten werke ziehen wir uns vñ also dorren wir bisz in unsern tod vñ in vnser vallen.» Und wie vom Kürbis so könnte man ganz dasselbe und sogar mit größerem Rechte von den Wunderblumen (Mirabilis jalappa), der hehren Königin der Nacht (Cereus grandiflorus) und tausend anderen Nachtblüthen sagen, wenn diese düstere Weltanschauung überhaupt in der heitern Blumenwelt gelten würde.

Andere wieder haben diese Beschränkung des Blühens auf bestimmte Zeiten als ein Zeichen des Trotzes oder auch der Schwäche in Verruf bringen wollen. Allein ihrem unbedachten Wunsche nach endloser Fortdauer des Schönen folgend, haben sie nicht einmal die im Sprichworte: ogni fiore al fin perde l'odore ausgedrückte Volksweisheit berücksichtigt, in welcher ganz treffend die Vergänglichkeit der einzelnen Formen, daher auch ihre Beschränkung auf gewisse Zeiten anerkannt ist. Und der Orient, der in jeder Existenz eine gestellte Frage, und ein vorgelegtes Räthsel zu sehen glaubt, hat auch das Blühen bei Tag oder bei der Nacht sich auflösen zu sollen gemeint. So heißt es in den «Winken aus der Sprache derer, die nicht reden» (Peiper: Stimmen des Orients), über das Blühen der Seerose (Nymphaea alba) bei Tage: «Am Tage pfleg ich offnen Auges umherzublicken und man stürzt herbei, mich abzupflücken. Sinkt aber das Dunkel der Nacht, erlöst er mich von der Wacht, läßt mich herunter ganz sacht, und nimmt mich zu sich, so daß er sich selbst mir zur Hülle macht. In mein Nest tauch ich nieder, kehre zur Einsamkeit der Gedanken wieder, in das Anschauen ist mein Auge versenkt, das die höchste Lust ihm schenkt.» Und über das nächtliche Blühen

der Nachtviole (Hesperis tristis): «Daß ich aber am Tage meinen Aether verhehle, und die Nacht zur Entschleierung erwähle, das geschieht, weil die Nacht es ist, wo die Liebe ihre geheimen Zusammenkünfte feiert, und alles Ersehnte sich entschleiert; fern ist der beobachtende Feind, während der Freund uns erscheint, und wenn er spricht: Bedarf einer meiner Spenden? Da hab ich die Gewohnheit, meine Seufzer als Boten zu ihm zu senden, und meine Demuth muß sich bei seiner Erhabenheit für mich verwenden.»

Wenn wir aber all diesem Sprechen und Besprechen, warum gerade jetzt und nicht zu einer andern Zeit die Blüthe erscheint, auf den Grund sehen, werden wir gerade so wie dort, wo das Theegespräch sich um menschliches Erscheinen bewegt, nichts Stichhaltiges, weil nichts Allgemeingültiges finden. Der Eine meint dies, der Andere jenes sei das Rechte, und nur darin stimmen Alle überein, daß jeder das lobt, was ihm am wenigsten im Wege steht. Wenn wir also das Blühen bei Tage gar nicht weiter besprechen wollen, weil es uns so wie den Meisten als das Naturgemäße erscheint, daß Sonnenlicht und Blumenherrlichkeit zusammengehen, so können wir auch die Nachtblüthen durch einfache Erklärung entschuldigen. Denn jene Pflanzen, welche ihre Blüthen dann erschließen, wenn bei uns der Abend zur ruhigen Verschlossenheit mahnt, sind alle dort heimisch, wo zu dieser Zeit erst der Tag beginnt. Auch sie folgen also dem allgemeinen Gesetze, daß sich dem Lichte alle Daseinsformen entgegen drängen; daß aber ihrem Zuge zum Lichte die Heimath fehlt und daß sie deswegen als Störer des Gesetzes auf einem Boden erscheinen, der ihnen doch nicht ursprünglich angehört, — dafür können doch die armen Blumen gar nichts.

Doch sehen wir von diesen scheinbaren Abnormitäten des Pflanzenlebens ab, da ja doch eigentlich jede Blüthe ihrem Tage sich eröffnet, und wenden uns wieder der Betrachtung der Gestalten und ihrer Gesetze zu. Da ist es nun sogleich nicht gleichgültig, ob die Gestalten für sich genommen so bedeutend sind, um die Aufmerksamkeit des Beschauers in Anspruch zu nehmen, oder

ob ihnen dies erst durch ihre Zusammenstellung gelingt. Dabei ist aber sogleich die bloße Anhäufung von einzelnen Blumen auf Wiesen oder Bäumen aus der Betrachtung auszuschließen, denn sie hilft wol den Eindruck der Landschaftseigenthümlichkeit oder der ganzen Pflanzenphysiognomie bestimmen, allein als ein rein Zufälliges kann sie nicht in das Gesetzliche der Gestalt einbezogen werden. Zu geistreichen oder sentimentalen Vergleichen mag solche Blumenanhäufung Veranlassung geben, man mag auf bunten Teppichen zu wandeln oder von verspätetem Schneegestöber überschüttet zu werden glauben, oder was man sonst noch für Spiele der Vorstellung vorbringen möge, — Nöthigung dazu ist keine da, weil die Nothwendigkeit und Zusammengehörigkeit dieser Menge fehlt.

Wenn wir nun den Blüthenstand selbst, oder die Zusammenstellung und Gruppirung vieler einzelner Blüthen um eine gemeinsame Achse in Betrachtung ziehen, so wird es dem ersten Blicke klar werden, daß wir darin eigentlich die Wiederholung der ganzen Pflanze selbst vor uns haben. Nur besteht diese Wiederholung nicht aus den ursprünglichen Theilen selbst, sondern in einer solchen Umänderung derselben, daß jeder nur dem Pflanzenideale oder der Blüthe dient. Wir haben im Blüthenstande die Verklärung der ganzen Pflanzengestalt vor uns, in welcher die einzelnen Aeste nicht Lappen des Ganzen oder Blätter, sondern wieder die ganze Pflanze tragen. Daher gilt hier im Wesentlichen wieder Alles, was über die Gestaltung des Stammes, Geästes und seiner Gruppirung zur Baumkrone gesagt wurde. Hier wie dort werden wir das Geradeaufgerichtete für ein Bild des kräftigen, trotzigen oder eigenwilligen Emporstrebens, das Hängende für eines der weicheren, zarteren oder auch abgeschwächten Gemüther genommen finden. Was dort die Palmenform galt, nimmt hier die Aehre in Anspruch, das breithingelagerte Strauchwerk hat an den eigentlichen Dolden und den sich dazu neigenden Formen seine flachen Doppelgänger und die dikotilische Baumgestalt findet in der Traube und dem Strauße ihre Repräsentation. Und wie dort, so hat man auch hier an

dem traubigen Strauße und seinen edel geschwungenen und zuletzt abgerundeten Umrissen den Typus eines energischen und zugleich milden, im harmonischen Wellenspiele sich erschließenden und mit sich zusammengehenden Gemüthes vor sich.

c. Früchte.

Wenn wir uns nun zu dem Resultate des Blumendaseins, nämlich zur Frucht wenden, so sind deren Gestalten in der Regel am allerwenigsten geeignet, die Individualität der Pflanze herstellen zu helfen. In den meisten Fällen erscheint ja die Frucht erst dann vollkommen ausgebildet, wenn die Pflanze dem Tode nahe und an vielen Theilen wirklich abgestorben ist. Und wie in der Frucht das Zellgewebe zur Stärke erstarrt ist, so kann sie ihrem ganzen Wesen nach für eine Beruhigung und Ausgleichung des Pflanzenlebens, für ein Grab künftigen Wiederauflebens genommen werden.

Wenn man nun jene Fruchtformen übergeht, welche an Thierähnlichkeiten mahnen und dadurch bedeutsamer werden zu wollen scheinen, ohne es doch wahrhaft werden zu können, so treten uns mit einiger wahren Bedeutsamkeit die Nuß, Pflaume, Beere und der Apfel, als Typen genommen, entgegen. Denn jene durch Anklänge an's Thierische bedeutsamer scheinenden Formen stellen sich eigentlich doch nur wie Spielereien und im besten Falle wie eine naive Ironie der bildenden Natur heraus. Namentlich gilt dies von vielen Früchten der Schmetterlingsblüthen, welche schon in der Blume an das bewegliche Thierleben, in dem regelmäßigen Einschlafen der Blätter an nervöse Zustände und in den Blätterschwingungen des Wirbelklees (Desmodium gyrans) beinahe an die thierische Willkür anklingen. So wenig aber diese bei näherer Betrachtung sich als wahrhaft bedeutend, sondern höchstens als ahnende Anklänge und spielende Vorausnahmen ausweisen, so wenig kann man diesen Fruchtformen eine wahre und tiefere Bedeutsamkeit abgewinnen. Mag immerhin die Schote der Erbse an die Muschelform (Solen siliqua), des Raupenklees (Scorpiurus) an einen Skorpionsschwanz, die von Ornithopus

compressus an einen Vogelfuß, Onobrichis crista galli an den kammgeschmückten Hahnenkopf, die von Cicer arietium an ein Widderhaupt ꝛc. erinnern, — solcherlei Reminiscenzen können manchen gelungenen Witz veranlassen, allein in die Tiefe des Gemüthes gelangen sie durchaus nicht.

Wenden wir uns nun zu den als bedeutsamer ausgesproche-nen Typen, so fällt die Nuß im Grunde genommen mit der Pflaume zusammen, nicht zwar für die Wissenschaft, doch aber für die unmittelbare Anschauung, auf die es uns in Fragen des Gemüthes vor Allem ankommt. Denn das Charakteristische beider Typen ist das Durchbrechen einer mehr oder minder kräf-tigen Schale, also das Beseitigen energischen Widerstandes, ehe man zum Kerne durchdringt. Weniger deutlich, weil vom meist süßen Zellenmarke umhüllt, ist dies bei der Pflaume sichtbar, wo aber doch die alltägliche Erfahrung lehrt, daß ein kräftigender Genuß solcher Früchte nur dann erzielt wird, wenn ihn die Bei-gabe des Kernes von dem Verhätschelnden des Fleisches befreit. Doch nähern sich diese Steinfrüchte durch die Mandel geradezu dem Charakteristischen, dem eigentlichen Nußtypus, bei welchem nämlich ohne alle vorausgehende Schmeichelei das Zerbrechen der Schale zur Bedingung des Genusses gemacht wird. Wir haben da einen natürlichen Reflex jener Innigkeitsform, welche in sich kraft- und safterfüllt doch nicht jedem Laffen ihre Reichthümer entgegenbietet, sondern sich selbst genügend jener wahlverwandten Seelen harrt, welche wissen, daß man zu einem rechten Kerne des Lebens nur durch hartschaffige Arbeit gelangt, und denen selbst Sallet's Ausspruch als Princip gilt:

«Sei reife Kokusnuß, das ist am besten:
Steinhart die Schale, hanfig zäh umsponnen,
Auf daß es nur gelingt der Faust der Festen
Kräftig zu sägen, bis der Kern gewonnen.»

Dieser sittlichen Strenge der Steinfrüchte gegenüber stellen die Beeren und Aepfel mehr den das Arbeiten schon hinter sich lassenden heiteren Lebensgenuß dar, die nach Außen abgerun-dete innerlich flüssige oder doch milde und weiche, von seiner Schale

zusammengehaltene Zelle als Fülle des Gemüthslebens. In der That knüpfen sich an die Typen der Beere und des Apfels jene Innigkeitszustände wie von selbst an, bei denen sich das Leben zum Frieden und zur Herrlichkeit des Selbstgenusses ausgeglichen hat. Was die Beere betrifft, so ist jene, welche auf der Rebe erwächst, schon unmittelbar genommen, eine Quintessenz von Sonnengold und Erdenblut, des Höchsten und Geheimsten, was das Erdenleben dem Menschen bietet. Und wenn dieser Lebenssaft im Ausgähren alle irdischen Schlacken abgeworfen, dann erscheint er nach des Dichters Worten als das edelste Vermächtniß der Jahresherrlichkeit für die erstarrenden Stürme des Winters

«Fühlt welch hohes Geschenk die sterbende Mutter zurückließ,
Schloß sie die Sonn' euch nicht liebend in glühenden Wein?»
(J. Kerner.)

und dieser Erbe alles Schönen und Glühenden ist dann der Heros, der alle Bornirtheit der Convenienz sprengt und das Herz zur Offenbarung seines reinmenschlichen Inhaltes erlöst, so daß wieder Geibel preist:

«Ich weiß einen Helden von seltener Art,
So stark und so zart, so stark und so zart,
Das ist die Blume der Ritterschaft,
Das ist der Erste an Milde und Kraft
So weit auf des Vaterlandes Gauen
Die Sterne vom Himmel schauen.»

Was nun die saftige Apfelform, die man füglich eine Beere in vergrößerter und verbesserter Auflage nennen kann, betrifft, so darf man nur den der Hera geweihten Granatapfel nennen, um die Fülle der Fruchtbarkeit und Erquickung zu bezeichnen. Durch die Orangen wird man in die Seligkeit der Hesperidengärten versetzt und durch die Quitte (Cidonia vulgaris), welche bei den Alten Chrysomeline hieß, an die reizenden Wechselspiele der Liebeserklärung und ihrer Annahme gemahnt, wofür freilich der nördliche Slave den eigentlichen Apfel als Stellvertreter wählte. Und die vollendete Sphärenform des Letzteren erhielt wol dadurch ihre höchste Anerkennung, daß sie zum Reichsapfel, zum Symbol einer durch das Schwert nach Außen geschützten, durch

das Scepter der Gerechtigkeit im Inneren geschirmten Weltherrschaft erhoben wurde.

d. Pflanzenindividualität.

So stellen sich denn von der Wurzel bis zur Frucht eine Reihe bedeutsamer an die Innigkeit anklingender Gestalten hin, welche jedoch erst dadurch zu ihrer wahren Bedeutung gelangen, daß sie als das Ganze des Pflanzenindividuums constituirende Momente erfaßt werden. Denn so wie die Stimmungen erst dann in ihrer Wahrheit erkannt werden, wenn man sie auf die Einheit der Innigkeit zurückführt, so erhalten auch die Zustände der Pflanzengestaltung erst dann ihren wahren Charakter, wenn sie zum Einen Ganzen, zur Physiognomie des Pflanzenindividuums zusammenstimmen. Für sich genommen, mag jede Stimmung und jeder Zustand des Reizenden Manches enthalten, die Wahrheit des Lebens offenbart sich aber doch erst in und aus der Geschlossenheit des Individuums.

Von Individualität, oder was uns als dasselbe gilt, von Ganzheit, kann in der Natur zuerst bei den Pflanzen die Rede sein. Das Mineral ist selbst als Krystall kein Ganzes und zwar deswegen, weil jeder Krystall, in seine Mutterlauge gebracht, sich zu vergrößern vermag, also nach außen keine selbstbestimmte Abgrenzung hat, dann weil es völlig gleichgültig ist, ob man zur Bestimmung des Minerals ein großes oder kleines Stück und dies von der Oberfläche her oder aus dem Innern wählt, weil also der Stein in sich gleichförmig, unbegrenzt ist. Was aber unabgeschlossen und unterschiedslos ist, das ist kein Fertiges, sondern bloßes Moment im Werden eines Ganzen, und zwar hier der Erde, es ist kein Ganzes, sondern bloßer Theil in der Zusammensetzung größerer Massen. Daher wird das Mineral äußerlich gemessen, innerlich gewogen, nach Gestalt und Härte dort, nach chemischen Bestandtheilen und der Dichte da, — es wird ihm nur durch Vergleichung mit Anderem eine Bestimmtheit gegeben, weil es keine eigene hat. Das Mineral ist in seiner selbständigsten Form ein bloßes Beispiel für irgend ein mathematisches Gesetz.

Die Pflanze zwar vergrößert sich auch, ja sie vergrößert sich so lange sie lebt, und diese Vergrößerung ist daher ein Wesentliches bei ihr, während sie beim Minerale von dem zufälligen Dasein einer Mutterlauge abhängt, daher auch am Wesen des Minerals keinerlei Aenderung herbeiführt. Allein diese Vergrößerung der Pflanze, zu dem sie allerdings einer Materie bedarf, welche man der Mutterlauge vergleichen könnte, ist das Resultat eines Processes, in welchem die Nahrungsmutterlauge zu einem ganz Anderen und zwar innerhalb der Pflanze selbst verarbeitet wird. Daher tritt denn an der Pflanze sogleich ein Gegensatz von Drinnen - und Draußen, eines Inhaltes und Umschlusses auf. Die Pflanze ist eine durch ihren Typus bestimmte und denselben festhaltende Zelle, und je vollkommener sie wird, um so präciser und allseitiger gestaltet sich der Unterschied zwischen Peripherie und Centrum, der sich dann zu einer Unterschiedenheit äußerlich unzähliger und durch das eigene Maß der Pflanze bestimmter Theile durchführt. Die Pflanze besteht aus Theilen, deren jeder nach seiner Verrichtung beim Ernähren und Wachsen ganz bestimmt von allen Anderen unterschieden ist, aus Organen, die eben nur im Zusammenwirken mit Anderen ihre Bedeutung erhalten und ihr Dasein behalten, und sie ist das Ganze dieser nur durch ihre Eigenthümlichkeit zusammengehaltenen und zu bestimmenden Momente. Sie ist ein Lebendes und so lange sie lebt nach Innen und Außen zu dem Messen und Wägen unzugänglich. Erst an die todte oder ihrer Ureigenthümlichkeit beraubte Pflanze kann der Chemiker und Geometer heran, jedoch nur um die begonnene Zerstörung fortzusetzen.

Der selbstbewegten Individualität des Thieres gegenüber aber ist die Abgeschlossenheit und Ganzheit der Pflanze eine nur unvollkommene. Die Pflanze wächst, so lange sie lebt, das Wachsen selbst ist ihr Leben, und darum ist sie in jedem Momente ihres Daseins an den Boden gebunden, der ihrem Wachsen die nöthige Nahrung darreicht. Sie wurzelt im dunkeln Grunde, aus dem sie das, was fürs Licht taugt, hervorholt, um es zum farbigen Abglanze des Urseins auseinanderzulegen. Und dadurch ist

ihre Individualität die Vorahnung und Ankündigung des Menschlichen, — die Prophetin der Innigkeit, die mit ihrem Ursprunge im Dunkel wurzelt, sich entwickelt, so lange sie lebt, ja nur in dieser steten Annahme neuer Gestaltungen lebt, und in diesen Gestaltungen nur das darlegt, was sie aus dem dunkeln Grunde ihres Daseins erhalten hat. Und wenn man sieht, zu welcher Verklärung im Pflanzenleben das gelangt, was die Wurzel aus dem geheimnißvollen Dunkel ihres Ursprunges auffaugt, wird man unwillkürlich an Sallet's Worte erinnert: «Alle herrlichste Dichtungen sind nur ein Zurückbesinnen in die früheste Kindheit des Dichters hinein; sie ist der eigentliche Fond und gibt den Kern; alle Lebenserfahrung gibt nur das Bei- und Coulissenwerk. Ja eigentlich ist alle Poesie nichts weiter, als ein Zurückerinnern an den Moment des Erzeugtwerdens, wo durch die ewige Urkraft des erobernden Hingebens und hingebenden Eroberns das junge Organon als Keim gestaltet wurde und von nun an das lebendige Gesetz des Wachsens, Aufblühens und geistigen Fortwerdens in ihm pulsirte.» Auf das Individuum aber kommt es an, auf seine geheimnißvoll wurzelnde Ureigenthümlichkeit, was aus den allgemeinen Stoffen des Lebens werden soll; denn allgemein sind sie beim Menschen und bei der Pflanzenwelt, vorausgesetzt, daß nicht eine einseitige von falschen Voraussetzungen ausgehende Cultur dem Boden Kraft und Saft benommen hat. Und dies ist dann die Bedeutung des Pflanzenlebens für die menschliche Innigkeit, daß ihr da im Naturgebiete zuerst eine und zwar verwandtere Form des Werdens, als es die thierische ist, in der Individualität entgegentritt.

Wenn wir nun den Beziehungen nachgehen, in welche sich die ins Aeußere einlebende Innigkeit oder die Sehnsucht des Menschen zur Pflanzenindividualität, als der Geschlossenheit ihrer gesammten Lebensmomente setzt, so sind es drei Standpunkte, von denen aus diese Beziehungen angeknüpft werden. Erstlich wird das Pflanzenindividuum oder besser gesagt, der individuelle Typus der Pflanze rein um seiner selbst willen aufgenommen in den Zug der Sehnsucht zu menschlichem Widerklange in der Außen-

welt. Dann sind es zweitens bloße lokale oder temporäre Anklänge, welche diesen individuellen Typus der Sehnsucht zum Wiederscheine empfehlen. Endlich wird wieder das Individuum einerseits um seiner Eigenthümlichkeit, anderseits aber um jener Bedeutung willen genommen, die es zur Lebendigkeit des Menschen hat. Und so hätten wir hinsichtlich dieser Richtungen drei Gruppen der um ihrer Bedeutsamkeit für die Sehnsucht aufgenommenen Individualitäten der Pflanzenwelt, nämlich die der Selbstbedeutsamen, die der Reminiscenz und endlich die der Gifte.

α. Selbstbedeutsame Pflanzen.

Wenn nun von der selbstbedeutsamen Individualität der Pflanzen die Rede ist, so versteht es sich beinahe von selbst, daß nur jene in den Kreis der Besprechung einbezogen werden können, welche durch ihr Bestehen schon eine Selbständigkeit andeuten. Daher sind von selbst alle jene Pflanzen aus diesem Gebiete ausgeschlossen, deren ganzes Leben an die Perioden des Jahresverlaufes gebunden ist. Solche Jährlinge helfen wol die allgemeine Physiognomie der Landschaft mit bilden, an ihren Farben, Düften und Gestalten mag so manches Moment der Innigkeit seinen Spiegel finden, — allein die Sehnsucht, dieser Zug des ganzen menschlichen Inneren nach dem Einleben in die Außenwelt, geht an ihnen ungehalten vorüber. Sie selbst ihres unendlichen Dranges sich bewußt, sucht in der Natur und Geschichte nur das Dauernde, und als solches ist unmittelbar das Bleibende im Wechsel, das sich übers Vergehen und Wandeln äußerer Zustände Fortsetzende gegeben. Pflanzen daher, welche mit dem Frühling auf- und dem Herbste untergehen, dienen nur dazu, die Vergänglichkeit des Irdischen recht deutlich zur Schau zu tragen und können der ewigen Sehnsucht nicht genügen. Ja, wenn sich zu dieser Vergänglichkeit noch irgend eine Prätension, wie etwa die der Größe gesellt, so vermögen solche Wunderkräuter (Ricinus) gerade so widerlich auf die Stimmung zu wirken, wie die Wunderkinder, welche im raschen Wachsthume alle Genien zu über-

flügeln drohen, aber baldigst an überspanntem Siechthume jämmerlich zu Grunde gehen.

Ganz dieselbe Ursache ist es, welche die perennirenden Gewächse und die Stauden der Sehnsucht im Ganzen entfremdet, weil nämlich ihre verlängerte Lebendigkeit ein sich jährlich wiederholendes Streben ist. Und wenn auch die Sträuche ausgeschlossen werden, so geschieht dies, weil sie in Zersplitterung ihrer Production es zu keinem abgeschlossenen Ganzen bringen, und nur als Schattirung der Landschaft genommen werden. Doch kann aus jedem Strauche in Concentrirung seiner Kräfte ein Baum und durch ungünstige Umstände aus dem Baume ein kriechender Strauch werden, daher ist auch dieser Unterschied des Typus kein solcher wie der Unterschied der botanischen Art, und so kann in manchen Fällen auch das Gesträuch Baumeswürde erlangen und der Sehnsucht zum Abglanze dienen. Denn der Baum ist es erst, der um seiner selbst willen auf Bedeutsamkeit Anspruch macht, indem nur das, was sich über dem Wechsel der Jahre, ja der Jahrhunderte erhält, der Sehnsucht, welche sich ja eben gegen den Wechsel des Geschehens sichern will, eine dauernde Grundlage verheißt. Nur in dem, was sich in aller Geschichte unversehrt erhalten, findet der Mensch einen Anklang an jene Energie, die aus allen Geschichten seines Lebens sich unzerstörbar herstellt, — und wie der Charakter, so ruft auch der Baum den Stürmen und Gewittern sein: Trotz Alledem und Alledem unerschütterlich zu.

Unter den Bäumen nun werden natürlich diejenigen zuerst von der Sehnsucht des Menschen ergriffen werden, welche den ausgeglichensten, einfachsten Typus darbieten. Denn ehe sie darauf eingehen kann, die scheinbaren Disharmonien des Details zur Harmonie des Ganzen zusammenzufassen, muß die Innigkeit des Menschen als Ganzes überhaupt ein Ganzes, und zwar ein solches durchdringen, was in sich möglichst unterschiedslos ihrem Ringen nach Einheit und Geschlossenheit auf den ersten Blick als Eines sich darbietet. Und wenn sich zu diesem Zusammenstimmen der Detailformen noch die Unwandelbarkeit im Wandeln der

Jahreszeiten gesellt, so ist das erste Ausgreifen der Sehnsucht durch einen solchen Typus entschieden.

Daher sind es auch vor allen Anderen die Nadelbäume, Casuarinen und Palmen, deren Gesammtbild von der nach Abspiegelung ihrer Gesammtstimmung drängenden Innigkeit ergriffen wird. Und von diesen wieder natürlich jene Formen, welche als die am wenigsten von der Einheit des Individuums sich entfremdenden am leichtesten begriffen werden. Denn die Sehnsucht, welche, wenn man in den Gebieten der Ahnung zurückschreitet, zuletzt in der Unbefriedigtheit des Menschen am gewöhnlichen Gesellschaftstreiben der Leute, daher im Rückzuge aus der Welt oder besser aus ihrer faulenden Gegenwart wurzelnd gefunden wird, kann zuerst nur das Einfachste ergreifen. Sie fürchtet zunächst noch in jene Verwirrniß zurückzuversinken, aus der sich der Mensch kaum erst gerettet und das erwachende Vertrauen auf die Welt ist daher die Scheu vor der Mannichfaltigkeit und Fülle, die Aengstlichkeit, die nur von den einfachsten und unwandelbarsten Typen ein Verständniß und eine Theilnahme erwartet.

Und so sehen wir denn in der That zunächst unter den Nadelbäumen die Tanne oder Fichte, den Lebensbaum (Thuja) und die Cypresse von der Sehnsucht zur Darstellung der Stimmung ergriffen werden. Dabei ist aber trotz der Aehnlichkeit in den Grundzügen des Typus das Eigenthümliche der Ausprägung desselben durch die einzelnen Arten so bedeutend, daß die Unterschiedenheit des Eindruckes auch eine Verschiedenheit der Stimmung und ihres Ausdruckes hervorruft. So ist die Cypresse namentlich die sogenannte männliche (Cupressus pyramidalis) so vorwaltend durch den Stamm bestimmt, und dieser Ernst der aufstrebenden Tendenz durch die düstere Färbung so gehoben, daß dieser Baum das eine Extrem der an den Nadelhölzern sich andeutenden Stimmung, nämlich den Rückzug aus den Verwirrnissen des Lebens zur Einsamkeit und Ruhe der Gräber repräsentirt, — während dagegen die Thuja mit ihrer sich ins Breite entfaltenden Krone und ihrem heiteren unstörbaren Grün als Lebensbaum für die Andeutung des reich sich entfaltenden und zuletzt doch die Trü-

bungen überwindenden Menschendaseins genommen wird. Die zwischen diesen Extremen in der Mitte sich haltenden Nadelbäume geben dann auch weitere Nuançirungen der ernsten Grundstimmungen eines sich in die Welt kaum noch hinauswagenden Gemüthes ab. So die Tanne oder Fichte im Ganzen schwer von einander zu unterscheiden, von deren Gestaltung Vischer (Aesthetik) sagt: «Die Tanne stimmt unbehaglich, unwirthlich und befreiend, erhebend zugleich; jenes durch ihre peripherischen Organe, dieses durch ihre Richtung, jedoch nicht im Sinne heiteren Schwunges, sondern trotziger Kühnheit. Ein Tannenwald wirkt wie ein frischer, stählender Morgen.» Und dann wieder bringt eine weitere Nuançirung der Stimmung das Weichere oder Härtere der Nadeln, wenn es entschieden auftritt, hervor, so wie bei aller Aehnlichkeit des Gesammtbaues die Lerche (Pinus larix) für das Sichzurückziehen des weicheren Herzens und die Ceder (Pinus cedrus) für die unerschütterliche Erhebung des kräftigen Gemüthes charakteristisch genommen wird. Wo dann aber die Ausbildung des Stammes nach der Höhe zu allen weiteren Nuançen der Gestaltung sich unterordnet, wie dies bei der bis zu 200 Fuß emporragenden Norfolkfichte (Eutacta excelsa) der Fall ist, da wird auch eine ähnliche Stimmung wie durch den Palmentypus geweckt. Das Gemüth nämlich bei aller Freudigkeit über das Erheben und Emporsteigen aus den Wirrnissen und Dunkelheiten der Waldfülle kann sich doch einer gewissen Schwermuth über das Aufgeben so mancher im Verborgenen blühenden Seligkeit und so mancher reizenden von murmelnden Bächen begleiteten Lichterspiele nicht erwehren. Es wird also bei dem Streben, in dem präcisen Typus der Nadelbäume von der störenden Fülle der Erlebnisse sich zu befreïen, nicht von jener Melancholie verlassen, welche hinter jedem Siegesjubel einer rücksichtslosen Energie lauert.

So wird denn der Mensch durch die starre Ruhe und einfache Größe der Nadelbäume, deren Typus anfangs ausgleichend, dann melancholisch auf sein Gemüth wirkt, fortgedrängt zu jenen Gewächsen, welche mit den Freuden und Leiden des **Jahresverlaufes gleichen Schritt** halten. War es ihm anfangs um

die stille Erhebung und Vertiefung seines Gemüthes zu thun, so wird er aus dieser zuletzt schwermüthigen Vereinsamung dorthin bewegt, wo die Fülle der Lebenswandlungen der hervorbrechenden Fülle seiner Herzenserlebnisse nebenan geht. Natürlich wo von Wandlung die Rede ist, muß ein Unwandelbares zu Grunde liegen, und so sind es nicht Kräuter, sondern nur Bäume, an die sich seine wandelbare Stimmung anschließt. Und weil jedes erste Ausschreiten gewöhnlich weit übers Ziel hinausgeht, so sind es auch die Obstbäume, an die sich das Gemüth so angezogen fühlt, wie es sich aus dem erhabenen Schweigen felsenspiegelnder Seen und endloser Urwälder in die beschränkteste und mit kleinen Freuden und Sorgen erfüllteste Häuslichkeit der Hütte zurücksehnt.

Es ist dies die Bewegung des Gemüthes aus seinen anfangs zu abstrakt erfaßten Idealen zu einem Dasein, dessen Regsamkeit und Beweglichkeit geradezu mit jener leeren Unendlichkeit contrastirt, und damit auch eine erste Ergänzung, nämlich die der Sentimentalität zum Sturm und Drang des in die Natur sich versenkenden Herzens bildet. In der That aber, so vielerlei Reize und Freuden sich im Laufe des Sommerlebens an den Obstbäumen einstellen, so kann der Typus ihres ganzen Daseins das energische Gemüth nicht für die Dauer fesseln. Zwar wenn die duftigen Frühlingsblüthen der Apfel- und Pflaumenbäume den Menschen mit ihrem Schneegestöber überschütten, mag es ihm immerhin wie die liebliche Neckerei des friedlichen Landlebens und seiner von aller Ironie freien Scherze vorkommen. Und er mag sich in dies naive Dasein so verlieben, daß er das Raupenlesen nicht scheut und freudig dem Mußkochen und Ciderpressen entgegensieht. Allein wie der Typus der Obstbäume trotz aller scheinbaren Mannichfaltigkeit ein äußerst einförmiger ist, und nach kurzer leichtabfälliger Blüthe, die mehr Nützlichkeitswellen als Schönheitslinien zur Schau tragende Krone, endlich die nicht um ihrer Betrachtung, sondern um des prosaischen Genusses willen veredelten Früchte darbietet, — so wird das energische Gemüth wol alle diese einfachen und stets so wiederkehrenden Freuden enger Häuslichkeit durchkosten, oder sich sie neben seinen weiteren

Strebnissen als sicheren Hinterhalt und Rückzug bewahren, allein darin so wenig sein Letztes finden, als es an den Obstbäumen sich bleibende Andeutungen seiner Erlebnisse erwählt.

Sondern vielmehr jene Bäume, bei denen man weder unmittelbar an die Praxis des Bedürfnisses und seiner Genußmittel gemahnt wird, noch seine Anforderung an die freie Entfaltung des individuellen Typus den Nützlichkeitsrücksichten unterordnen muß, die also um ihrer selbst willen da sind und nicht um Anderer Zwecke wegen den Jahresverlauf mitmachen, werden zu charakteristischen Typen der einzelnen Stimmungen des Menschen. Wie der Mann nicht in der Friedlichkeit des Familienlebens, sondern in der breiten und mächtigen Darlegung seiner Principien, zu denen jetzt die traumhaft erhabenen Ideale des Jünglings geworden sind, seine Würde und Ehre findet, so sind es auch jene gewaltigen Laubgewächse, die nicht wegen vergänglicher Blüthen und anlockender Früchte, sondern um der freien Entfaltung ihrer Kraft willen aufgesucht und festgehalten werden. Und da läßt denn die gemäßigte Zone, die auch der vollen Entfaltung schöner Menschlichkeit so günstig ist, eine Reihe von Bäumen gedeihen, deren individuelle Typen ungesucht den mannichfach charakteristischen Zügen menschlicher Entwickelung entgegenkommen.

Vor Allem bieten sich nun Eiche und Linde als Bilder kräftiger nnd anmuthiger Individualität dar. Das Typische tritt an diesen beiden Baumformen so entschieden hervor, daß sie überall, wo sie vorkommen, in bestimmteste Beziehungen zur menschlichen Innigkeit gesetzt werden. So die Eiche, über die Vischer (Aesthetik) sagt: «Der dicke Stamm der Eiche hat vorzüglich rauhe Rinde, knorrige vielgekrümmte Aeste und sie müßte in hohem Grade hart erscheinen, wenn nicht die saftigen schöngebuchteten Blätter sie überkleideten; so aber entsteht ein schöner Gegensatz» — und dieser, fügen wir hinzu, gleicht sich zu jener Harmonie aus, welche uns die Eiche nicht als ungeschlachten Urwaldsrecken, sondern als selbständige, in sich geschlossene, am liebsten frei von unterstützender, aber auch hemmender Nachbarschaft sich entfaltende Kräftigkeit des Charakters erscheinen läßt. Diesen

Eindruck, den der Typus der Eiche macht, spricht Schasler so aus: «Die Eiche ist in ihrer Gestaltung fern von jedem weichen melancholischen Ausdruck, sie ist voll ernster Würde in der Ruhe, voll erhabener oft ans Furchtbare steigender Kraft in der Bewegung. Die Eiche flüstert nicht, wenn ein sanfter Zephir durch das Laub des Waldes streift, sie heult nicht, wenn der Sturm ihre alten Zweige rüttelt, sondern «der Eichwald braust», wie es Schiller mit seinem feinen Naturinstinkte sagt. Denn das Brausen ist die zornige Stimme der Königin der Wälder, wenn sie sich zum Kampfe mit ihrem Widersacher, dem Sturme rüstet, um ihn zu besiegen.» Und darum mag sie, die in ungebeugter Rüstigkeit Jahrhunderte an sich vorüberziehen sah, auch als das ehrwürdige Document entflohener Lebensherrlichkeit angeschaut werden. «Die Eiche ist von Kopf zu Fuß altvätrisch, heraldisch, feudalistisch und würde zur Stunde alte Schloßlegenden und Thaten edler Jagd und von rauschenden Lustbarkeiten im Mondschein erzählen, wenn man nur stehen bleiben und ihr zuhören wollte.» (Reisebilder aus den Pyrenäen.) Und dieselbe Einstimmigkeit des Symbolisirens finden wir, wenn wir die Gebiete der Innigkeit von der Naturreligion an, durch die Geschichte der Welt, und die des Individuums durchstreifen. Ueberall wurde da die Eiche mit dem Kräftigsten und Würdigsten in sinnige Beziehung gesetzt.

Und ebenso häufig hören wir die Linde genannt, wo es sich um gemüthliche Anknüpfungspunkte in der Natur handelt. Wenn dabei die classische Welt mehr sich der Eiche, die romantische mehr der Linde zuzuneigen scheint, so ist das blos in den klimatischen Bedingungen, welche im wärmeren Theile des gemäßigten Striches der Eiche, vorzüglich ihren immergrünen Arten, günstiger sind, zu suchen. In der That wüßte man der Eiche in der Pflanzenwelt keine entsprechendere Nebenbuhlerschaft zu finden als die Linde, der Kraft die Anmuth. «Sie ist gewaltig an Größe wie die Eiche, aber ihre spitzwinklicht vom Stamme aufsteigenden Aeste sind weniger rauh gekrümmt, ihre herzförmigen Blätter spielen vielbewegt an dünnem Stiele und geben dem mächtigen Ganzen zarte,

weichere Empfindung erregende in den äußersten Umrissen ungewisser verschwimmende Umkleidung, während doch ihre äußerst reiche Fülle sich zu so schönen kräftig gesonderten, vom energischen Schaffen durchschnittenen Massen sondert, daß diesem Baume die herrlichste Krone unter allen Laubhölzern zuzuerkennen ist; keiner der Bäume, die zu dem Typus der gemäßigten Zone gehören, vereinigt Würde so schön mit süßer, gemüthvoller Anmuth.» (Vischer: Aesthetik.) Wie das Wellenspiel eines Wassersturzes Ein Thema in unendlichen Variationen abspielt, so bietet die Krone der Linde immer neue, aber immer schöne Umrisse dem sinnigen Auge dar. Von der Pyramide bis zur Kugel, durch flache Kuppeln und mehrfach eingeengte Urnen entwickelt die Linde ihr Geäste und so wie die Eiche am liebsten dort, wo sie von einengender Nachbarschaft frei ist. Der Spaziergang durch eine Lindenallee bietet in Formen dasselbe, was eine etwa Beethovensche Symphonie in Tönen, und wenn gar der duftige Athem ihrer unscheinbaren Blüthen sich zu der Herzensfülle gesellt, die sich das Auge aus den Blättern eingesogen, dann mag wol der Trunkenheit des Sinnes nur schwer gewehrt werden.

Ein ähnliches Paar, wie Eiche und Linde, sind Buche und Birke, nur daß beide, vorzugsweise dem nördlicheren Theile unseres Himmelsstriches angehörend, auch eine viel einseitigere Darstellung derselben Grundzüge darbieten. «Unter dem Laubholze ist der starrste Baum die Buche. Die steifen, nur in der Mitte etwas nach unten ausgebogenen Aeste stehen in schneidender kratzender Linie ab; das gezahnte, breit elliptische Blatt sitzt auf kurzem Stiele abwechselnd gegenständig und spielt wenig im Winde, der Körper der Krone schließt sich wenig modellirt fest zusammen. Dem Stamme sieht man die Härte des Holzes an, strenge Kraft ist der Ausdruck, der ebendaher eine in sich zusammengefaßte gesunde und tüchtige, aber herbe Stimmung bewirkt.» (Vischer: Aesthetik.) So haben wir den Typus rücksichtsloser Energie des Mannes vor uns, die wenig darnach fragt, ob ihr schlichtes Auftreten gefalle, sondern nach allen Seiten ihr hartes und stechendes: Trotz Alledem geltend macht. Dagegen ist die

ganze Erscheinung der Birke von der Art, daß sie uns an jene weibliche Zuthulichkeit mahnt, die sich ein Plätzchen zu erschmeicheln und ihren Standpunkt durch nett sein wollendes Gewand zu erhalten strebt. Aber das silberweiße Kleid hat keinen Halt, der Stamm bringt es zu keinem geraden Emporstreben, und die Blätterherzen auf langem Stiele auf schwankendem und vorzüglich bei der Trauerbirke auf hängendem Geäste bringen es trotz ihres jedem Lüftchen folgenden Zuneigens zu keiner Fesselung des Sinnes. Diese Weichherzigkeit, die vor lauter Gemüth mitunter die Eleganz der Erscheinung, mit der sie doch anziehen wollte, vergißt, kann für Augenblicke reizen, wie der Duft, der in der Rinde verborgen ist, allein man ist gar zu bald gesättigt, oder besser gesagt, man war eigentlich nicht gereizt und hat nur aus einer gewissen Art von Mitleid dorthin sich gewendet, woher gar so viel Aufforderung gekommen war. Am schönsten weiß den Eindruck der Birke noch Mickiewicz zu verklären:

«Czyś niepiękniejsza nasza poczciwa brzezina
Która, jako wieśniaczka kiedy płacze syna
Lub wdowa męża, ręce załamie, rostoczy
Po ramionach do ziemi strumienie warkoczy
Niema z żalu, postawą jak wymownie szlocha!»

«Ist sie nicht schöner unsere bescheidne Birke,
Die, einer Bäurin gleich, wenn sie den Sohn beweinet
Oder die Wittwe den Mann, die Hände ringt, die Zöpfe
Stromweis über die Achseln läßt zur Erde fluthen,
Stumm vor Schmerzen in ihrer Form wie schluchzend dasteht.»

Der Birke vielfach ähnlich ist die Pappel, vorzugsweise die gemeine (Populus nigra). Doch ist der Eindruck ein wesentlich anderer und zwar vorzugsweise durch den dunkleren Ton der Rinde und des Laubes. So wird auch die Stimmung ernster gefärbt, und die leichte Beweglichkeit des Laubes und Geästes, welche uns dort wegen des kokettirenden Beiwesens mißfiel, läßt uns in der Pappel eine leichter ernsteren Dingen sich zuneigende Individualität also eine dem Nützlichen sich zuwendende Gestalt erkennen. Diese Nützlichkeitstendenz, die uns an die Allgeschäftigkeit tüchtiger Hausfrauen mahnt, verliert aber bei der italienischen Art (Populus pyramidalis) alle Anmuth, indem sie gar zu einseitig

pretentiös auftritt, und in dieser Form höchstens als Wegweiser erträglich wird. Gegenüber dieser starren Einseitigkeit wird die durch den langen und seitlich zusammengedrückten Blattstiel bedingte Beweglichkeit in der Espe (Populus tremula) zum Extreme. Wie die unbehülflich zum ersten Male in die Welt eingeführte Jungfrau, schaudert die ganze Krone bei der leisesten Regung eines Lüftchens zusammen, sie hat etwas «Schwebendes, was das innere Erzittern subjectiver Empfindung hervorruft; dies Flüstern des Objects wird zu einem inneren.» (Vischer: Aesthetik.) Und wie sie nur in der trägen Schwüle, die dem Gewitter vorangeht, sich nicht regt, so mag auch das an jene beängstigende Ruhe des Gemüthes mahnen, welches in seiner Regungslosigkeit nur so lange verharrt, als der Druck der Erlebnisse es von allen Seiten gleich belastet, und bei der ersten Erregung von den freigelassenen Stürmen zerrissen wird. Das schönste Ebenmaß dieses anmuthigen Nützlichkeitsstrebens, das Abbild unscheinbar das Zierliche wirkender Fraulichkeit, bietet die Silberpappel (Populus alba) mit dem satten, aus weißem Grunde aufsteigenden Grün ihrer pyramidal regelrechten Krone und dem Eine Richtung fest verfolgenden Stamme, während die Rüster (Ulmus campestris) vielfach an die Linde, aber auch Buche mahnend, die nicht immer zart ausgreifenden Hülfebestrebungen des Mannes, seinen oft zu rauhen Ernst uns vorführt. Nur wo sie der eleganten Rebenguirlande zur Stütze dient, ja wo die rissige Rinde sich unter diesen Umschließungen birgt und die scharfe Belaubung von Weinblättern unterbrochen wird, da läßt man sich die etwas zu trockene und dunkle Unterlage solcher hülfebedürftigen Schönheit gerne gefallen.

Und wenn wir das Nützliche dem Schönen sich zunähern sehen, so werden wir unwillkürlich zu den Bedingungen geführt, von denen dieser Fortgang abhängig ist. Es sind dies einerseits die Behaglichkeit des äußeren Daseins, anderseits der dem Inneren eingepflanzte Sinn für Reinlichkeit und Zierlichkeit der Erscheinung. Auch dafür bietet uns die Pflanzenwelt ein Paar von Bäumen, die diesen Eindruck unwiderleglich machen. Es ist dies einerseits

der Wallnußbaum (Juglans regia) mit seinem reinlichen, mächtigen, gerade aufsteigenden Stämme, seiner von gewaltigen Fiederblättern gebildeten Kronenfülle, die gerade die richtige Mitte zwischen den zu abgerundeten und zu geraden Contouren bildet und endlich dem Dufte seines Laubes, dem Oele seiner kräftigen Früchte. Man sieht den in seiner selbsterschaffenen und selbstbewirthschafteten Wohlhabenheit behäbigen Bürger vor sich, während die Erle (Alnus glutinosa) mit ihrer schlanken und durchaus zierlichen Gestalt dort am besten auftritt, wo auf endlos grünen Wiesen, wie im Salon der Fluß der Conversation einer zuweilen schärfer hervortretenden, wenn auch milde gehandhabten Leitung, eines feinen Anordnens der Bahnen bedarf, wenn nicht das Grün und die Frische der Gesellschaft ins Langweilige ausarten soll.

Die Behaglichkeit des Daseins und Wirkens ruht aber selbst auf der Verständigkeit, die Alles erwägt und berechnet, damit auch nicht das Geringfügigste für die Förderung des Endzweckes unbenützt bleibe; so wie der Sinn fürs Zierliche der Erscheinung zuletzt im Gefühle für das Menschenwürdige wurzelt. Wird nun beides: der Verstand und das Gefühl bis zu jenem Extreme entwickelt, neben welchem alle übrigen Momente der Innigkeit verschwinden, so haben wir auf der einen Seite die nüchternste Prosa, die sich in abgezirkelten Linien und steifen Formen gefällt, die Correctheit, die überall corrigirt bis überall nur Mittelmäßiges da ist, auf der anderen die Empfindelei, die völlig haltlos auch dort noch nach Fühlbarem herumschwankt, wo es höchstens ein derb Handgreifliches gibt. Für jene Correctheit erscheint uns nun der Ahorn als typisch, so wie wir diese Sentimentalität an der Weide verleiblicht sehen. Man betrachte doch einmal so recht mit sinnigem Auge den Ahorn (Acer pseudoplatanus) oder auch die ihm so ähnliche Platane (Platanus occidentalis) selbst. Nicht zu niedrig, nicht zu hoch, nicht zu dunkler, nicht zu lichter Rinde, die Blätter wie Vorlegeblätter für geometrische Zeichnungsübungen, die Krone möglichst pyramidal, die Frucht so zweckmäßig für die Sicherung der Fortpflanzung erscheinend, — wahrlich das taugt für Promenaden anständiger Leute, die sich doch auch zuweilen gerne,

d. h. am conventionellen Sonntag im Schatten kühler Denkungsart und nüchterner Grundsätze ergehen. Und der Duft während kurzer Blüthezeit? Nun habt ihr noch nie die widerlichen Süßigkeiten der Philister verkostet? Geht hin zum Ahorn, und ihr seid gewiß nach wenig Augenblicken froh diesem Lebkuchengeruche zu entgehen. Und wenn wir von der Weide sprechen, so wollen wir sogar die gemeinen Arten zu ihrem Vortheile unerwähnt lassen, denn alle haben sie den unausgeglichenen Gegensatz zwischen steifem Laub und schwankendstem Geäste an sich, und ihr Typus, dem der des Oelbaumes bis zum Verwechseln ähnlich ist, gereicht der Landschaft durchaus nicht zur Zierde. Nur die Trauerweide (Salix babylonica) hebt sich vortheilhafter heraus, weil sie den Typus bis zu jenem Extreme steigert, wo er eher einem grünen Wasserfalle oder dem gelösten Hauptthaare einer Riesenjungfrau als der Krone eines Baumes gleicht. Dadurch fühlt man sich auch auf einem allgemeineren Boden gerückt, auf das Gebiet des elegischen Träumens, der sich in ihre Erinnerungen einhüllenden Wehmuth, — und da wo die Erscheinung wahrhafter Trauer ist, da pflegt man auch nicht nach dem Grunde derselben zu forschen, sondern achtet sie als im Leben berechtigten Zustand.

Man achtet die Trauer wol, auch wenn sie an einer Weide sich symbolisirt, allein lieber wendet man sich doch jenen Gestalten zu, die heiter auch in ernster Zeit zu sein verstehen, zu den Immergrünen, oder, wo diese vom Klima nicht begünstigt werden, wenigstens zu Jenen, welche mit der Schönheit der Gestalt auch den Zauber der Farbe und den Reiz des Duftes in der Blüthe zum Hochfeste des Jahres mitbringen.

Im Ganzen genommen ist jedoch der Trost, den uns die Blüthenbäume in die Trübungen des Daseins zulächeln, wenig von jener Erquickung verschieden, die wir aus den Kelchen der einjährigen Pflanzen saugen, wenn jene Bäume selbst zu den im Jahreszeitenwechsel sich umwandelnden Typen gehören. Was in den Reisebildern aus den Pyrenäen über die Acacie (Robinia pseudoacacia) gesagt wird, gilt von den meisten unserer sommergrünen Blüthenbäume: «Die leichte Acacie bewegt wellenförmig

ihre schönen Zweige um anzudeuten, daß es ein Lustgarten oder eine Sommerlaube ist, welche ihre glänzenden Blätter und duftigen Blüthentrauben zieren.» Der sogenannte Jasmin (Philadelphus coronarius), die Gleditschien, der Goldregen (Citisus laburnum), die Siringen, Acacien, Albizzien, Ribes (Ribes rubrum et aeneum), die Schneeballen (Viburnum opulus), die Paulownien und wie sie alle heißen mögen, deren Blüthen den Sommer verherrlichen, sie sind schön, wie die Liebe, wie der Sommer, aber auch nur so lange, als sie währen. Und wenn wir die Blüthen des Mandelbaumes fallen sehen im zeitlichen Frühling, werden wir unwillkürlich an jene Zeit gemahnt, von der es dann elegisch klingt:

«Der Herbst ist da, der Sommer aus,
Die kalten Winde sausen.
Da schließt er zu sein Sommerhaus,
Die Blätter läßt er draußen.
Und Morgens steht er, bleich, beraubt
Von seinen Blättern allen,
Da schüttelt er sein graues Haupt
Und läßt die Todten fallen.
Wo wirst du, blasse Leichenflur
Den schweren Lohn dir fodern,
So lebtest du drei Monden nur
Zu leiden und zu modern.» (Trinius.)

Freilich ist der feste Stamm die Garantie, die uns die sommergrünen Blüthenbäume bieten, sie werden ihre Lebensrichtung nie aufgeben und übers Jahr dasselbe bringen, woran wir uns heuer erheitert. Allein wir werden dadurch vielleicht noch mehr zur Einstimmung in die Worte geleitet:

«Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß.»

Und so fassen wir auch die unterscheidenden Typen derselben weniger scharf ins Auge, indem uns die Blüthenpracht und ihre Vergänglichkeit von den anderen Momenten abzieht. Nur zwei Individualitäten drängen uns zu einer ausnahmsweisen Behandlung. Eine ist der Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera), dessen Eindruck ziemlich mit dem der Magnolie (Magnolia glauca) übereinkommt, nur daß sein Laub in edelgezogenen Linien den Charakter steigert, nämlich den der ruhigen, weil auf unstörbarer Grund-

age ruhenden, gediegenen Pracht. Sie beide sind die Hochadeligen von alter, beim Tulpenbaum sogar urweltlicher Abstammung, deren mächtige Blüthen zur Repräsentation der Familie erscheinen, wenn die ganze Welt beim Einzuge des Jahresköniges sich schmückt. Der Andere ist die Roßkastanie (Aesculus hippocastanum), die sich nicht genug beeilen kann, um ihre aufgeputzten und glänzend-colorirten Sträuße zur Verzierung des Frühlings aufzustecken. Allein das währt nur kurze Frist, wie man beim rasch reichgewordenen Börsenspeculanten die Lichter auszulöschen beginnt, sobald die ersten Ballgäste wegzugehen die Miene machen. Da ist Alles nur wie schlechter Lack, der abspringend die Sache noch häßlicher macht. Und wenn nach flüchtiger Blüthe das breit auseinanderlaufende Laub zusammenzuschrumpfen, wenn das alternde Blaugrün mitten in den heitersten Sommer sich hineinzulegen beginnt, da erinnert man sich des sparrigen Astskelettes der garstigbraunen, rissigen Rinde, und wünscht den Flitter mit Allen denen, die ihn lieben und in nicht genug zahlreichen Exemplaren anzupflanzen sich bemühen, dorthin, wo, — doch lassen wir's, immer ist ja der Baum gegen seine Protectoren dadurch im Vortheil, daß ihn das Ungeziefer flieht.

Mehr den Eindruck des Erfreuens, weil an unstörbares Glück und ewige Jugend mahnend, machen die immergrünen Laubhölzer. Doch gehören sie dem glücklicheren Theile unseres Klima an, und die größere Zahl derselben ist nicht so sehr des individuellen Typus wegen als vielmehr dort in Betrachtung zu ziehen, wo es sich um die Gruppirung der Pflanzen und um den durch die Physiognomie seiner Vegetation bestimmten Charakter der Landschaft handelt. Nur etwa in dem Sinne, in welchem wir die schöne Welt des Griechenthums die unsrige nennen, als Ziel unseres Sehnens nach der Kunst nämlich, können wir den Lorbeer in unsere Weltanschauung hineinbeziehen. Und wie seit jeher gilt auch uns der Lorbeer symbolisch für jene Zustände, welche die höchste männliche Energie als Resultate zu Stande bringt, für unbefleckte Jugendlichkeit und Wahrheit des Strebens, für den triumphirenden Sieg und den ihm folgenden Segen der Ruhe, der

Sicherheit und der Freiheit. Wie das Haus am besten bewahrt ist, das unter solchem Horte steht (gratissima domibus janitrix nennt ihn Plinius), so ist er auch das edelste Ziel eines aus stiller Häuslichkeit zur Weltgestaltung herausschreitenden Strebens, ein Ziel jedoch, das nur Wenige erreichen, während selbst die meisten Besseren klagen müssen:

> «O Lorbeerzweige!
> Ihr wachs't auf einem himmelhohen Gipfel,
> Zu dem ich nun schon zwanzig Jahre steige.» (Rückert.)

In der That gibt es wol keinen Baumtypus, welcher die vollendete Würde so darstellen möchte wie der Lorbeer (Laurus nobilis). Hoch und gerade die Richtung des Stammes und Lebens tragend, sie mit einer nicht zu breiten, aber dichtbuschigen Pyramide umhüllend, in dunkler gewaltiger Blattelipse feinstes Arom bergend, in den Blüthen in der Vervierfachung der Staubbeutel höchste Productivität andeutend, so ragt er über Myrthengebüsche und Oelgehölze ernst und feierlich empor, wie der Held, der sich nicht von süßer und friedlicher Häuslichkeit allzu frühe fesseln ließ, weil er doch die Selbstgewißheit, sie zu erschaffen, in sich trägt.

Und dort, wo der Lorbeer heimisch ist, da gilt es auch, den Ernst des Strebens gegen üppigste Lockung festzuhalten. Und als Symbol dieser Lebensüppigkeit wurde und wird die Granate (Punica granatum) mit ihren weichen Blattfiedern sich in breiter, zierlicher Krone auseinanderlegend, aus der die glühenden Blumenaugen und die Erquickung bergenden Früchte hervorschauen. Wo der Cicaden Geklingel die ununterbrochene Musik der Landschaft bildet, wo die heißen Lüfte vor dem Auge flirren, da ist's als ob die purpurnen Blüthen sich vom Stiele lösen wollten um wie lustberauschte Mädchen ihren sinnberückenden Fandango zu tanzen.

Und so wie für ernste Würde und verführerische Lebensschwellung, so bietet derselbe Himmelsstrich auch einen solchen individuellen Baumtypus, an welchem das allseitige Glück, zu dem freilich nur wenige ursprünglich reiche und völlig ausreifende Gemüther gelangen, sein Abbild findet. Es ist das der Typus

der Hesperiden (Aurantiaceae), deren einzelne Arten sich mehr durch die Frucht als den Gesammthabitus unterscheiden. Alles, was im Pflanzenleben als Höchstes bezeichnet wird, findet sich an diesem Typus und zwar in stetem Grün, ewigem Blühen, und immer reifenden Früchten. Der überall hervordringende, feinste Duft verräth eine vollständige Verkochung des aus dem irdischen Grunde Aufgesuchten, und dieselbe Ausgleichung verräth das Silber der Blüthen, das Gold der die höchste Fruchtform potenzirenden Aepfel. Dazu dann die Gesammthaltung, die eine schöne Mitte zwischen zu voller Rundung und zu geraden Linien bildet. Und so ist es denn, als hätten die Alten dasselbe aussprechen wollen, was Rahel sagt, daß nämlich völliges, ungetrübtes Glück kein Mensch aushielte, indem sie die Heimath dieser so vollkommenen Pflanzengebilde halb in ein Jenseits, in eine nur den Heroen zugängliche Ferne verlegten. Und eigen ist es, daß die Cultur dieser Bäume erst im dritten Jahrhunderte in Europa gelingen wollte, im Absterben der classischen Welt, gleich als hätte auch ihrer Schönheit noch Eines zum völligen Glücke gemangelt, und als hätten daher auch dessen Symbole nicht in ihr heimisch werden wollen.

β. Pflanzen der Reminiscenz.

Wirklich schaut dieser Mangel aus den seelenlosen Augensternen der plastischen Kunstgebilde uns wehmüthig entgegen. Es ist dies der Mangel der Innerlichkeit, jenes Aethers, welcher die Schöpfungen der romantischen Welt so zauberisch durchweht, und welcher im Gegensatze zur classischen Weltanschauung, die nur im sinnlich Ausgeprägten sich befriedigte, das den Sinnen Dargebotene, wenn nicht mit Verachtung von sich wies, doch nur höchstens als Anknüpfungspunkt der Erlebnisse betrachtete. Es ist jene auf die Spitze getriebene Individualisation, welche die Alten als fluchbeladene Empörung gegen die Götter und als ein durch Ostrakismus zu bannendes der Gemeinde drohendes Unheil betrachteten, — die aber dann so sich darzuleben das Recht in Anspruch nimmt, wie die schöne Entfaltung der Gestalten einer Vertiefung

im Gemüthe bedarf. Und wie die Sehnsucht nach Pflanzentypen sucht, an denen sie vom ätherischen Aushauche bis zur ausgeglichenen Gestalt ihre Zustände dargelebt erblickt, so ist es nur eine andere Seite dieser Sehnsucht, wenn sie nach solchen Gestalten greift, die ihre Bedeutung erst einem Erlebnisse des Gemüthes verdanken, — wenn sie sich von den selbstbedeutsamen zu den Pflanzen der Reminiscenz wendet.

Da aber, wo die Individualität des Erlebnisses das Bestimmende fürs Anknüpfen der Sehnsucht an die Pflanzenwelt wird, dort tritt natürlich die Individualität des Gegenständlichen so sehr in den Hintergrund, daß sie beinahe völlig verschwindet. Ein jeder Typus ist in diesem Falle befriedigend, nur nicht jener, welcher geradezu der Stimmung widerspricht, und dies Letztere ist auch die einzige Bedingung, welche das, was darüber zu sagen ist, dem Gebiete der Sehnsucht und nicht dem der Ahnung zuweist. Und was darüber zu sagen ist, kann gar nicht besser gesagt werden, als in Wiederholung dessen, was Grandville's fleurs animées oder vielmehr Taxile Delord's Texte zu denselben bringen. So heißt es unter: la fleur préférée: «Man liebt die Blumen, man zieht aber Einzelne den übrigen vor. Solche sind die Blume der Erinnerung, die Blume der Liebe, die Blume der Jugend; es sind jene, die man in den ersten Tagen des Lebenslenzes pflückt. Wir verbinden den Namen und die Züge einer geliebten Person mit der Vorstellung einer Blume, die uns jene immer wieder zurückruft. Für die Einen ist es die Rose, der Jasmin, der Flieder, die Sonnenwende, die Verbena; für die Anderen das Sinngrün, das Veilchen, das Vergißmeinnicht. Für alle aber ist die Erinnerung an eine Frau untrennbar von der an eine Blume. Der Duft dieser bevorzugten Blume erfüllt uns mit einem Rausche, der sich vom Haupte in das Herz versenkt. Ihr Anblick hebt euch über die Gegenwart hinweg, ihr lebt in der Vergangenheit, ihr seht ihn wieder jenen schmalen Pfad, auf dem ihr beide zwischen Rosengebüschen gewandelt, jenen Bach, der ihr Bild wiederspiegelte, ihr hört ihre Stimme, ihre süße Stimme euch rufen. Ein anderes Mal sagt ihr zu euch: Das war ja die

Blume, welche meine Mutter liebte oder jene, mit der meine Schwester mich schmückte. Und ihr denkt an eure Kindheit zurück, ihr seht eure Mutter zu euch herabschauen, an eure Schwester, so keusch, so rein, so schön, die Gott von dannen nahm, um einen Engel aus ihr zu machen. Unglücklich derjenige, dessen Augen sich nie bei dem Anblick einer bestimmten Blume mit Thränen füllten. Der war nie ein Kind, nie ein Jüngling gewesen, er hatte keine Mutter, keine Schwester, keine Geliebte, er hatte nie geliebt! Die bevorzugte Blume bringt Glück. Jeder habe seine Blume auf Erden, seinen Stern am Himmel. Schenket nie euer Vertrauen Jenen, die das als Aberglauben verlachen. Bevorzugte Blume, süße und liebliche Blume, deren Namen man nur so im Stillen ausspricht, wie den eines geliebten Weibes, — das Herz, das deinem zauberhaften Einflusse nicht mehr unterworfen ist, das ist welk für ewig. Es schlägt noch, allein es erbebt nicht mehr; es lebt, allein es hat aufgehört zu fühlen. Bewahre dir lange deinen Duft, bewahre mir ihn für immer, und auf mein Grabmal möge man die Worte schreiben: Eine einzige Liebe, eine einzige Blume.» Und dasselbe Thema wird nur in anderer Tonart unter la fleur du pays variirt: «Jedes Land hat seine Blume. Die Bretagne den Ginster; die Auvergne die Lavendel; die Lilie gefällt sich in den Thalgeländen der Touraine, die Wiesen von Languedoc sind überzogen von den schönsten Maßliebchen; und die Bäche von Berry umbordet von den frischesten Maiglöckchen. Wenn der Verbannte die Blume seiner Heimath erblickt, träumt er von Rückkehr, und ihren Duft einathmend meint er im Augenblicke die Luft seines Vaterlandes zu spüren. Wie beim Glockengeläute der Heimath oder bei einem Liede der Kinderjahre, so weint man beim Anblicke der Blume der Heimath. Sie schaut euch an, sie erkennt euch, sie spricht zu euch: Ich bin deine Schwester, bringe mich auf jenen Hügel, in jenes Thal, auf jene Wiesen, an das Ufer jenes Baches, wo ich geboren wurde. Dort sind die Winde gelinder, die Wellen frischer, die Haine flüsternder, die Gesänge der Vögel harmonischer. Ich verschmachte fern vom Vaterlande, bringe mich dahin, dahin. So spricht die Blume der

Heimath zu euch. Glücklich die, welche sie auf ihrem Lebenswege finden, denn aus ihrer duftenden Krone spricht die tröstende Stimme der Erinnerung zu euch.»

Und so wie für die Kindheitserinnerungen der Heimath, für die Liebe und den Patriotismus, so greift die Sehnsucht auch für andere Erlebnisse nach solchen Pflanzen, die mit denselben irgendwie verwachsen sind, am liebsten natürlich nach solchen, die in ihrer Eigenthümlichkeit irgend einen Anknüpfungspunkt an die Stimmung darbieten. So sprechen denn die Pflanzen verschiedenartig zum Gemüthe. Wenn uns der Lorbeer in ferne Welten fortreißt, damit wir uns einen seiner Zweige zum Kranze erringen, so «bringt uns der Birnbaum zu der Hüttenwand zurück», um welche sich die Spiele unserer Knabenjahre umhertrieben und «der Apfelbaum bringt sein Wort mit einem langen Register von Mausereien der Schulknaben an.» Dann wenn wir lange schon den ruhigen Boden des Landlebens verlassen, wenn wir in den Verschlingungen des Salons kaum an jenes einfache, stammelnde Sichaussprechen gedenken, dann kann uns ein einzelner Baum, eine Ulme an jene Zustände mahnen, denn «die von Krähen bewohnte Ulme ist des ländlichen Verliebten Geschichtenbuch, voll von Zusammenkünften im Zwielicht, von Händedruck, aufrichtigen Schwüren und «wenn du mich liebst wie ich dich liebe»-Poesie.» (Reisebilder aus den Pyrenäen.)

Oft ist die Reminiscenz eine in der Selbstbedeutsamkeit der Pflanze wohlbegründete und dann wird das Wiedererwecken versunkener Bilder um so lebhafter und geläufiger. Wer dann ein Mädchen bei dem Myrthenstrauße stehen sieht, der weiß, woran er ist, und übersetzt sich leicht ihr stilles Sinnen in Worte:

«Sie stand in tiefem Träumen
Und sah die Myrthe an:
Nicht lange wirst du säumen
Du lieber ferner Mann.
Dann schlingst du durch die Locken
Solch eine Krone mir.
Und führst beim Klang der Glocken
Mich heim von mir zu dir.» (Dingelstedt.)

Nur kann man sich auch da täuschen, wenn man gar zu sicher das Innere Anderer zu kennen glaubt. Denn dieselbe Pflanze kann auch wegen derselben Eigenthümlichkeit anders gewendet werden, wie dies gerade mit der weißen Myrthenblüthe der Fall ist:

«O Myrthenkrone!
Dein Loos ist schön, du dienst der Lieb' im Leben,
Der Unschuld dienest du im Sarg zum Lohne.» (Rückert.)

Gerade so täuscht man sich oft, wie wenn man aus den scheinbar gleichen Aeußerungen Zweier auf Gleichgesinntheit schließen wollte. Denn wenn auch Zwei dasselbe thun, so ist es doch nicht dasselbe, und nur in einem Falle hat dieses Nachgehen der fremden Reproductionen Recht, wenn es nämlich am gemeinsamen Ende Aller mit ihnen zusammentrifft. Der Baum der Gräber, sei es die Casuarine oder die Cypresse, gleicht alles aus, wie von letzterer der Dichter sagt:

«In ihrem Schatten schläft sich's wohl,
Und Alle werden drin begraben,
Gleichviel welch' Reis sie zum Symbol
Des Lebens einst erkoren haben.» (Dingelstedt.)

Mitunter freilich arten diese Anknüpfungen der Reminiscenz an die Pflanzenindividualität ins Spielen aus, doch kann man sich auch dies gefallen lassen, wenn es etwa so artig wie bei der Passiflora geschieht:

«Da steht sie fern von froher Schaar,
Sich selbst mit stiller Duldung tragend,
Die schönen Augen niederschlagend
Und aufgelöst das grüne Haar.
O Passiflora, schönes Bild,
Wie gleichest du dem Dichterherzen
Aus dessen liederreichen Schmerzen
Der fremden Menschen Freude quillt.» (Dingelstedt.)

Doch sei dem wie es wolle! Möge dies Anknüpfen der Reminiscenz nur im Spiele dichterischer Phantasie, möge es in der Aehnlichkeit des Typus mit der Stimmung, möge es endlich in dem bloßen Zusammensein des Erlebnisses und der Pflanze seinen Grund haben, immer ist in dem Ergreifen solcher Pflanzen

ein Moment unserer Weltanschauung gegeben, und zwar jene Berechtigung individuellster Stimmung, welche das classische Alterthum nicht anerkannte. Und dieses Moment, nämlich die Bindung des Gemüthes an jede mögliche Objectivität ist es auch, welches uns vom Gebundensein an die Scholle erlöst, und uns nicht blos an der Geburtsstätte, sondern in aller Welt heimisch werden läßt. Denn wo wir immerhin wandern mögen, die Reminiscenz ist das Band, das uns mit aller Ferne verknüpft, weil sie alle äußeren Zustände als unsere eigensten Erlebnisse zusammenhält; und so singt denn der Pilger sich selbst zum Troste:

«Die Vögel, die kennen
Sein väterlich Haus.
Die Blumen einst pflückt' er
Der Liebe zum Strauß,
Und Liebe die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimath
Das ferneste Land.» (J. Kerner.)

γ. Giftpflanzen.

Wie sehr jedoch die Reminiscenz dem Menschenleben einen Halt gibt, indem sie seine vereinzelten Stimmungen zu einem freilich schon durch die Ureigenthümlichkeit vorbestimmten, aber ohne jenes Band auseinanderklappernden Ganzen zusammenfaßt, und so neben dem Dämonischen als zweites Moment die Individualität bilden hilft, so darf sie doch nicht als ein Höchstes angesehen werden. Und wie sehr man auch jenen Objectivitäten sich zuneigen möge, welche Gedenkzeichen des Erlebten für den Einzelnen sind, so darf der Blick nicht den Denkmälern allein sich zuwenden. In der That ist dies aber auch bei gesunden Gemüthern nie der Fall, denn wenn sie auch in ihren Reminiscenzen schwelgen oder auch weinen, und wenn sie auch der heiligen Wehmuth, die sich wie herbstliche Umschleierung vor die ferne Vergangenheit legt, ihre Zaubermacht nicht rauben möchten selbst um den Preis des halben Lebens, so verscheuchen sie doch all den süßen Dämmer der Rückererinnerung, sobald die Gegenwart ihre Fragen und Forderungen an sie zu stellen beginnt.

Wer nur dem Vergangenen und seinen Mächten leben will, der hat eben nur noch ein vergangenes Leben, und keine Gegenwart mehr, — oder vielmehr, weil er doch nicht in das Jenseits der Erinnerung sich zu flüchten vermag, so lange die Außenwelt seine Aeußerungen provocirt, führt er ein gebrochenes, zwischen zwei Welten unklar schwankendes Leben. Die Isolirung, die er durch die Flucht aus der Gegenwart erreichen wollte, wird ihm dadurch zu Theil, daß er mitten zwischen den gesunden Bestrebungen der Gegenwart auf Herstellung einer befriedigten Zukunft als der Kranke, Verbitterte, Vergiftete und Vergiftende dasteht.

Die Reminiscenz ist dann das Gift; — und sie ist es dadurch geworden, weil sie aus dem Lebensflusse, in dem sie sich gleich den anderen Momenten des Gemüthes zur Einen edeln Bronze verschmelzen sollte, herausgerissen und in ihrer Erstarrung zur einzigen Macht der Innigkeit erhoben wurde. Und wenn wir dem schwankenden Worte Gift auf den Grund gehen, so kann Alles zum Gifte werden, wovon sich der Mensch ausschließlich ernähren will, also alles Fixiren einer bestimmten Einwirkung, und vorzugsweise Gifte können wir mit Snell jene Stoffe nennen, welche eine fixirte Uebergangsstufe zwischen zwei entschiedenen Typen darstellen. Sie sind dann wie gewisse Entwickelungskrankheiten, welche den Uebergang von Einem zum anderen Lebensalter bilden und so in ihrer Nothwendigkeit heilsam auftreten, sogleich aber das Leben gefährden, sobald sie sich gegen den Uebergang sträuben und als eigenthümliche Lebensformen fortsetzen wollen. Die Gifte sind verkörperte Krankheiten oder fixirte Uebergänge zwischen zwei entschiedenen Daseinsformen, ein erstarrtes Schweben zwischen zwei Welten, der personifizirte Widerspruch des Lebens, welches nur im Wechselverkehre des Individuums mit der Gegenwart und nicht in seiner Isolirtheit besteht.

Und auch für solche Zustände des Gemüthes bietet die Pflanzenwelt der Sehnsucht entsprechende Gegenbilder. Ja es mag sogar dem ersten Anblicke scheinen, als ob die Bestimmung des Giftes auf das ganze Pflanzenreich paßte, das ja zwischen dem ruhigen Dasein des Minerals und der Selbstbeweglichkeit des

Thieres wie eine mitten in ihrem Lebensverkehre erstarrte Weltstadt dasteht. Allein diese Auffassung kann höchstens nur jenem Extreme einer verstimmten Weltanschauung eignen, zu dem wieder nur das Extrem einer anderen Seite paßt, nämlich jenes, welches die ganze Romantik als verfehlte Lebensrichtung aus den Annalen der Menschheit streichen möchte. Denn der von keinem Vorurtheile befangene Sinn weiß gar wol bestimmte Typen des Werdens und erstarrtes Schwanken zwischen zwei sinnigen Formen zu unterscheiden, und würde ebenso wenig die constante Entwicklungsreihe des Pflanzenreiches unterbrechen, wie den zauberhaften Dämmer der romantischen Stimmung und Weltanschauung entbehren wollen, sobald er nur Jedes an seinem Platze und zu seiner eigenthümlichen Zeit antrifft.

Allein die meisten und vielleicht heftigsten Gifte liefert uns doch das Pflanzenreich beinahe wie einen Fingerzeig, daß nämlich der Stillstand im Fortgange gar zu leicht eintritt, und Formen festgehalten und auf höhere Entwickelungsstufen übertragen werden, die zu den Ueberwundenen gehören. Ist auch das, was vom Upasbaume (Antiaris toxicaria) erzählt wurde, als eine Verwebung heterogener Daten aufgelöst, und dadurch ins Reich der Fabel verwiesen, so ist das Wurarigift (bereitet aus Coculus Amazonum), das wie mit elektrischem Schlage tödtet, Beweises genug, welche finstere Gewalten in der Pflanzenwelt, so wie im Gemüthe Jener schlummern, welche eine solche Anwendung hervorzubringen vermögen. Und dabei treten die Pflanzengifte sehr oft so verhüllt auf, daß sich der Unwissende leicht durch die gleißende Maske zur Annahme eines ganz Entgegengesetzten bestimmen läßt. Wer würde es z. B. dem beliebten Bilde der Bescheidenheit, dem Veilchen ansehen, daß es gefährliche Stoffe in seinem Busen hegt, wenn nicht durch die Chemie die Antipathie nervöser Römerinnen gegen den Veilchenduft gerechtfertigt wäre. Oder wer jenem duftigen Symbole inniger Zärtlichkeit (dem Cyclamen europeum), daß es aus einer Wurzel hervortritt, die wegen ihrer Eigenschaften ganz gut Saubrot genannt wird?

In den meisten Fällen jedoch treten die Giftpflanzen in so

eigenthümlich unheimlichem Kleide auf, daß man auf den ersten Blick hin das Tödtende oder Betäubende in ihnen ahnt. In ganzen Familien, und zwar gerade in Jenen, welche am präcisesten ausgeprägt sind, und wo daher auch der Umfang derselben außerordentlich leicht zu bestimmen ist, wird auch der völlig mit Botanik Unbekannte schlechterdings kein Gift vermuthen. Und wem könnte es auch einfallen, in den heiteren Gräsern, den edeln Palmen, den aromatischen Lorbeeren und Lippenblumen, und unseren Laub- und Nadelgehölzen, den correcten Kreuzblütigen, den freundlichen Baragineen oder gar den Hesperiden irgend ein giftiges Individuum zu vermuthen? Und die Botanik wird solche naive Annahme nur bestätigen können, indem sie da überall präcis durchgeführte Typen nachzuweisen vermag. Und wenn diesem, daß präcise Typen giftlos sind, Einiges zu widersprechen scheint, so ist dies eben ein leicht zu beseitigender Schein. So scheint sogleich die Familie der Doldentragenden eine bestimmt ausgeprägte, und dessenungeachtet vermag die Verwechselung des Schierlings mit der Petersilie von tödtlicher Wirkung zu sein. Allein das scheinbar feste Gepräge ist in Wahrheit ein sehr schwankendes, und wenn deswegen der Botaniker hinsichtlich der Zuweisung der Individuen dieser Familie an eine bestimmte Art oder gar Gattung in Zweifel geräth, so sieht auch der näher hinzutretende Laie an den grasartigen Stengeln, den ranunkelartigen Blättern und den strahlblumenartigen Blüthen ein Durcheinandertaumeln heterogener Formen in der scheinbar so punktilös geordneten Familie der Schirmträger. Oder wenn man von der anderen Seite her geltend machen will, daß sich auch in der so charakteristischen Familie der Zusammengesetztblüthigen (Compositae) giftige Individuen finden, so ist dies theils eine in falsche Benennung (wie Lactuca virosa) gelegte Uebertreibung, und was als giftig bezeichnet wird, ist eigentlich nur heilkräftig, theils lassen sich die wirklich scharfen Säfte einzelner Arten alle durch die Cultur zum Unschädlichen ja Nützlichen mildern, wie etwa Mißbildungen einer an sich guten Anlage leicht corrigirt werden. Wenn endlich eine wirklich präcise Familie einzelne wirklich giftige Glieder enthält, nämlich die

der Schmetterlingsblüthler, so ist nicht zu vergessen, daß hier Blüthen und Früchte wie muthwillige Spiele des Naturgeistes, wie ein humoristisches Vorwegnehmen thierischer Formen erscheinen und auch danach genannt werden (Scorpiurus unguis cati, Acacia cornigera, Ornithopus crista galli, Cicer arietinum). Und so ist es auch nicht zu verwundern, daß hier ebenso Gifte zum Vorscheine kommen, wie es bei Witzspielen der Menschen mitunter ganz unwillkürlich geschieht.

Gegen diese Präcision des Typus, welche beinahe schlechterdings die Annahme eines Giftes verbietet, erscheinen uns dagegen ganze Familien des Pflanzenreiches so unheimlich, daß man trotz manches Reizenden sich des Verdachtes beim ersten Blicke nicht zu erwehren vermag. Entweder widert uns die Gestalt an, sei es, daß sie noch gar zu sehr ans Unorganische, sei es, daß sie an eine höhere Form streift, ohne sie jedoch völlig erreichen zu können, und so ein Schwanken zwischen zwei Typen zur Schau trägt; oder ist die Farbe nicht so befriedigend, wie wir sie im heiteren Pflanzendasein erwarten. Zu grelle, beinahe unorganische Farben, oder eine zu geringe Färbung, am meisten aber die unentschiedenen Töne, das Hinüberschielen in andere Hauptrichtungen, mit einem Worte das Mißfarbige oder Luride warnen das Auge, damit es kein Certificat für eine bestimmte Pflanze ausstelle. Am öftersten ist aber der Duft der Verräther des maskirt auftretenden Giftes. Daß man hinter dem Mißdufte keine Lebensquellen sucht, das versteht sich von selbst, aber auch zu heftige Gerüche verrathen, daß die Pflanze noch nicht alle Stoffe, die sie der Erde entsog, so verdaute, wie sie zum Heile gedeihen können. Darum wird nur die Verbildung, die auch an sonstige Gifte gewöhnt ist, sich über betäubende Gerüche hinaussetzen, während der einfache und der richtig gebildete Sinn der Nase wie in den meisten Fällen zu seinem Heile folgt.

Man denke bei Alledem nur gleich an die Pilze, ihre durchaus nach Zirkel und Winkelmaß erst ins Gröbste ausgearbeiteten Formen, die schreienden oder verschwommenen Farben, endlich an die modrigen Gerüche derselben. Mit vollem Rechte nennt sie

Oken eine «organisirte Fäulniß», denn sie sind in der That nichts Anderes als die ersten Versuche, das Faulende wieder zu beleben, und die meisten derselben bestätigen durch ihre Giftigkeit den ungünstigen Ausspruch der unbefangenen Anschauung, ja in gewissen Fällen Alle, so daß es scheint, als habe selbst in dem Besten das Gift bis zu einem gewissen Ruhepunkte geschlummert. Oder wenn man in ein höheres Gebiet hinaufgreifen will, nehme man die Euphorbien, die so mannichfachste Formen darbieten, an die verschiedensten Familien, am nächsten aber an die heilkräftigen Malvaceen (Voigt: Geschichte des Pflanzenreichs) streifen, und sogar zwischen Kronenlosigkeit und vielblättriger Krone schwanken. Auch da wird man den richtigen Takt der Unbefangenheit anzuerkennen haben, die in dem Allen gemeinsamen Milchsafte das Gift vermuthet, welches wie ein Bindemittel die heterogenen Glieder der Familie zusammenhält. Und wenn auch Einzelne darunter Brauchbares liefern, wie etwa das Cassavamehl, so muß zuerst die gleißende Milch der Pflanze (Jatropha Manihot) sorgfältig beseitigt werden. — Man darf dann weiter nur die nahen Formen zusammenhalten, etwa die Urticeen neben die Ulmaceen, die Sumache neben die Pistacien und Wallnüsse, die Ranunkulaceen neben die Magnolieen, die Papaveraceen neben die Cruciferen stellen, um auf den ersten Blick zu erkennen, was präciser Typus, was ein taumelndes Stehenbleiben im Fortschritte zu ihm heißt, und wo man das Giftige als fixirten Fortganz zu suchen habe.

Endlich um einen prägnanten Beleg statt vieler zu haben, sehe man sich die ganze Familie der Solanineen an. Und man bringe ja nicht die Kartoffel als Instanz gegen solche Behandlung in Bausch und Bogen vor. Denn es wäre höchst wahrscheinlich besser gewesen, wenn man diesen so fruchtbaren Proletarier des Gewächsreiches gelassen hätte, wo er war, anstatt durch seine Cultur das Proletariat der Gesellschaft groß zu ziehen. Und vielleicht deutet die durch Uebercultivirung herbeigeführte Ausartung von selbst, wo nicht auf ein Ende, so doch auf eine Rückführung zum rechten Maße dieses vergiftenden Nahrungszweiges hin. Doch lassen wir das und halten uns ganz einfach daran,

daß die Kartoffel mit ihrer jetzigen Fülle von Stärkemehl nur ein Produkt der Cultur ist, und daß selbst die cultivirte Pflanze hinreichend von jenem Gifte enthält, das die Solaneen charakterisirt, und das sich auch im Gesammthabitus der Glieder dieser Familie ankündigt. Denn die schwächliche und dabei mitunter sehr hochausgreifende Gestalt, die mißgrünen Blätter, die blassen, meist gesprenkelten Blumen, die Frucht, die nicht weiß, ob sie Beere oder Kapsel werden soll, vor Allem aber der abscheuliche Duft, der wie Destillat alter Kehrichthaufen sich ausbreitet, das sind wol hinreichendste Ankündigungen der Giftigkeit, die auch noch als Unfertigkeit des Typus neben den so präcisen und heiteren Borragineen sich ausweist.

Nur Ein Pflanzengift kündigt sich durchaus nicht in widerlicher, sondern geradezu in der lieblichsten Weise an und erscheint auch in einer der höchsten Familien des Pflanzenreiches. Wir meinen die Blausäure, die als eines der süßesten Arome aus Mandeln, Pfirsichen, Kirschlorbeer (Prunus laurocerasus) und den sonstigen Verwandten dieser hochgestellten Gruppe heraushaucht. Dabei hat sie noch das Eigenthümliche, daß sie universeller Natur ist, indem sie sich ebenso leicht den unorganischen Verbindungen, wie den Verbindungen des Thierreiches, und den Lebenszuständen der Pflanzenwelt anreihen läßt. Allein, so sehr es scheinen mag, so ist doch die Blausäure keine Ausnahme gegen das, was wir über die Gifte gesagt haben. Denn so lange sie als Arom die Aufregung des Nervösen sänftigt, so lange ist sie noch kein Gift, und sie wird es erst dann, wenn man sie aus der Lebensfülle, in der sie nur Ein Moment gebildet hatte, herausreißt und zum selbständigen Stoffe concentrirt. Da freilich, wo durch solche Concentration die Wirksamkeit zum Höchsten gesteigert wird, schlägt sie ins Gegentheil um, und was Sänftigung des Aufgeregten und Kräftigung des zu Saftreichen war, muß zur völligen Erschlaffung und Ausgleichung aller Lebensspannungen führen.

So wird zum Gifte das, was in entsprechendem Beimengen das Heilkräftigste war, sobald man die Gruppirung der Atome löst und die Einzelnen zum selbständigen Wirken entbindet. So

vergiftet sich auch das Gemüth, welches sich aus dem lebendigen Verkehre der Menschheit herauszieht, und die Gruppirungen lösend, in welche es seine Lebensfasern gesenkt hat, den Lebensfaden zu einem unentwirrbaren Knäuel in sich selbst zusammenschlingt. Und wie das Gemüth erst im Anschlusse an die Gesellschaft das Maß und die Bedeutung des Menschenlebens erfaßt, und so die Gesundheit sich wahrt, so erhält auch das Pflanzenindividuum seine rechte Bedeutung und Kräftigung erst in den Gruppirungen der Pflanzenwelt.

---

4. Pflanzengruppirung.

Ein deutsches Sprichwort lautet: Sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist. Damit ist kurz aber treffend eine der Grundregeln für die Menschenkenntniß ausgesprochen. Denn wie sehr man auch jener Ansicht entgegentreten muß, welche alle Menschen bei der Geburt mit völlig gleichen Anlagen ausstattet, und alle Verschiedenheit der späteren Umgebung zuschreibt, so ist auch jene Meinung zu beseitigen, welche den Einzelnen als Einzigen völlig von der Umgebung trennen oder ihn höchstens als den Verzehrer der Umstände gelten lassen will. Einerseits ist das Dämonische, die angeborne Ureigenthümlichkeit eine so feste, daß keine Zeit und keine Macht sie zu zerstückeln vermag, und nur aus diesem Urkerne kann man den letzten Grund für das Wissen und Wollen des Einzelnen herauslesen. Anderseits aber üben tausenderlei scheinbar gleichgültige und zufällige Einflüsse eine solche Gewalt auf den in ihrer Mitte lebenden Einzelnen, daß er unvermerkt zu einem allseitigen Spiegel seiner Umgebung wird. Wie kräftig das Dämonische im Menschen sei, der Mensch kann nur in der Gesellschaft gedeihen und diese nöthigt ihn leise und laut, aber immer unwiderstehlich jene Aeußerung zurückzuhalten, diese mehr in den Vordergrund zu stellen, sie hemmt oder fördert sein Emporstreben so gut wie sein

Verwachsen mit dem Boden, auf welchem er wandelt. Doch wozu darüber weiter sprechen? oder gibt es nicht etwa verkommene Genien und emporgeschraubte Mittelmäßigkeiten mehr als man wünschen möchte. Genug an dem Umgange lernt man die Ureigenthümlichkeit dadurch kennen, daß man von den fördernden oder hemmenden Mächten der Gesellschaft richtig auf den Kern schließen kann, der nach Abzug dieser Umgebung als Urtypus bleibt. Und ebenso erkennt man den Typus des Pflanzenindividuums erst recht aus der Umgebung, welche auf seine Entwickelung günstig oder hindernd wirkte. Etwas Wahres ist daran, wenn es auch nicht in dieser extremen Weise gilt, wie es J. Kerner über die Pflanzengeselligkeit ausspricht: «Eine jede Pflanze kann, wenn sie beinahe schon am Verwelken ist, durch eine bestimmte andere, welche man neben sie pflanzt, wieder erfrischt werden. Ein welkender Rosenstrauch wird durch neben ihn gepflanzten Lauch ins Leben gebracht. So sucht jede Pflanze eine ihr Freundliche. Wo steht der ewig blühende Garten, wo jede Pflanze ihre freundliche fand, wo sie alle nach ihrer Liebe aneinander gereiht und geordnet sind?»

Die Physiognomie des einzelnen Menschen und der einzelnen Pflanze verräth uns aber nicht blos die günstigen oder ungünstigen Einflüsse der Umgebung auf die Entwickelung der individuellen Grundlage. Zwar kann man an der behaglichen Breite einzelner Züge, an der Zusammendrängung, ja an dem Zusammengekniffenen Anderer, erkennen, welche Förderung oder Hemmung dieses Individuum von seiner Umgebung erfuhr, man kann leicht schließen, ob es ihm und wie es ihm unter seinen Nachbaren behage. Und man kann von diesen Nachbaren leicht erfahren, welcher Grundzug das Behagen oder Mißbehagen geleitet habe und leite. Ebenso aber trägt die Physiognomie der Umgebung zum Verständniß der Physiognomie des Individuums bei. Derselbe Mensch, der mir im Salon vollkommen begreiflich ist, wird mir ein Räthsel, wenn ich ihn unter den Proletariern finde; den Seemann verstehe ich ganz am Bord seines Schiffes, den Arzt am Bette des Kranken; wenn mir aber dort das Gewährenlassen, da die energische Be-

kämpfung der Naturkräfte begegnet, werde ich irre an Jedem. So wird denn die kleine Umgebung mir manche scheinbare Größe erklären helfen, umgekehrt — gewaltige Umwandelungen der Gesellschaft werden selbst das Größte nivelliren. Und so werde ich die Tanne gar wol im Hochwalde, nicht aber auf blumiger Wiese verstehen, und wenn mir da die Weide bedeutend genug vorkommt, wird sie am Rande des Hochwaldes zusammenschrumpfen.

Nur wenige dämonische Naturen scheinen sich der Gewalt ihrer Umgebung auf ihre Entwickelung und dem Beitrage zu entziehen, den die nachbarliche Physiognomie zur Erläuterung der ihrigen liefert. Und so scheinen auch einzelne Pflanzen unabhängig von der Nachbarschaft durch sich selbst schon bedeutsam zum Gemüthe zu sprechen. Allein das ist bloßer Schein und nichts weiter. Die riesige Palme, der Heros, der himmelan emporragt über das Gewühl der Alltäglichkeit, — steht doch nur fest, weil ihre Basis durch die Nachbarschaft geschützt wird, sie ist doch nur deswegen nach Oben gesichert, weil ihr der Fuß nicht vom Sturme unterschlagen werden kann. Auch diese dämonisch Erwachsenen, diese genial den Urwald Ueberragenden bedürfen zur Erklärung und Begründung ihres Daseins der Nachbaren; und wenn sie sich dieser Gesellschaft völlig entziehen würden, oder wenn sie ihnen geraubt würde, dann würden sie auch nicht lange als vereinsamte Räthsel fortwachsen können. Wie der Einzelne, der, gegen die Gesellschaft sich verbitternd, zunächst sich dann die Umgebung vergiftet, und darum gemieden wird, und wie er ohne Gesellschaft nicht klar, ja gar nicht seine Lebenszwecke verfolgen kann, so bestätigt er in beiden Fällen das Sprichwort.

So wird auch die Bedeutsamkeit der Pflanzen für die Sehnsucht des Menschen, die nach entsprechenden Zuständen der Außenwelt fürs Einleben der Stimmungen ausgeht, dadurch klarer, daß nicht das Individuum für sich, sondern in seiner Gruppirung erfaßt wird. Uebrigens befinden wir uns bei der Betrachtung der Pflanzengruppirung in einem solchen mittleren Gebiete, das sowol in sein nächstvorhergehendes hineinragt, wie es erst durch das nächstfolgende seinen letzten Ausdruck erhält. Auch hier ist

es so wie bei der menschlichen Gesellschaft; — sie muß vielfältig zur Erkenntniß des Individuums beigezogen, es müssen die Mächte derselben angeführt werden, welche als Erziehung, freundliche und feindliche Verhältnisse, allgemeiner Ton das Individuum bilden helfen; — sie erhält aber selbst erst ihre Bedeutung, indem sie als Leben eines bestimmten Zeitgeistes erfaßt wird. Und so mußten auch wir Manches, was streng erst der Gruppirung angehören würde, in die Auffassung des Pflanzenindividuums hinüberbringen, und wieder werden wir durch die Gruppirung und ihre Physiognomie in die Betrachtung der Landschaft hinübergeleitet, deren wichtigstes, physiognomisches Moment die Gruppirung der Pflanzen ist.

Wir haben nun bei dieser Gruppirung der Pflanzen drei Gesichtspunkte festzustellen und zwar müssen wir erstlich die eigenthümlichen Physiognomien der Pflanzengruppen, die Pflanzenformationen, dann die Verbindung verschiedener Pflanzenformationen, endlich die Bedingtheit der Gruppirung und damit auch der Physiognomie durch die Bodenbeschaffenheit in Betrachtung ziehen. Wenn aber schon durch das ganze Gebiet die landschaftliche Bestimmtheit mitspielt, so tritt sie an dem letzten Punkte so entschieden hervor, daß kaum nur ein Schritt zur Betrachtung der Landschaftsphysiognomie zu machen ist.

a. Pflanzenformationen.

Was nun zunächst die Pflanzenformationen anbetrifft, so verstehen wir darunter jene Gruppirungen, welche durch auffallende Aehnlichkeit der individuellen Typen gebildet werden. Die unendliche Mannichfaltigkeit des Pflanzenreiches wird schon von der Wissenschaft, die doch an keinem Wesentlichen vorübergehen darf, in ungefähr dreihundert Familien zusammengefaßt nach der Gemeinsamkeit der für den Bau und das Leben der Pflanze wesentlichen Grundzüge. Dem Sinn des unbefangenen Beschauers, sobald er einmal von dem Detail der Farben und Formen sich zu entfernen, und die Typen nach ihrem Gesammteindrucke zusammenzustellen beginnt, werden sich diese dreihundert Familien in

etwa zwanzig physiognomisch verschiedene Gruppen zusammenziehen. Und wenn wir die Landschaft berücksichtigen, in deren Physiognomie die Pflanzenformationen bestimmte Züge verzeichnen, so werden wir diese selbst in die drei Gruppen der blos bekleidenden, oder schmückenden oder endlich selbständig bedeutsamen Formen zusammenzustellen und zu betrachten haben, wie sich jede der Hauptformen für sich genommen physiognomisch charakterisirt, und welche Bestimmtheiten sie der Sehnsucht zum Halte darbietet.

Zu den Pflanzen, welche blos den Boden bekleiden, dem sie ihr Dasein verdanken, rechnen wir die Flechten, Moose, Farren uud Gräser in jenem Sinne der Benennung, welchen ihnen das unbefangene Auge gibt, das sich nicht an die Unterschiede der Lycopodien, Equiseten von den eigentlichen Farren, der Binsen von den Gräsern u. s. w. hält, sondern dem Eindrucke folgt, welchen ihre physiognomische Aehnlichkeit darbietet. Sie sind alle geselliger Natur, und wie sie deshalb und ihrer Kleinheit wegen schwer als Individuen von einander zu scheiden sind, so werden sie auch für das Auge zu einer blos das todte Irdische verhüllenden Decke. Sie bieten darum auch der Sehnsucht keinen bestimmten Haltpunkt und nur ihr Mangel vermag die Innigkeit aufs tiefste zu erregen. Der Oberländer aus seinen üppig grünen Almen in die kahlen Felsgebirge Dalmatiens versetzt, der Kosak zwischen den starren Wänden und nackten Zinken der griechischen Berge, werden kaum ohne die heftigste Krise des Heimwehs davon kommen. Allein es ist auch nur ein ganz unbestimmter Zug der Sehnsucht, der in die unbesiegliche Schwermuth des Heimwehs übergeht.

Macht man sich den Eindruck klar, den diese heiteren Gewänder des Irdischen bewirken, so ist es der des erstehenden Lebens im Allgemeinen. Es spielt unbewußt die Freude am Beginne der Lebendigkeit in dies Erblicken der Flechten auf verwitterndem Gesteine mit, die Befriedigung, daß die Härte des Irdischen sich zu lösen und zum Boden höherer, dem Menschlichen sich nähernder Formen umzuwandeln anfängt. Und so ist es auch dieselbe Freude

am Leben überhaupt, wenn man sich dem schwellenden Moosteppich, den zierlichen Wedeln der Farren, die sich beeilen, auf gerodetem Boden die Spuren des Unterganges unsichtbar zu machen, den feinen Stengeln, Blättern, Rispen der Gräser mit stiller Beschauung nähert. Man fühlt die Siegesheiterkeit des Grünen im eigenen Gemüthe nach, und wenn auf zerbröckelnden Burgen das Pflanzenreich seine Teppiche auszuspannen beginnt, da vergißt man auch des Verfalles so vieler Herrlichkeit und ruft statt der Pflanzen aus: Tod wo ist dein Sieg?! Was in einer Form für das Leben verloren ging, das wird Unterlage neuer Lebendigkeit, und indem das Gemüth diesen Kreislauf des Lebens fühlt, wenn auch nicht wissenschaftlich sich auszusprechen versteht, ist seine Befriedigung darüber eine um so intensivere, weil ihm selbst eigen erzeugte.

Wenn die Typen der Haidekräuter und der Seerosen das Auge zeitweise durch zierlichste oder gewaltigste Blumen blenden, so ist doch der sonstige Eindruck, den diese geselligen Kräuter üben, sehr nahe mit der der bloßen Bekleidung verwandt. Denn eigentlich sind die Glöckchen der Eriken, die Beeren der Heideln (Vaccinium), die Kreise der Nymphäenblumen nur wie ein Sonntagsputz auf der sonstigen breiten Unterlage des Grünen; sie dienen dazu, den Eindruck des Lebens und seines Sieges zu erhöhen, vermögen aber nicht über diesen unbestimmten Zug hinaus die Sehnsucht zu leiten. Ihre Formen für sich genommen sind entweder zu sehr lineal und unbedeutend, oder zu abgerundet, als daß sie für mehr als bloße in Gesellschaft wirkende Bekleidung genommen werden könnten. Indem aber jene auf dem sonst unfruchtbaren Haideboden, diese auf der trügerischen Ruhe der Wasserfläche die Beständigkeit des Grünen auseinanderlegen, steigern sie dadurch auch die Gemüthsfreudigkeit an der Ausbreitung des Lebens auch in jenen Gebieten, die demselben nur ungünstig zu sein scheinen.

Zum höchsten wird aber dieser Eindruck der Siegesfreudigkeit, welchen die das Starre überkleidenden, den Tod vernichtenden Pflanzen auf das Gemüth des Menschen machen, wenn sich sein

Blick zu den Algen wendet, welche mit ihren tausenderlei Formen das Geklipp des Meeresgrundes überwuchern:

«Ein göttlich Schauspiel wächst und steigt
In Stämmen, Aesten, Fächern, Dolden,
Kleinodien paradiesesbunt
Empor in dem krystall'nen Sund.
Die Wellen sind wie Lüfte grüne,
Durchsichtig ob des Abgrunds Bühne,
Von dessen Sande sonnerhellt
Aufwächst des Meeres Wunderwelt.» (Immermann.)

Da ist es das Eine (Ectocarpus), was wie ein hingehauchter Fadenüberzug auf dem Gesteine sitzt, dort stellen sich Blättchenansätze am Faden ein (Sertullaria), da wieder gruppiren sich die Fäden um Einen Punkt, von dem sie auszulaufen scheinen (Polysiphonia), federartig reihen sich die Fäden nach beiden Seiten (Aglaophoenia pluma und Lauveria tetrasticha). Breite Rindenüberzüge (Porphyra vulgaris), lange Bänder (Fucus vesiculosus, Asperococcus compressus, Corda tomentaria), flechtenartige (Halyseris polypoides), moosförmige (Micromega polyclados), grasige, equisetische Gebilde (Hypnea musciformis), Miniaturgesträuche (Plocamium vulgare), düster steife (Cystoseira abrantifolia) und reichgegliederte Gestalten (Echinoceras ramulosum), — genug, die sonderbarsten Formen drängen sich in reichster Fülle auf jedes Plätzchen, das von der heftigeren Welle blosgelegt wurde. Und auch in diesen untersten Räumen, so wie in Höhlen und Bergwerken das Pflanzenreich bemüht sehend, überall das Leben an die Stelle des Todes einzusetzen, holt sich die Sehnsucht die tröstende Gewißheit, daß auch die geringste Lebensform ihre hohe Bedeutung im Ganzen der Schöpfung habe und aus dieser Alllebendigkeit des Pflanzenreiches wächst die Liebe zunächst zu allen und auch den niedrigsten Lebensgestaltungen der Menschheit hervor; denn

«Was ist das Leben? Staub geringe,
Gemeines Wesen, dürftge Dinge!
Warum denn glänzt um uns das All?
Und tönt Musik aus rauhstem Schall? —

Es hat sich göttlich ausgegossen
Die heil'ge Fluth um unser Sein,
Jeglichem Staub sein Herz erschlossen,
Mit Licht umschmücket, was gemein,
Entzündet niederes Getriebe
Zur Glorie im Meer der Liebe.» (Immermann.)

Wenn einzelne Individuen aus dem Gebiete der blos bekleidenden in das der schmückenden oder gar selbständigen Formen sich zu erheben scheinen, so ist das eben nur Schein. Die baumartigen Farren der heißen Zone, die Bambusgebüsche, die als Dschungeln förmliche Wälder bilden, verläugnen einerseits durchaus nicht den Typus, dem sie angehören, sie sind bloßes lineares Aufstreben ohne Entfaltung in die Breite, die denn doch zur Selbständigkeit gehört. Anderseits sind sie zu sehr an die klimatischen Bedingungen geknüpft und bilden daher nur ein Erkennungszeichen der Landschaft, deren üppige Einflüsse selbst auf diese niedrigeren Formen sich erstrecken. Sie sind bloße Schlagworte in der tropischen Lebendigkeit, durchaus ohne selbständigen Sinn, nur durch das bedingt, worauf sie hinweisen.

Höhere Bedeutung für das Gemüth als diese bekleidenden Formationen der Pflanzenwelt, die nur vom Leben im Allgemeinen sprechen, haben die schmückenden oder die Zierpflanzen. Sie bilden das Mittelgebiet zwischen bloßer Bekleidung des Bodens, aus deren grüner Monotonie sie anregend hervortreten, und jenen selbständigen Gestalten, deren Dunkel der Vergesellschaftung oder Ernst des Selbstgenügens von diesen Pflanzen unterbrochen wird, in denen sich die reichste Entfaltung an Düften, Farben und Gestalten dieser Welt findet. Und wenn die Bekleidenden blos vom Leben des Pflanzenreiches Kunde geben, so ist in den Schmückenden die Fülle seiner Formen ausgegossen, und ihre Region ist es daher vorzüglich, in welcher das Herz nach Symbolen seiner Erlebnisse herumgreift.

Schon die niedrigsten Typen des Gewächsreiches kann man in gewisser Hinsicht als solche schmückende Formen betrachten, wenn auch mit sehr bescheidener Einschränkung dieses Namens. Aber selbst die mannichfaltigen Formen der Pilze, ihre mitunter

brennenden Farben, geben dem Moosteppich oder dem Moderbraun gefallener Baumriesen eine nicht unangenehme Unterbrechung. Ebenso treten die Epiphyten, unter denen wir im Allgemeinen die Wurzelschmarotzer höherer Ordnungen verstehen, und die in der Rafflesia Arnoldi ihre Monsterausgabe erreichen, wie unverständliche Räthsel, die nach Auflösung und Aufklärung ihres Entstehens verlangen, dem Auge entgegen. Allein es ist durch Duft oder ekle Klebrigkeit meist dafür gesorgt, daß sich das Gemüth nicht gar zu nahe an diese Proletarier anschließe, deren Aufputz zu leicht die Lüge des Daseins hervortreten läßt, die er verhüllen soll.

Wenn man nun von jenem unechten Schmucke der Pilze und Epiphyten absieht, so werden sich die Formationen der schmückenden oder der Zierpflanzen selbst nach den Momenten der Pflanzengestalt leicht gruppiren, je nachdem nämlich die Lebensfülle in der Bildung des Stammes oder der Blätter oder der Blüthen sich vorzugsweise darlegt.

Durch die Eigenthümlichkeit ihrer Stammbildung stehen mitten zwischen den blos bekleidenden und den völlig selbständigen Typen die Gruppen der Palmen, der Fettpflanzen und der Lianen. Zwar tritt bei den Palmen auch eine reiche Entwickelung des Laubes auf, und der Botaniker wird an Blüthe und Frucht vieles Bedeutende nachzuweisen haben. Allein der unmittelbare Eindruck, den sie bewirken, wird doch durch die anmuthige Leichtigkeit des Stammes vorzugsweise bestimmt und die Laubkrone bestätigt nur die ganze Zierlichkeit des Aufstrebens. Es fehlt die vom Aesteskelett gehaltene eigentliche Kronenbildung, daher kann man die Palmen auch nicht zu den selbständigen oder allseitig entwickelten Pflanzenformationen zählen, sondern sie nur als edle Zierde der dichten Waldlandschaft betrachten. Als eine Miniaturausgabe der Palmenformation kann man auch die der Yuccen hieherstellen, wiewol die Blüthenpracht sie vielleicht einer anderen Gruppe aneignen möchte. Diese aber ist nur ein sehr Zeitweiliges auf der durch Stamm und Belaubung dem Palmentypus bleibender ähnlichen Yuccagestalt. — Dem Emporstreben der Palmenformation,

der leichten Entfaltung des Laubes stehen die mannichfachen Formen der Fettpflanzen geradezu entgegen, unter denen wir die Typen der Cacteen, Stapelien, Euphorbien und Mesembrianthemen zusammenfassen. Die bizarren Formen, die Laublosigkeit oder wo ein Laub vorhanden ist, die Aehnlichkeit desselben mit der Stengelbildung, die blaugrüne Farbe des Stammes, an dem wie eine Marotte der Natur oft die prachtvollsten Blüthen hervortreiben, endlich die höchste Zuspitzung der Stammentwickelung zu Stacheln, bestimmen durchaus den Eindruck der Fettpflanzen als den durch die Stammbildung bedingten. Neben der Kühnheit der Palmen, die an orientalische Phantasie mahnt, bilden die barocken, ebenso phantastischen Fettpflanzen das andere Element, das wir in den Märchen von tausend und einer Nacht finden, nämlich die absonderlichen Auswüchse und Abschwenkungen, welche die Phantasie plötzlich den Zug des Themas verlassen, ins Ungethümliche sich ausbreiten, und daraus wunderbare Blumen von brennender Liebe und erbleichendem Schmachten hervorsprießen macht. Die Lianen endlich mit ihren oft Hunderte von Fußen langen Stämmen, deren Zähigkeit und Ausdauer des Umherkriechens und Umspannens von der Blumenpracht, die daran erwächst, verdeckt wird, sie sind die tollkühnen Abentheuerer, die unverschämten Pioniere nicht der Civilisation, sondern der Verwilderung. Unscheinbar tritt der Stamm zuerst auf, allein er ist es doch einzig und ausschließlich, der diese Formation charakterisirt, zu der selbst die Palmenfamilie aus ihrer Gattung Calamus Repräsentanten sendet. Im Ganzen machen alle diese durch den Stamm bedingten Formationen den Eindruck einer fest ausgeprägten, consequent eingehaltenen Lebensrichtung.

Bei jenen Pflanzenformationen, deren Eindruck vorzugsweise durch das Laub bedingt wird, weil ihnen der sichtbare Stamm fehlt, wird der Einen Lebensrichtung entgegen, die Fülle und Vielseitigkeit seiner Entfaltungen angeschaut. Es gehören hieher die Formationen der Agaven, Aroiden und Pisange. Das starre, meist stachlichte Laub der Agavenformation, das sich meist in einem mächtigen Blattpolster auseinanderlegt und concentrirt, das

grau angereifte Blaugrün derselben macht den Eindruck der Verschlossenheit, aus deren ernstem Sichselbstgenügen nur zuweilen ein mächtiger Blüthencandelaber oder die reiche Beerenfrucht der Ananas hervortreibt. Eine verwandte Stimmung rufen die Aroiden hervor; die Blätter sind wie abwehrende Pfeile um ein ideales Centrum gestellt, aus dem zuletzt die mitunter prachtvoll gefärbte Tute, die Hülle der Blüthe hervorschießt, die nach Außen zu einfach gestaltet, das Eindringen ins Innerste herausfordert. Der ganze Habitus spricht von einem Verborgenen, Geheimen, ohne den Trotz der Agaven zur Schau zu tragen. Im Gegentheile sind die langen Stiele der Blätter und des Blüthenstandes Aufforderungen an den Beschauer so zu sondern und zu sichten, wie die Unterschiede an der Pflanze selbst scharf gegliedert hervortreten. Es ist das Geheimniß, das sich gerne enträthseln läßt, während die Agaven mit dem Kundgeben ihrer inneren Fülle eben nur sich zu Gefallen hervorzubrechen scheinen. Den Eindruck in seiner breiten und leichten Entfaltung heiter sich mittheilenden und darin sich behagenden Lebensreichthumes machen die mächtigen Laubkronen der Pisange, aus deren Mitte die meist phantastisch gestalteten, brennend gefärbten Blüthenähren hervorschießen. Das reine Grün, das sie von Fuß zu Kopf bekleidet, die feinen Blätter, die dem Anwehen jedes Windes bis zum Zerreißen nachgeben, die Illusion eines Stammes, die sich in Blattscheiden auseinandersetzen läßt, macht die Pisange zu lebensfrohen und durch ihre Fülle und Frische erquickenden Gestalten, sie mahnt mit ihrer ewigen Jugendlichkeit an die ideale Anmuth der Palmen, wie wir denn auch in jedem jugendlichen Herzen ideale Stimmungen voraussetzen, die freilich oft genug als bloße Hüllen eines Nichts beim Zerlegen sich ausweisen.

Endlich bei jenen Pflanzenformationen, bei denen die Blüthe vorzugsweise den Eindruck bestimmt, zeigt sich die Zier des Pflanzenlebens, während der Stamm die Richtung, die Blattfülle den Reichthum desselben zur Schau trägt. Auch hier lassen sich sehr leicht drei Formationen unterscheiden, für deren erstere wir keinen passenderen Namen als den geläufigen: Blumen wissen. Es

sind darunter die mannichfachsten Typen zusammengefaßt, die aber darin übereinstimmen, daß vom ungebildeten wie gebildeten Sinne aus die Pflanze nur wegen Duft oder Farbe ihrer Blüthe, also wegen des Auffallendsten an ihr erfaßt und gepflegt oder auch gepflückt wird, wo man sie findet. Die Blumen aber sind nach den wechselnden Stimmungen der Mode einerseits den größten Schwankungen der Bedeutsamkeit unterworfen, also erst bei den conventionellen Pflanzen zu besprechen, anderseits aber das Einzelne darüber schon bei Duft, Farbe nnd Gestalt gesagt worden. Man vermißt sie ungern, man geht aber über das bloße Bestreben, sich oder die Umgebung zu zieren, bei ihnen nicht hinaus, und wie dieser allgemeine Eindruck der Zierlichkeit der niedrigste ist, so ist auch die Reproduction desselben durch die Kunst in der Blumenmalerei auch nur ein erster Schritt über die den gewöhnlichen Bedürfnissen dienende Technik. Doch ist hier wenigstens der Unterschied der Blumenformation nach Einzelnheit der Blüthe bei einer Pflanze, nach Häufung vieler Einzelnen, und endlich nach dem Reichthume eines Pflanzenindividuums an vielen richtig vertheilten selbständigen Blüthen, andrerseits die Gradation der Blüthengestalt selbst, von der Aermlichkeit der Cruciferen an durch die Mitte des blos aggregirten Reichthumes der Compositen zur Concentration der Fülle in den Rosen zu verfolgen. Und Alles dies wird, richtig gewürdigt, den Geschmack bei Binden von Büschen und Kränzen und beim Malen bloßer Blumen zu leiten und anzudeuten im Stande sein.

Schon höhere Bestimmtheit als die sogenannten Blumen hat die Formation der Liliengewächse. Während jene auf Flur und Fenster, im Garten und Walde gern gesehen werden, aber nur im Allgemeinen als Verzierung gelten, wird bei den Liliengewächsen die Bedeutsamkeit der Verzierung sorgsamer ins Auge gefaßt, und diese beruht wol hauptsächlich darauf, daß sie an Heiterkeit des Blattes und Pracht der Blüthen sich den Pisangen zunächst stellen, daß aber das Verhältniß zwischen Blatt und Blüthe gerade das Umgekehrte ist. Sie scheinen zunächst durch bloßes Laub der nächstvorhergehenden, ja mitunter durch seine Ein-

fachheit sogar der blos bekleidenden Pflanzenformation anzugehören, die Blüthe aber ragt durch Größe schon gegen das Laub, noch mehr aber entweder durch würzigen Duft, oder durch glühende Farben, oder durch beides hervor und reizt die Verwunderung, wie aus so bescheidener Unterlage solche Pracht hervorwachsen konnte. Es ist also die Macht des Gegensatzes zwischen höchster Zierde und scheinbar ärmlichster Begründung derselben, welche den Liliengewächsen den Reiz des Geheimnisses, wie es etwa bei den Aroiden der Fall ist, verleiht und ihre sorgsame Pflege veranlaßt. Dieser Reiz des Geheimnisses steigert sich noch bei den Orchideen. Sie sind mit ihren phantastischen Formen, Farben und Düften, mit dem Zurücktreten, ja Verschwinden aller übrigen Organe gegen die Blüthe, mit ihrer oft unbegreiflichen Ernährung geradezu ein Räthsel, das aus dem Verborgenen hervorgesprossen scheint, um sich als Schmetterling völlig in den Lüften zu verlieren. Sie sind der gerade Gegensatz zum Ernste der Agaven, und in ihrem leichtsinnigen Zerflattern die höchste Zuspitzung der blos zierenden Pflanzenformationen.

Wenn wir als bekleidende Pflanzenformationen solche bezeichneten, welche an sich unbedeutende Individuen blos durch ihren Ueberzug des starren Irdischen vom Leben im Allgemeinen Kunde geben, und als schmückende solche, welche vorzugsweise ein Moment des Pflanzenlebens zu seiner höchsten Bedeutung entfalten, so nennen wir selbständige Pflanzenformationen diejenigen, welche alle Momente der Lebendigkeit in einem Pflanzenindividuum entfalten und dadurch sowol die Zierde als Bekleidung der Landschaft bilden. Voraussetzung dafür ist die Baumhaftigkeit, sonst wären sie weder an Masse bedeutend genug, daß Ein Individuum schon zur Bekleidung genüge, und nicht entfaltet genug, daß nicht blos die centralen, sondern auch die peripherialen Organe in vollem Schmucke auftreten könnten. Aber auch hier gibt es eine Mannichfaltigkeit der Gestaltungen, welche auch dem unbefangensten Auge eine Gruppirung der Bäume nach höherer oder niedrigerer Entwickelung des Baumtypus aufdringen, und das Entscheidende ist die deutliche Absonderung der Krone vom Stamme,

die Fülle derselben an Aesten und Laub, das Dasein von Blüthe und Frucht als höchster Zierden der Bäume.

Als niedrigste Formation des Baumschlages werden wir aber ohneweiters das Nadelholz anzusehen haben. Einerseits nämlich gedeiht es am besten im geschlossenen Stande, also dort, wo Wälder eine riesige Ausgabe der Wiesen bilden, und weniger um der Individuen als um der Bekleidung der Gebirge willen ins Auge gefaßt werden. Anderseits ist die vorzugsweise lineale Entwickelung, das düstere Grün und Braun, selbst das Aroma, das mehr als ein Duft der Landschaft, denn eines Individuums auftritt, der Grund, daß man die Nadelhölzer nur als einen Ueberzug der Felsen betrachtet. Freilich sind die Unterschiede innerhalb dieser Formation selbst sehr bedeutend, und zwischen der Cypresse, die sich wie ein Ausrufungszeichen aufstellt, und den Pinien, die ihre breiten Schirme auf schlankem Stamme in die blauen Lüfte hinaussenden, so daß der Dichter (Abul Maani) zu dem schönen Vergleiche veranlaßt wird:

«Pinien haben die Zelte jetzt über die Rosen gebreitet.»

zieht sich eine ganze Reihe von Gestaltungen, die sich aus jener Ungeschiedenheit von Krone und Stamm zu diesem präcisen Gegensatze beider emporzuringen streben. Allein immer hat dieser Baumschlag etwas Steifes, Trockenes, Ernstes, das nur als Abgrenzung winterlichen Todes, sei es am ewigen oder zeitlichen Schnee, uns als Lebenstrost erscheint. Also auch hinsichtlich dieses Eindruckes des Sieges, des Lebens über das Sterben, schließen sich die Nadelhölzer den blos bekleidenden Formen an.

Höher werden wir schon die Formation der Casuarinen zu stellen haben oder die der laublosen Bäume, zu denen übrigens das Auge (und auf seine, nicht auf des Botanikers Bestimmung kommt es hier an) auch andere Typen hinzunimmt, die selbst in dem höchsten Gebiete ihre Familien haben, wie z. B. die blattlose Acacie (Acacia aphylla). Zwar scheinen sie dem starren, aber doch wenigstens grünen Nadelholze gegenüber einen niedrigeren Rang einzunehmen. Allein obwol nur im Skelette, so tritt doch bei ihnen die Sonderung des centralen und peripherialen

Systemes präcis hervor, und dieses selbst, das Astwerk, scheidet sich bis ins Detail auseinander, während selbst die Schirme der Pinien ungeschiedene ja in der Nähe besehen verwirrte Massen darbieten, und ihrer ganzen Gestalt nach mehr Pilzhüte als Baumkronen sind, die sich schwellend aus dem Reichthume der Baumlebendigkeit zuründen. Doch ist der Eindruck dieser riesigen Erscheinungen des Schachthalmtypus noch weniger gemüthansprechend als der der Nadelhölzer, und wenn diese Starrheit blos den schweigenden Ernst weckt, so versetzen die winterlichen Formen der blattlosen Bäume, die scharfe Zerfaserung derselben den Beschauer in eine düstere Unruhe, die sich noch dadurch steigert, daß man diese Schemen von Bäumen in einem lebensfreudigen Klima trifft. Ja wenn die Nadelhölzer als grüne Vertraute des Gemüthes mitten im Tode der Natur gelten, so sind die Casuarinen mit ihrer Sippschaft geradezu wie Todtengerippe in einem Saale der Gastmäler und Tänze. Die rechte Lebensluft kann erst dann kommen, wenn nicht die bloßen Umrisse einer Krone sondern diese selbst mit edlem Schwunge und weicher Fülle sich dem festen Stamme des Pflanzenindividuums gesellt.

Diesen Eindruck rechter Lebensfreudigkeit machen aber doch vorzugsweise die Laubhölzer der gemäßigten Zone oder die Sommergrünen. Nicht daß sich das Gemüth auch an den immergrünen oder an jenen Formationen erfreuen möchte, die in unausgesetztem Produciren nie Belaubung und Blüthen und Früchte verlieren; denn wo das Leben sich zeigt, dort geht auch eine Betheiligung der Innigkeit auf. Allein der vor unserem Auge sich entspinnende und abwelkende und wieder in seinen winterlichen Knospen neue Blatt- und Blüthenfülle bergende Lebensproceß, also die Gewißheit einer steten Zukunft trotz der vergänglichen Gegenwart ist es, welche unser Gemüth zu regster Theilnahme stimmt. Daß wir dieses Grün leise hervorbrechen sehen mit dem ersten Gezwitscher der Frühlingsvögel, daß diesem auch die Krone des Sommerlebens am Baume folgt, das ist es, was unser Herz mit der unendlichen Fülle seiner Stimmungen begleitet. Diesem Eindrucke bei allem Wechsel stetiger Lebendigkeit gegenüber wird

sogar das Detail der Form etwa zunächst außer Acht gelassen, obwol gerade diese Gruppe der Bäume mit abfälligem Laube und dadurch veränderter Physiognomie eine ganze Scala von symbolischen Zuständen darlegt. Denn vom schmalen Laube, ungeschlossener Krone und schwankender Haltung der Weiden geht durch Pappeln, Ahorne, Buchen, Eichen und Linden die immer reinere Contouren und höhere Kronenfülle, präcisern Charakter zur Schau tragen, die reichste Nuançirung von Gemüthszuständen fort, bis ihr die mächtige, aber zu einförmige Kuppel der edeln Kastanie Ruhe gebietet. Allein dieser angedeutete Reichthum der sommergrünen Laubholzformationen, der schon bei den Pflanzengestalten besprochen wurde, läßt sich doch auf Eine Grundstimmung des Gemüthes zurückführen, auf die Freude an dem steten Kreislaufe des Lebens. Ebenso sind die immergrünen Bäume, welche Decandolle's Reich oder das Becken des Mittelmeeres charakterisiren, die Myrthen und Lorbeer, Granaten und Johannisbrotbäume und die edelsten unter ihnen, die Hesperiden, trotz mannichfacher, auch schon geschilderter Ausweichungen zuletzt sehr ähnlicher Physiognomie. Das ernste, bis zum bläulichen sich steigernde Grün ihres Laubes, die festen nicht jedem Lufthauche nachgebenden Kronen, der Glanz, der von ihren Blattflächen aus sie umzieht, der Ernst, die Ruhe und zugleich strahlende Heiterkeit stimmen auch das Gemüth des Beschauers freudig feierlich, wie die edeln Marmorbilder dort verehrt wurden. Und wenn er an den Bäumen mit abfälligem Laube mehr Verwandte seines Herzens hat, so mahnen die Immergrünen an die Hochpunkte idealer Stimmung.

Endlich die höchsten Formationen des Laubholzes erdrücken beinahe das Gemüth, anstatt seine Lebendigkeit zu erregen, und dies gilt vorzüglich von jenen zwei Physiognomien, welche sich den nächstvorherbesprochenen parallelisiren lassen. Und zwar die Malvenformation mit den sommergrünen Laubhölzern wegen ihres Laubes, das von größerem Umfange und abfällig ist. Allein das Riesige aller Formen, die wegen langer Blattstiele durchsichtigen Kronen, endlich die prächtigen Blumen steigern den Eindruck bis

zum Unerträglichen wenigstens für den Nordländer. So ist es auch mit den tropischen immergrünen oder den steiflaubigen Bäumen; das glänzende Laub wird unter der senkrechten Sonne blendend, und dies wird nur bei den Proteen durch die silberweiße flaumige Unterfläche gemildert, die Blumen brennen in Farben, die den höchsten diesen Formationen eigenen Aromen entsprechen, die Gestalten gehören zu den gewaltigsten des Pflanzenreiches, genug die feierliche Heiterkeit jenes gemäßigten Immergrüns wird hier zur verzehrenden Gluth, in welcher zuletzt das zusammengepreßte Gemüth auflodert.

Die reichsten und doch von aller Beängstigung freien Anregungen erhält das Gemüth durch die höchste Formation der Laubbäume, nämlich durch die der fiederblättrigen. Der Stamm strebt mächtig empor, ohne sich dem Augenmaße völlig zu entziehen, die Krone ist immer edel modellirt, erhält durch die höchste Entfaltung der Blattgestalt eine undurchdringliche Fülle, und hat an den reichen Blüthentrauben die schönste, immer in organisch verkochten Farben und zuweilen süßesten Düften sich ankündigende Zier der Pflanzenwelt. Und wie sie durch die reichste Entwickelung des Pflanzenlebens am anregendsten zum Gemüthe spricht, so noch mehr durch die Empfindlichkeit ihres Laubes gegen Tag und Nacht, die sich bei der Albizzia Julibrissin sogar für reines und umwölktes Sonnenlicht steigert, und bei einzelnen Mimosen zum schauernden Zusammensinken nach jeder Berührung. Es ist als habe an den Fiederblüthigen das Gemüth ein Gegenbild seiner reichsten und zartsinnigsten Erlebnisse, und darum ist diese Formation ohne weiteres als die höchste des Pflanzenreiches anzusehen, da ja der Mensch doch die Höhe des Daseienden nach der Annäherung zur Innigkeit mißt.

b. Bedeutung der Umgebung.

Die Gruppirung der Pflanzen nach der Aehnlichkeit ihres Typus und unmittelbaren Eindruckes zu Formationen trägt schon außerordentlich viel dazu bei, sie richtig ins Auge zu fassen und nach ihrem Wesentlichen zu sondern. Wie aber zur Erkenntniß

des Einzelnen zwar schon seine Familie und ihre Erziehung bedeutende Aufschlüsse gibt, wie diese aber bei weitem gesteigert werden durch die Betrachtung seiner ungleichartigen Umgebung, so wird auch die Pflanzenformation selbst klarer, wenn man sie von einem bestimmten Hintergrunde ihrer Gesellschaft sich abheben sieht. Der Mensch, wenn auch nur in dem oberflächlichen Treiben des Salons zu Aeußerungen angeregt, verräth durch Aussprechen und Verschweigen sein Inneres unwillkürlich und dadurch kennbarer als in seiner Vereinsamung, die Haltung und Färbung der Pflanze tritt bestimmter heraus, wenn sie mit der Physiognomie der Umgebung zusammengestellt wird. Wir verstehen z. B. die Fichte recht wohl auf felsigem Bergabhange, die Eiche in üppigen Flußniederungen, vertauschen wir aber die Stellung beider, so ist erst die ganze Geschichte irgend eines veranlassenden Naturprocesses zum Verständniß nothwendig. Die Ranunkel auf feuchter Frühlingswiese, die Palme in der Oase der Wüste, der breithinkriechende Wachholder im Hochgebirge, — da stimmt eines zum Anderen, und man weiß nicht recht, ob die Landschaftsphysiognomie durch die Pflanze bestimmt wird, oder ob jene diese fordert. Kehrt man diese umgebenden Verhältnisse um, wird mit Einem Male alles räthselhaft. Ueber diesen Zusammenhang der Formation mit der Physiognomie der Umgebung spricht sich Schasler ganz gut so aus: «Ob ein Baum feuchte oder trockene Gegenden liebt, ob er in Thälern oder auf Anhöhen wächst, ob er Licht oder Schatten sucht, ob er in warmen oder kalten Gegenden, an Meeresküsten oder in Gebirgsländern gedeiht u. s. w., diese und andere charakteristische Eigenthümlichkeiten tragen ebenso viel zu dem Gesammttypus der Landschaft selbst, als umgekehrt dieser Gesammttypus zur besonderen Physiognomie des einzelnen Baumes bei. Zum Beispiel die Weide ist in unserer Phantasie so innig mit dem Ufer des Flusses verknüpft, an dem sie zu wachsen pflegt, daß wir sie davon nicht zu trennen vermögen, und daß das Flußufer selbst gewissermaßen einen Theil der Physiognomie des Baumes bildet.» Als speciellen Fall für den Einfluß der Baumeigenthümlichkeit auf die Gruppirung, und umgekehrt schil-

dert er dann die Eiche: «Der männliche, reckenhafte Charakter der Eiche spricht sich auch in der ganzen Physiognomie des Baumes aus. Er ruht in seiner ganzen Organisation auf sich selbst und bildet in seiner reifen Entwickelung selten Gruppen. Zusammenhängende ungemischte Eichenwaldungen gibt es daher nicht, sondern sie sind entweder gemischt mit andern Laubhölzern oder aber die Eichen, welche den Wald zu bilden scheinen, stehen so isolirt, daß die für den Begriff des Waldes nöthige Gruppirung verschwindet. Im letzteren Falle ist der Boden, wenn er eben ist, häufig mit einem sanften, grünen Rasen bedeckt, welcher durch seine herrliche Frische und lebensvolle Anmuth einen unendlich malerischen Contrast zu den einsamstehenden, aber mächtigen braunschwarzen Stämmen und dunkelgrünen Laubgewölben bildet, und auf den der Blick ungehindert in eine weite Perspective hinausschaut.»

Indem wir aber das eigentlich landschaftliche Moment der Pflanzengruppirung vor der Hand auf sich beruhen lassen, müssen wir die Einflüsse betrachten, welche die bekleidenden, schmückenden und selbständigen Pflanzenformationen auf einander üben. Erst indem wir die Eine auf dem Hintergrunde der Anderen, die Mischung und Sonderung derselben betrachtet haben, wird uns dann die Charakteristik der Landschaft selbst erleichtert werden. Doch ist das Hineinspielen des Landschaftlichen um so schwerer zu vermeiden, als ja aus solchen Gruppirungen der Pflanzenformationen der Gesammteindruck der Landschaft sich zusammenstellt.

Im Allgemeinen ist mit Bestimmtheit zu sagen, daß das ausschließliche Vorkommen einer Formation, wie sehr es auch im ersten Augenblicke das daran nicht gewöhnte Auge frappiren mag, zuletzt aus Langeweile eine Ermattung und Abspannung des Gemüthes erzeugt. Endlose Wiesen und Wälder, oder diese zwar abwechselnd, aber in großen Massen aneinanderstoßend, bloße Getreidefelder oder auch diese nur von Pappellinien durchzogen, wecken das Gemüthsleben höchstens zur Opposition gegen diese Gleichmäßigkeit und Gleichgültigkeit der Formationen. Denn des Menschen Innigkeit, ein aus unendlichen Erlebnissen zusammen-

strömendes Ganzes, kann sich in der Außenwelt nur dann befriedigen, wenn ihm ein Ganzes entgegentritt, und ein Ganzes ist immer nur das Resultat unterschiedener Existenzen. Daher fordert auch der Sinn nicht die Gruppirung gleicher, sondern unterschiedener Formationen zu einem Eindrucke, weil das Gleiche eigentlich nach der ersten Erregung zur Eindruckslosigkeit zusammensinkt. (Wenn also der Wald Eindruck machen soll, so muß eine Verschiedenheit des Holzschlages darin vorkommen,) oder bei demselben Holzschlage eine Verschiedenheit des individuellen Typus. So bei reinem Nadelgehölze muß sich die Tanne mit ihrer grauen Rinde und dem buschichteren Wipfel zwischen dem ernsteren Braun und ungehalteneren Aufstreben der Fichten einfinden, und die feinere Gestaltung der Lerche wird als Gast um so willkommener sein. (So wird im starren sparrigen Buchenwalde das leichtfertige Geschaukel der Birke, die vereinzelte Größe der Eiche außerordentlich wirksam, während sonst die reinliche Durchsichtigkeit des Laubwaldes, die glatte Stille des Nadelgehölzes ein gedrücktes Gemüth des Wanderers zur Folge haben.) (Am weitesten von Monotonie entfernt und am meisten gemüthswirksam ist freilich der Wald, in dem Laub- und Nadelholz gemengt durcheinanderstehen, da ist die reizendste Farbenscala des Grünen, da die vielseitig anregenden Kronenbildungen und das Leben geht da gar nicht aus; denn im Winter leisten die Nadelbäume Bürgschaft für seine Fortdauer, im Frühlinge bricht das saftige Laubgrün hervor, ehe noch die neuen Nadelbüschel ihre Hüllen sprengen, und was im Herbste an Blumen fehlt, das ersetzen die brennenden Farben der welkenden Blätter in zahllosen Nuançen auf dem unwandelbaren Ernste des Grüns der Nadelhölzer.) Und wie Wälder nur die Potenzirung blos bekleidender Formationen sind, so wird der Eindruck, den diese machen, nämlich der des Lebenssieges über irdische Erstarrung in ihnen und zwar in dem wechselnden Erklingen dieses Themas durch die Farbenreihe der gemengten Waldungen abgespielt.

Derselbe Eindruck siegreicher Lebendigkeit, der schon in der Mengung selbständiger, wenn auch mehr bekleidender Formen

hervortritt, steigert sich aber, wenn sich bekleidende und selbständige Formen in entsprechenden Massen zusammenfinden. (Nie wird das Wiesengrün uns so frisch erscheinen, als wenn es vom gewaltigen Waldkranze umfaßt wird, und wir werden den Zauber der Waldeinsamkeit auch da am mächtigsten fühlen, wo wir uns von der freien Waldwiese in die geschlossenen Schatten des Gehölzes vertiefen.) So wird uns die schlanke Erle, die Pappel mit ihren bewegten Formen, selbst die Weide in ihrer Haltlosigkeit auf dem Wiesengrün bedeutend entgegenschauen, und dessen Ueppigkeit wird erst recht durch solche Gruppen selbständiger Formen und ihre ernsteren Farben gehoben. Selbst dort, wo «Cultur die ganze Welt beleckt» und zum wogenden Saatenmeere verwandelt hat, wird die Gemüthsleere durch Alleen kronenbildender Bäume zum Theile verscheucht, wenn auch der vorwaltende Eindruck nur gar zu bald wiederkehrt.

Wo sich blos schmückende Pflanzenformationen zusammenfinden, wo der schlanke Stamm der Palme zwischen dem schaukelnden Laube der Bananen, den feurigen Farben der Scitamineen, den starren Blättern der Agaven emporschießt, wo Orchideen und Convolveln, Banisterien und Passifloren auf den Lianen schweben, oder Blüthenbauminseln aus dem dichten Teppich der Astern, Dahlien und Solidagoarten hervorragen, oder endlich, wo Klee und Ranunkeln und Doldenblüthen die grüne Unterlage kaum durchschimmern lassen, da ist es wie in einer endlosen Festesreihe. Das Auge wird geblendet, das Gemüth übertäubt, und keine ruhige, daher auch keine bestimmte Stimmung kann sich in solcher Fülle der Farben und Formen gestalten. Wenn schon die blos bekleidenden oder selbständigen Formationen ohne Wechsel gruppirt, zur Verödung des Gemüthes führen, so wird dem Rausche, den die Häufung blos schmückender Formationen, hervorruft, eine schale Ernüchterung sicherlich unmittelbar nachgehen. Nur wo die schmückenden Formationen als Verbrämung der irdischen Bekleidung, oder als lichte Sterne im Walddunkel erscheinen, fühlt das Gemüth die ganze Bedeutung, welche zweckmäßige Zierde der Lebendigkeit zu verleihen vermag.

Natürlich wird der Eindruck jeder dieser Hauptformationen gesteigert, wenn sich alle Drei an einem Punkte der Erde zusammenfinden. Wo dann noch das Element des Wassers hinzukommt, wo aus dem Grün und den Blumen-Felsen die festen Halter des Erdlebens hervorlugen, da ist dann freilich jene Totalität erreicht, welche das Gemüth zu seiner Beruhigung fordert, und wo die Natur selbst solche Ruheplätze anlegt, wie die Oasen im gelben Wüstensande oder blumenumbordete, wiesenumrandete Waldteiche, da ist's kein Wunder, daß auch der ermüdete Pilger seine Lagerstätte aufschlägt, wie dies in Nul und Demajanti geschildert wird:

«Da erblickte das Handelsheer
Abends in einem Waldbereich
Einen geschirmten friedlichen Teich;
Einen lieblichen, luftigen,
Kühlschattigen, blumenduftigen,
Bewohnten von Wasserlilien
Und Seerosenfamilien,
Von Waldgeflügel besuchten,
Umgeben von reichen Buchten.» (Rückert.)

Allein an solchen Combinationen aller Landschaftselemente gehen wir sogleich über die Wechselwirkung der Gruppen hinaus, indem wir sie zur Gesammtheit des Landschaftseindruckes concentriren. Und so, indem für jede besondere Formation der entsprechende Hintergrund vorhanden ist, und indem dies für alle an Einem Punkte stattfindet, werden wir zur Betrachtung der Landschaft hinübergeleitet.

c. Bedeutung der Bodenbeschaffenheit.

Ganz derselbe Fall tritt ein, wenn wir die Pflanzenformation nicht mit ihrem Hintergrunde, sondern mit ihrer ernährenden Unterlage in Gruppirung bringen. Ja die landschaftliche Bedingtheit tritt hier noch mehr in die Augen, als bei den Formationen und ihren wechselseitigen Verhältnissen. Denn einerseits hat der Boden selbst, auf dem gewisse Pflanzen vorzüglich oder ausschließlich gedeihen, ganz bestimmte Contouren, und die Kuppen des Thonschiefers, die zerfressenen Wände und Hörner

des Kalkes, der flache Seestrand wirken mehr auf den Eindruck, als etwa der Pestlattich (Tussilago petasites), die Gebirgskornblume (Centaurea montana), das Glasschmalz (Salicornia) und das Salzkraut (Salsola), die jenen Unterlagen entsprechen. Anderseits aber waltet zwischen diesen Pflanzen selbst keine dem unmittelbaren Schauen entgegenkommende oder typische Aehnlichkeit, wenn auch der Botaniker an solchen Pflanzen dem Geologen jene Züge dechiffriren hilft, die im ganzen Erdleben wirr durcheinandergeschlungen sind. Nur der Künstler muß sich hüten, den wissenschaftlichen Sinn zu beleidigen und etwa die edle Kastanie (Castanea vesca), die keinen Kalkboden verträgt, die kalkstete Brillenschote (Biscutella laevigata) mit der Seestrandnelke (Statice maritima) auf einem Bilde in nächster Nähe beisammenwachsen zu lassen. Allein das Auge des Künstlers soll auch ganz anders die Dinge anschauen, als das der unbefangenen Bildungslosigkeit, und wenn man dieser nicht zumuthen kann, sich in die Unterschiede der bodensteten Pflanzen, die nur in einer bestimmten Mischung des Erdreiches vorkommen, der bodenholden, die in jener Vorbedingung am besten gedeihen und der vagen, denen Alles recht ist, zu vertiefen, so wird man dies von dem Künstler fordern können und müssen. Sein unmittelbares Wiedergeben des Natürlichen oder vielmehr seines Eindruckes ist ja kein naives, sondern es muß die ganze Bildungsreihe des seine Darstellungsrichtung bedingenden Wissens durchlaufen haben. Für ihn existirt nicht der erste Eindruck oder der des Sinnes, sondern die Anregung der Phantasie, und diese muß eine geschulte sein, wenn sie nicht in wilden Schöpfungen sich verlaufen soll. Vom Künstler also müssen die Unterschiede des pflanzlichen Standortes festgehalten und in der Physiognomie der Pflanze ersichtlich gemacht werden, die für das unbefangene Auge sich in der allgemeinen Landschaftsphysiognomie und ihrem Vegetationscharakter verlaufen. Doch damit werden auch wir in die Betrachtung des Vegetationscharakters der Landschaft hinübergeleitet.

5. Vegetationsphysiognomie der Landschaft.

Wenn wir von einer Vegetationsphysiognomie der Landschaft sprechen, so ist damit beinahe ein Pleonasmus eingeführt, indem die Landschaft in der That keine eigenthümliche, sondern nur die Physiognomie der Vegetation zur Schau trägt. Die Kegelformen der Basalte, die Platten der Sedimentärgesteine, die Blöcke und Säulen der Sandfelsen sind einander unter allen Himmelsstrichen gleich, die Thierwelt dagegen so beweglich, daß sie nur schnell vorüberhuschende Züge zum Landschaftsbilde abgibt. Und wie die geologischen Elemente, das Gestein und das Meer, keine charakteristische Bestimmtheit der Landschaft bieten, so fehlt ihnen auch diejenige Einwirkung auf das Gemüth, durch welche das zerstreut Dargelegte sich im menschlichen Brennpunkte zu einem Ganzen zusammenfaßt. Möge Stifter die Lichterspiele des steinigen Hochplateaus an der Westseite des Gardasees noch so schön schildern, heimlicher fühlen wir uns doch in jener Oase, aus derem Grün die Zauberweisen der Musik hervorklingen. Der Ausblick nach der Pyramide des Monte d'Osero vom Wege zwischen den beiden Lusin gehört sicher zu jenen, welche den Sinn für reine Formen und entschiedene Farben am meisten wecken; die vielfach abgestufte Meeresbläue, die violett angehauchten edlen Felscontouren, ihren Grund, das Gelbgrau darauf abhebend, geben vom tiefblauen Himmel überwölbt, eine Ahnung von jener Stimmung, die ihre glänzenden Marmorgebilde in diese Fülle von Formenschönheit als höchsten Ausdruck hinstellte. Allein die Myrthen des Ufers, die Rosmaringebüsche der Höhe, selbst die monotonen Oelbäume, ja die überreiche Meeresvegetation, die hart am Schneeschaume der die Busen umstarrenden Klippen wuchert, sprechen doch anders zum Gemüthe des Menschen als jene helle Pracht der Farben und Formen. Und so öffnet sich nach einer stundenlangen öden Fahrt im Passe zwischen den Felsmassen des Mosor und der Koza vom Fort Elisa aus, eine der wunderbar reizendsten Landschaften. Das

Ultramarin des Meeres, das Violett der fernen Inseln, das beinahe goldige Grau der riesigen Felsmassen, die reinen Linien, mit denen Ufer und Meer und die Höhen daran und am dunkelblauen Himmel auf- und abschwingen, blenden das Auge wol übermächtig, — doch das Herz findet sein Leben zwischen den Oelbäumen und dunklem Lorbeer, den breitgelaubten Feigen, den Reben, die sich dazwischen schlingen, und den Villen dieses Kesselabhanges, und ganz eigentlich erst dort, wo sich der immergrüne, von Granatblüthen und Rosenhecken durchflochtene Kranz der Castelli um die Bucht bis Trau hinüberschlingt. Das Pflanzenleben ist es, dessen Eigenthümlichkeit hier so wie überall die Landschaftsphysiognomie bestimmt. Wenn wir aber dessenungeachtet von einer Vegetationsphysiognomie der Landschaft sprechen, so geschieht es nicht, weil wir das Allanerkannte läugnen, sondern deswegen, weil wir schon in der Ueberschrift die kräftigere Bestätigung des Satzes geben wollen, daß alles Leben der Landschaft und all ihre Einflüsse auf das Gemüth eigentlich dem Leben ihrer Pflanzenwelt eignen.

Wie jedoch die Muskulatur, die dem Leibe die Abrundung der Schönheit herstellt, auf der Festigkeit des Knochengerüstes sich gründet, und vom steten Strömen des Blutes ihre Erfrischung erhält, so sind auch die geologischen Elemente der Landschaft das Starre und Flüssige, die Grundlage und Auffrischung des Pflanzenlebens, und helfen daher dieses selbst charakterisiren.

Es versteht sich aber beinahe von selbst, daß wo von der Vegetationsphysiognomie der Landschaft die Rede ist, nur jene Gegenden gemeint sein können, die entweder von der Cultur noch gar nicht getroffen wurden, oder jene, wo die Cultur mit Wildniß gemischt oder unter dem Scheine selbständigen Wachsens vorkommt. Denn wie sehr die von schnurgeraden Kanälen durchzogenen Reisfelder Chinas, die höchstcultivirten Gefilde Oberitaliens den Sinn zur Anerkenntniß menschlicher Schaffenskräftigkeit nöthigen, und wie glänzend die Resultate sein mögen, welche die Berechnung für Abhülfe der Lebensbedürfnisse sich gewinnt, — die Langeweile bleibt selbst zwischen den immer und immer wiederkehrenden Re-

benguirlanden nicht aus. Das Auge gewinnt in dieser nach Richtschnur und Commando wachsenden, vom Unkraute sorgsam behüteten Landschaftslebendigkeit nichts für die Phantasie, welche, wie sie selbständig am liebsten waltet, auch nur vom Selbständigen angeregt wird. Ueberraschen kann wol eine solche Vegetationsfülle, — allein befriedigen, d. h. zu bestimmter Bildung die Selbstthätigkeit der Innigkeit anregen würde sie nur, wenn sie Moment eines mit Bewußtsein hervorgebrachten Landschaftsganzen oder des Parkes wäre. So lange aber diese Fortführung der Cultur vom Dienste des Bedürfnisses zum Organismus sinniger Schöpfung nicht geschehen ist, sieht man in der cultivirten Vegetation nur die über das Geologische gebreitete Decke, und ihr Eindruck ist zuletzt jenem ganz gleich, welchen das feste und flüssige Element für sich auch ohne diese Culturbekleidung bewirken.

Zudem sind die Culturpflanzen meist nicht auf dem Boden heimisch, auf dem sie jetzt in üppiger Fülle gedeihen. Das wogende Weizenfeld, die blühende Aprikose, der duftige Wallnußbaum, welche ein in seiner Fülle behagliches Hauswesen umgeben, sie alle sprechen eine Sprache, welche mit der der Fichten und Schlehengebüsche und Binsen nicht im Einklange steht. Allerdings ist diese Anschauungsweise ein Resultat der Reflexion, und der unbefangene Sinn, seit uralten Zeiten an diese Gäste gewöhnt, findet gar nichts Fremdartiges an ihnen. Aber auch nichts, was ihn anheimeln könnte, — und trotz aller Selbstzufriedenheit über den Reichthum, welchen er den Bedürfnissen entgegenzuhalten vermag, fühlt sich doch auch der Landmann heimlicher, wo ihm auf weiter Wiese und im Hochwalde noch die volle Kraft der heimischen Vegetation entgegenkommt. Man möchte beinahe versucht sein, zu sagen, das Heimweh der Culturpflanzen, die

«Kriegern gleich an fremdem Strand
Vertraut vom schönen fernen Vaterland» (Anastasius Grün.)

flüstern, habe sich in's Herz des Menschen versenkt und sei zum Heimweh nach der ursprünglichen Waldwildniß des Vaterlandes geworden.

Und diese aus Weh und Lust gemischte Stimmung, die uns

zwischen hochwallenden Kornfeldern in der Mittagsruhe so gern beschleicht, tritt noch bestimmter hervor, wenn Cultur und Wildniß ohne Mittelglieder in nächster Nähe zusammenstoßen. Möge man sich noch so sehr darüber freuen, daß es dem Menschen gelungen sei, sich ein sicheres Dasein für die Erlebnisse des Gemüthes zu gründen, — der raschaufschießende plötzlich schwindende Saatenwald wird doch auch eine düstere Reminiscenz, an das dichtbevölkerte, lebensvolle Reich des Waldes zu erwecken nicht verfehlen. Wo die Cultur ihren Segen nach allen Richtungen ausgegossen hat, wo ein Kranz von blühenden Dörfern sich durch die Fluren schlingt, wo reinliche Stege zum Lustwandeln im Walde verlocken, — selbst da wird man nicht das Gemüth von den Hintergedanken der Civilisation befreien können und immer möchte man dem ersten Pionier zugerufen haben:

«Geh hin, und bist du sicher, es blinke nur dem Heil,
In deinen Händen schwinge empor hoch der Gesittung Beil.»
(Anastasius Grün.)

Was die amerikanische Rothhaut zur Flucht vor der herannahenden Cultur antreibt, der Schrecken bei dem Untergange so viel des grünenden und blühenden Lebens, die Furcht vor dem düsteren, der Civilisation auf dem Fuße folgenden, ja ihr voraneilenden Trosse und dem wüsten Gesindel halber Roheit und dreiviertel Sünde, das mag wol auch in's Herz des tiefer fühlenden Pflanzers sich einschleichen, wenn er die erstürmte Waldwildniß betrachtet und sieht, wie

«Dort im Mondenschein ragt todt und kahl
Uralter Bäume Patriarchenzahl,
Wie Geister der im Kampf Erschlagnen fast,
Ein stummes Händeringen jeder Ast.» (A. Grün.)

Und wie es auch immer sei: ob die Wildniß nur wie eine Oase in dem zuerst verwüstenden und dann erst neues aber fremdes Leben bringenden Culturzuge stehen blieb, ob aus dem Wäldermeere nur hier und da eine Menscheninsel hervorlugt, immer ist die Stimmung, welche im Zusammenschauen der Waldursprünglichkeit und der umgeschaffenen Vegetationsphysiognomie

hervorwächst eine gemischte. Es ist zwar nicht mehr jenes düstere Brüten, welches zwischen bloßem Fels und Meer schwebt, es ist aber auch noch nicht jene Seligkeit, welche aus der sinnig wiedererschaffenen Gartenlandschaft herausschaut, sondern es ist jener elegische Zug, welcher uns zu den halbvollendeten Bauwerken der romantischen Welt hin-, aber auch von denselben wegdrängt. Es ist jene der Freude am menschlichen Wirken nicht ganz ermangelnde Trauer über die Halbheit und Gebrochenheit desselben.

Nur dort, wo der Mensch auf die Eigenthümlichkeit der Landschaft entweder noch gar nicht eingewirkt hat, oder wo seine Werke nur wie eine Ergänzung zum Charakter derselben hinzutreten, wie etwa die Alme auf ihre Hirtenhütte zu warten scheint, kann auch die Vegetationsphysiognomie nach dem ungemischten Eindrucke aufs Gemüth erfaßt werden. Für diese Physiognomie bilden aber, wie gesagt, die geologischen Elemente das feste Gerippe und zwar treten vor allem die Gegensätze der vollkommenen Ebene und der Gebirgslandschaft hervor.

a. Steppen.

Wo unter einem gemäßigteren aber dabei doch milderen Himmel die Fläche endlos sich ausbreitet, kaum von Wellen der erstarrten fetten Alluvion gebrochen, da ist sie auch von dichter, im leisesten Winde schaukelnder Grasbekleidung überzogen. Die meteorologischen Processe, von keiner Gebirgswand gehalten, brausen da rasch vorüber und so können sich auch in diesen plötzlich wechselnden Witterungen, in diesem Anstürmen breit ausgreifender Winde keine eigentlichen Wälder bilden, welche immer die geschütztere Lage bedürfen. In ihrer Eigenthümlichkeit zeigt sich die Vegetation dieser Flächen nur den Sommer hindurch, während der Winter eine allgemeine polare Ausgleichung herbeiführt. Wenn aber der Frühling spät erst sich geltend zu machen weiß, so ist sein Grün auf den Steppen der Ukraine, den Prairien Nordamerikas und den Pampas im Süden dieses Welttheiles um so üppiger und frischer. Es ist mit einem male ein hochwogendes Grasmeer über die unendliche Ebene ausgegossen, und wie Inseln

sind Millionen von raschaufschießenden Synantheren, in der Ukraine Burjany genannt und vorzugsweise aus Disteln bestehend, in den Prairien Dahlien, Astern und Solidagoarten, in den Pampas Disteln und Artischocken über die schwankende Wellenfläche zerstreut. Der üppigsten Lebensfülle begegnet das Auge, ehe es noch Zeit gehabt, sich nach dem Braun des Vorfrühlings, in welchem weiße Lappen des Winters lagerten, umzusehen, ebenso rasch ist das aber im Herbste von nimmer weichendem Schnee überzogen, und diese unendliche Ruhe, die über den Flächen schwebt, und die von dem Summen der Käfer, dem Flattern der Schmetterlinge, dem Gleiten der Schlange recht hörbar gemacht wird, wird von der unwiderstehlichen Wuth der Orkane augenblicklich zerstört, um den Flüchtigen ebenso schnell zu folgen. Vergeblich sucht das Gemüth einen Haltpunkt in diesen Steppen, ihre Gräser schaukeln gar zu leichtsinnig, und die stachlichten, hochemporgetriebenen Synantheren tragen zu deutlich die Trüglichkeit ihrer Größe zur Schau, — vergeblich erwartet der Seufzer ein Echo, nur das langausholende Athmen der Natur im Winde wird ihm antworten. Und so senkt sich eine düstere Ruhe, die ob solcher Vegetation schwebt, die aber an ihr selbst ein schwankendes, leicht zerbrechliches Unterlager hat, als finstere Melancholie in die Herzen ihrer Bewohner, wobei jedoch die stürmisch hervorbrechende Energie nicht mangelt. Reitervölker, wie Kosaken und Araukaner, Comanchees und Sioux scheinen hier gar nicht untergehen zu können, denn nur das flüchtige Roß vermag über die Schauer dieser grünen Oede, in welcher sich die vom Sturme aufgejagten Phantome herumtummeln, hinüberzuhelfen. Unbändig wie der Orkan, leichtbeweglich wie die Gräser, plötzlich aufschießend wie die Synantheren der Steppe schweifen ihre Söhne durch dieselbe, und diese Haltlosigkeit des Bodens, die Unbeschränktheit des Horizontes ist als schrankenloses Unabhängigkeitsstreben im Gemüthe lebendig. Und diese Schwermuth, dieses energische Unabhängigkeitsgefühl der Steppe und ihrer Reiter hallt in den wundervollsten Liedern, in jenen dumy aus, in denen die süßesten Träume von üppiger Frühlingslust und das trübeste Grauen des hier heimischen

Vampyrglaubens durcheinanderklingen. Die Phantastik ihrer Melodien und Worte wird nur von den meteorischen Phantomen erreicht, die über das von Synantheren buntgesprenkelte dichte Grün der Steppen mit ungeahnter Macht einherbrausen.

Denselben Wechsel üppigster Lebendigkeit und mit seinen Staubwolken und Gespenstern aus Distelbällen heranstürmenden Todes, der sich in den Steppen der gemäßigten Zone oft im Laufe eines Spätsommernachmittags zusammendrängt, bieten die Steppen des tropischen Erdgürtels dar, nur daß er sich hier streng auf die trockene und nasse Jahreszeit vertheilt und nach seinen beiden Seiten viel energischer auftritt. Denn was sind selbst die heißesten Stunden jener gemäßigteren Klimate gegen den Brand der tropischen Sonne, was ihre wildesten Orkane und Gewitter gegen die Unwiederstehlichkeit der Aequatorialstürme, gegen die Ströme ihrer Regen und das Feuermeer ihrer Blitze, das endlose Toben ihrer Donner?! Darum ist aber auch die Steppenvegetation der heißen Zone, der Llanos Südamerikas und der südafrikanischen Karoo eine unendlich üppigere, als die der Ukraine oder der Pampas. Wenn in der heißen Jahreszeit der Lehmboden zum Steine erhärtet, auf dem nur die dürren Gestalten der Cacteen und Stapelien von einer freilich ärmlichen Lebendigkeit Kunde geben, wenn das Erdbeben die Unterlage zerrissen zu haben scheint, und die Atmosphäre dem Wanderer die Trugbilder der Kiemung vorgaukelt, so ändert sich dies mit dem ersten Regentage wie durch einen Zauber. Der Boden der Llanos überzieht sich mit einer hohen Grasdecke, aus der «Kyllingien mit vielrispigen Paspalen emportreiben, und vom Lichte gereizt, krautartige Mimosen ihre gesenkt schlummernden Blätter entfalten und die aufgehende Sonne begrüßen» (Humboldt: Ansichten der Natur) und Nympheen ihre Gerüche in den allgemeinen Duft der Landschaft verstreuen. Die Karoo wimmelt von vielformigen Liliaceen und Pelargonien, Oxalideen und Mesembrianthemen, deren Reichthümer jedoch mit der plötzlich einbrechenden Dürre eben so plötzlich verschwinden, während in den Llanos dem Tode durch die Dürre noch der durch allgemeine Ueberschwemmungen der Steppenflüsse vorangeht, vor-

denen nur die vereinzelten Felsenbänke einen Zufluchtsort darbieten. Das Vegetationsleben ist also in den tropischen Steppen ein unendlich reicheres und rascheres, wie dies von Humboldt so schön geschildert wird, aber auch die Erstarrung eine grausigere, als sie die gemäßigten Steppen kennen. Und wenn schon diese beinahe nur negative Stimmungen im Gemüthe des Menschen hervorrufen, so wird dies im heißen Klima zu einem beinahe vollständigen Verneinen des Gemüthslebens, zu einer unendlichen Trauer über die stete Veränderlichkeit und den ewigen Untergang des Endlichen gesteigert. Wenn aber einmal diese Tonreihe anklingt, wenn man sich ins Gedächtniß ruft, wie gerade aus den Steppen die Verwüstungen der Cultur hervorbrachen, und wie jene Reitervölker beinahe nur um der Melancholie und Phantastik ihrer Heimath zu entfliehen, den Untergang des Schönsten veranlaßten, dann versteht man auch jene vorzugsweise, für «bedrängte Gemüther» aufgestellten Bilder Humboldt's und stimmt den Worten völlig bei: «Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen und in der Naturkraft inneres Wirken.» Dieses Leben der Pflanzen kommt uns aber in seiner höchsten Fülle im Walde entgegen.

b. Wälder.

Darum hat auch das Gemüth, vorzüglich wenn es in einen Zerfall mit der Weltgeschichte geräth, immer im Walde und seinem unerschöpflichen Lebensreichthume sich Erquickung und Muth zu fernerem Wirken geholt, wie dies außerordentlich schön Lenau in einem seiner Waldlieder ausspricht:

«In froher Kinder Kreise
Verjüngen sich die Greise,
Und Grambeladne werden
Noch einmal froh auf Erden.
Verjüngender doch wirken
In himmlischen Bezirken
Im Schoos der Waldesnächte
Natur und ihre Mächte.

Hier quillt die träumerische
Urjugendliche Frische
In ahnungsvoller Hülle
Die ganze Lebensfülle.
Es rauschet wie ein Träumen
Von Liedern in den Bäumen,
Und mit den Wellen ziehen
Verhüllte Melodieen.
Im Herzen wird es helle
Und hin zur ew'gen Quelle
Der Jugend darfst du sinken,
Dich frisch und selig trinken.
Sehnsüchtig zieht entgegen
Natur auf allen Wegen
Als schöne Braut im Schleier
Dem Geiste ihrem Freier.»

Ja, in der feierlichen Stille der Waldestiefe findet der nach Wiederaufleben aus dem Scheinbestande einer zerfressenen Welt sich Sehnende die Ruhe, hier im Innersten des Pflanzenlebens kann er sich in die verborgenen Gründe seiner Erinnerungen versenken, hier wohnen jene geheimnißvollen Mütter, welche dem sich zu ihnen Flüchtenden den Quell der Jugend und ihrer Poesie erschließen. Und was Mickiewicz von den litthauischen Wäldern sagt, das gilt wol von jeder unberührten Einsamkeit einer solchen Waldwildniß:

«Któż zbadał puszcz litewskich przepastne krainy,
Aż do samego środka, do jądra gęstwiny?
Rybak ledwie u brzegów nawiedza dno morza;
Myśliwiec krąży koło puszcz litewskich łoża,
Zna je ledwie po wierzchu, ich postać, ich lice,
Lecz obce mu ich wnętrzne serca tajemnice:
Wieść tylko albo bajka wié co się w nich dzieje.»

«Wer noch hat durchforscht Lithauens weite Wildniß,
Bis in des Dickichts Mitte und den Kern hinein?
Der Fischer kennt den Meergrund kaum am Ufer;
Vom Jäger wird Lithauens Tiefe nur umkreist,
Von weitem kennt er sie, ihr Antlitz, die Gestalt,
Fremd blieb ihm das Geheimniß ihres Herzens:
Der Seher oder Dichter kennt ihr Leben nur.»

Der Dichter nur als Seher versteht das Grüßen des Waldes, nur ihm erscheint die «Fei der Waldesgründe als Sagenpoesie»

(Geibel), ihm nur macht «Waldesnacht nicht bang» (J. Kerner), nur dort hört er die Stimmen, die ihm Antwort auf seine geheimsten Fragen geben, dort wo die Geburtsstätte (matecznik: Mickiewicz) des Lebens ist. Allein wie sehr die Dichter von dem ergreifenden und herzerfrischenden Zauber der Wälder sprechen, und wie sehr man ihnen hinsichtlich gewisser Wälder Recht geben muß, so gilt ihre Rede doch nicht von allen und namentlich nicht von den Urwäldern, die nach Humboldt's Ausspruche nur in den tropischen Zonen vorkommen. Hier ist die Steigerung des Waldlebens also auch der Pflanzenlebendigkeit im Ganzen eine so gewaltige, daß das Gemüth in sich zusammengepreßt einer ähnlichen Schwermuth anheimfällt, wie sie über den Steppen schwebt.

Schouw (die Erde, die Pflanzen und der Mensch) nennt diese Urwälder die formenreichen Wälder, und die zahllose Menge von Gestalten, Farben und Düften, welche auf die Seele des Menschen einstürmen, die riesigen Maaße, in denen da Alles den Sinn des Menschen befängt, können unmöglich auf ein Erwecken, sondern vielmehr auf ein Verdumpfen des Gemüthes hinwirken. Möge man dem Prinzen von Neuwied in einen brasilianischen Urwald folgen und die Eindrücke vernehmen, die er ausspricht: «Jener feierliche Schauer, jenes heilige Gefühl sagte es uns» (was ein Urwald sei) «das einen Jeden befällt, der zum ersten Male in einen Urwald eintritt. Anfangs starrten wir hinein in jenes Labyrinth von hohen, schlanken Stämmen, die wie Riesen neben uns aufstiegen, und in das uns umgebende Gewirr von Laubpflanzen; wir blickten hinauf zu jenem leichten Laubdach, das den Himmel über uns nur wie durch einen Flor erkennen ließ, ohne daß wir uns aber Rechenschaft geben konnten von dem, was wir sahen ... Alles ist hier colossal, — Alles scheint der Urwelt anzugehören; ... vergeblich wirst du dich bestreben, dir alle die unzähligen bizarren, ans Fabelhafte streifenden Verschlingungen auszumalen, in denen sich die Lianen uns zeigen ... Mit jedem Schritt zeigte sich uns ein neues Bild ... Wo sieht man wol das Große und Erhabene mit dem Sonder-

baren, das Schöne mit dem Lieblichen mehr zu einem harmonischen Ganzen vereinigt, als gerade in den tropischen Urwäldern der neuen Welt.» Dieselbe Betäubung des Gemüthes durch Ueberbürdung mit Eindrücken hören wir von Russeger hinsichtlich des afrikanischen Urwaldes am Berge Scheibun schildern: «Alle Bäume im frischen Grün, alle bedeckt mit den ihnen eigenthümlichen zum Theil prächtigen Blumen. Dazu der Jasminduft der Jasmineen und mancher Mimosenblüthen, die milde Morgenluft, die strahlende ätherische Beleuchtung — und ich muß gestehen, daß mir jetzt noch warm im Herzen wird, nachdem Jahre verflossen, wenn ich an diesen Augenblick denke, der, was Vegetationspracht betrifft, der schönste ist, den ich im Tropenlande genoß.» Und nur wenig verschieden von jenem verstummenden in sich gekehrten Staunen und Entzücken des Gemüthes ist das, was Reinwardt über einen Urwald auf Java sagt: «Das Pflanzenreich zeigt sich da in seiner ganz reinen ursprünglichen Gestalt, und wenn irgend wo, so ist es gewiß da, wo man einsieht, was ungestörte Kraft des Pflanzenwuchses in einer tropischen Gegend durch die Vereinigung der günstigsten Bedingungen zu bewirken vermag. Es ist mir nicht möglich, den Eindruck wiederzugeben, den der Anblick von dem Allen erweckt.» (Vogel: Landschaftsbilder). Wenn man aber einsehen will, warum Schouw diese Wälder die formenreichen nennt, und wie in ihnen das Gemüth von der es umgebenden Lebensfülle erdrückt und nicht erhoben wird zum freudigen Anschauen, muß man sich die Schilderungen dieser Aequatorialvegetation von Meyen (Pflanzengeographie) vergegenwärtigen. «Großartig in jeder Hinsicht ist die Vegetation in den Urwäldern der Aequatorialzone; Stämme von riesiger Dicke erheben sich über 80 und 100 Fuß, ihre Kronen sind so dicht mit einander verwebt, daß kein Sonnenstrahl den modernden Boden dieser Wälder berührt, der meist mit niedern Pflanzen bedeckt ist, so daß man keinen Schritt thun kann, ohne vorher den Weg mit dem Eisen in der Hand gebahnt zu haben . . . Die ungeheure Breitenausdehnung einiger tropischen Baumstämme ist bekanntlich Erstaunen erregend. . . . Man hat

den Umfang einiger Stämme vom Boaboab (Adansonia digitata) zu 77 Fuß und darüber gemessen und seine Höhlung im Innern ist so bedeutend, daß zuweilen mehre Negerfamilien darin ihren Aufenthalt finden. Ganz ähnliche und unförmige Gestalten erzeugen die Stämme der Bombaceen sowol in der alten, wie in der neuen Welt; durch ihre überwiegende Markentwickelung dehnen sie sich übermäßig in die Dicke und verlassen die gewöhnliche Cylindergestalt, statt welcher sie ungeheure Tonnen von 30 bis 40 Fuß Höhe bei verhältnißmäßigem Umfange darstellen. . . . Doch mit dieser Massenerzeugung ist die tropische Vegetation noch nicht erschöpft, auch die größte Mannichfaltigkeit und die höchste Schönheit in den Formen der Gewächse, sowie die äußerste Pracht in den Farben der Blumen und Annehmlichkeiten ihres Wohlgeruches werden durch die glühenden Strahlen der Sonne und durch die drückende Feuchtigkeit der Atmosphäre hervorgerufen. Wie in den Wäldern unseres Nordens die Rinde der Bäume mit schlichten Mosen und Flechten besetzt ist, so zeigen die Stämme der tropischen Wälder das größte Uebermaß in den üppigsten und schönsten Pflanzenformen; die herrlichsten Orchideen sitzen in den Ritzen und Spalten der Rinde, an der sich windende Pothosgewächse hinaufklimmen, deren glänzend weiße Blumen aus dem schönen hellgrünen Laube hervorragen. Die niedlichsten Formen von Farren schlängeln sich an den Stämmen hinauf, wie bei uns der Epheu, oder sie sitzen in mehr oder weniger großen Büscheln, oft ganze Haufen bildend, welche auf den Aesten sitzen und auf eine eigenthümliche Weise gegen die Belaubung der Stämme contrastiren. . . . Wo noch an den Rinden dieser Bäume ein Plätzchen leer ist, da sitzen Flechten, Moose und Jungermannien, ja diese letzteren nicht zufrieden mit jener Einschränkung, überziehen in den niedlichsten Formen, deren Schönheit oft erst das Mikroskop zu entdecken vermag, selbst die Blätter der andern Schmarotzerpflanzen . . . Doch nicht nur die Stämme dieser Bäume dienen einer so üppigen Vegetation zur Grundlage, sondern hoch in den Kronen sitzen die scharlachrothen Loranthusblüthen, die glänzenden Tillandsien, Pitcairnien und ein ganzes Heer von Schlingpflanzen,

welche, anfangs in der Erde wurzelnd, an dem Stamme und den Aesten hinaufklimmen, später aber ihren Mutterboden verlassen, und alsdann parasitisch fortleben. . . . Aber auch mit diesen in die Luft gehobenen Gärten von größter Mannichfaltigkeit und üppigster Pracht ist die Kraft der tropischen Vegetation noch nicht gebrochen, denn selbst aus den Wurzeln treten mannichfaltige Gewächse oft von riesiger Größe und sonderbarer Form hervor, gleichsam ihren dunkeln Ursprung verkündend.» — Und fragt man, an welcherlei Bäumen diese allseitig schmarotzende Vegetation vorkommt, so gibt Schouw (die Erde u. s. w.) die Antwort: «Was besonders diesen Gürtel charakterisirt, welcher größtentheils innerhalb der Wendekreise liegt, ist die außerordentliche Mannichfaltigkeit der Bäume. Während ein Wald bei uns aus einer oder einigen wenigen Arten besteht, so wird er in der heißen Zone von mehren hundert Baumarten gebildet; so bietet eine einzige Region auf den Bergen Javas hundert Feigenarten, außer vielen andern Bäumen. Während Tanne oder Kiefer, Buche oder Kastanie dem Auge beständig in der temperirten Zone auf großen Landstrecken begegnen, treten z. B. Palmen und Mimosen in der heißen Zone unter neuen Artformen auf, wenn man sich nur in einen geringen Abstand entfernt. Aber gerade diese unendliche Mannichfaltigkeit macht es schwierig, eine Uebersicht selbst nur über die Hauptformen zu geben. Ich will unter diesen nur folgende nennen: die Palmen mit ihren hohen, schlanken, ungetheilten Stämmen, mit Blättern, Blumen und Früchten am Gipfel, und die sich im Allgemeinen hoch über den niedrigeren Laubwald erheben. Die Mimosen und andere Hülsenbäume mit dem sehr zusammengesetzten Laube und häufig prachtvollen Blumen (Amherstia nobilis). Die Malvaceen mit den dicken Stämmen (Adansonia, Bombax) mit den breiten gewöhnlich getheilten Blättern und großen, prachtvollen Blumen (Carolinea). Bäume aus der Familie der Euphorbien, welche Milchsaft enthalten, der bald giftig, bald wie bei Euphorbia balsamifera trinkbar ist, wie die Milch der Thiere. Bäume aus der Feigenfamilie mit großen glänzenden Blättern und ebenfalls Milchsaft. Bäume aus der

Lorbeerfamilie mit lederartigen glänzenden Blättern und aromatischen Stoffen. Die baumartigen Farren mit ihrem schönen feingetheilten Laub an der Spitze; die Cycadeen mit dem großen oft kammförmig gefiederten Laub am Gipfel des gewürfelten Stammes.»

Wie nun die Lebensfülle der formenreichen Wälder übermächtig und darum unklar zum Gemüthe spricht, so ist es auch die sonderbare Pracht der steifblättrigen Wälder, welche dem Gemüthe keine Befriedigung gewährt. Sie werden charakterisirt (Schouw: die Erde u. s. w.) durch «eine außerordentlich große Anzahl von Baumarten und dennoch eine große Einförmigkeit, weil die Bäume zu gewissen Hauptformen gehören, deren Arten untereinander weniger abweichend sind, und weil sie beinahe alle gewisse Eigenthümlichkeiten an den Blättern gemeinschaftlich haben. Die Blätter sind nämlich trocken, lederartig, sehr oft immergrün, von blau- oder graugrüner Farbe und bei den meisten Bäumen stehen sie vertikal. Man kann daraus leicht entnehmen, daß die Wälder deshalb wenig Schatten geben und ein trockenes, todtes Aussehen haben, ohngeachtet die Bäume oft schöne Blumen tragen.» In Australien sind es (Meyen: Pflanzengeographie) vorzugsweise Bäume der Myrthenform und darunter zu vier Fünfteln Arten der Eucalyptus dieser Bäume mit «höchst ernsthafter Physiognomie», und Epakriden, in Südafrika Bäumchen der Eriken und Proteenformationen, welche diese Wälder bilden. Wenn nun (Vogel: Landschaftsbilder) auch die prachtvollen Blüthenkolben der Eucalypten, Metrosideren, Melaleuken neben «glänzenden Banksien, neben Hakeen, Mimosenformen und Casuarinen» hervorleuchten, wenn auch das kleine «nadelförmige Laub der Eriken durch die Masse von niedlichen Blumen, welche so oft die größte Farbenpracht zeigen, auf das Angenehmste verziert wird», auf dem Boden selbst «rosafarbige Boronien, epakrisblättriges Eriostemon, Correen mit pächtigen glockigen Blumen, deren Roth sanft in dem gelbgrünen Saume verschmilzt, in buntem Gemenge abwechseln mit dem vor allen hervorleuchtenden Phlebatium, das durch die halb silbern glänzenden Blätter und die zahllos hervor-

quillenden Harzkörnchen noch wunderbarer erscheint, ... gefleckt-blumige Stenochilos mit asterähnlichen Eurybien und hübschen Thomassien einen angenehmen Contrast bilden, während Dampierren mit den Blättern des Rosmarin in wechselnden Blüthenfarben, Loudonien von «leuchtendem Gelb», wie sie ihr Entdecker treffend bezeichnet, cyanblaue Helyconien und Diervillien mit ziegelrother Corolle wetteifernd, durch grelle Farbe die Einöde schmücken» — so bleiben diese Wälder doch gemüthsleere Einöden. Die eigenthümliche Schattenlosigkeit macht es, daß sich dem Fremden «die Idee von Vertrocknung immer aufdrängen wird, wenngleich die Aeste belaubt sind» und wenn der Eindruck, den diese Wälder machen, vollkommen charakterisirt werden soll, so mögen die Worte über den pflanzenreichen Murray Skrub denselben aussprechen: «Der mächtige Eindruck, den diese Landschaft in jedem Reisenden zurücklassen wird, der mit einem für Naturschönheit empfänglichen Gemüthe das Stromgebiet durchwandert, wird hervorgerufen nicht nur durch den fremden Typus der Pflanzen, nicht nur durch die Eleganz der Blüthen und die starren, oft wunderbaren Formen von Blättern und Laub, sondern vielmehr durch den allgemeinen unwirthlichen Ausdruck der Gegend, durch die niedrigen unheimlichen Baummassen, die sich vor dem Eindringenden wie ein endloses Labyrinth ausbreiten. Nicht ohne leises Grauen drängt sich uns dieser Gedanke auf: — gewähren doch diese vertikalen Blätter keinen Schatten, findet sich doch kein Quell, selbst kein Pfuhl in diesem Dickicht, und selten nur eine einzige Frucht, den verirrten Wanderer zu erquicken.»

Wenn die formenreichen Wälder das Gemüth im Innersten zusammengepreßt in sich befangen halten, und die steifblättrigen den ähnlichen Eindruck der Trauer bewirken, so nähert sich diesen Stimmungen auch der düstere Ernst, den die Nadelwälder im Menschen erwecken. «Die Nadelbäume werden im Allgemeinen durch ihre schlanken Stämme charakterisirt, welche bei einigen Arten an der Nordwestküste Amerikas eine Höhe von 200—250 Fuß erreichen und durch die schmalen trockenen nadelförmigen Blätter, welche beständig grün sind (mit Ausnahme des Lerchenbaumes).

Auf diese Weise erhalten sie den Anblick der Vegetation während des ganzen Jahres in einem Erdgürtel, wo sonst im Winter alle Spur der Vegetation verschwunden ist. Die dichten aufsteigenden Stämme lassen nicht leicht andere Baumarten in den Wäldern zu; doch ist die Birke nicht selten mit ihnen gemischt. Die Vegetation unter den Nadelbäumen ist sehr kümmerlich, was besonders von den Tannenwäldern gilt; der starke Schatten, der im Allgemeinen weniger fruchtbare Erdboden, welchen die Nadelbäume vorziehen und die abfallenden Nadeln müssen wol als die Hauptursachen angesehen werden. Doch findet man einige aus der Familie der Eriken (Rhododendron, Pyrola, Vaccinium) und einige Schwämme auf dem Erdboden der Nadelwälder; von ihren Bäumen hängen die bartförmigen Flechten herab.» (Schouw: die Erde u. s. w.). Und diese der nördlichen Hemisphäre ausschließlich eignenden hoch zur arktischen Zone reichenden Nadelwälder werden auf der südlichen durch die Araukarien repräsentirt, herrliche Bäume mit vollkommen pyramidenförmiger Krone, dicht und holzighart belaubtem Geäste. — Wie sehr nun das Immergrün derselben im Winter erheitert und vorzüglich in seiner Jugend belebend aufs Auge wirkt, — so ist es doch die starre Geschlossenheit aller dieser Nadelwälder, welche das Gemüth zu keiner rechten Entfaltung seiner Stimmungen gelangen läßt. Nicht mit Unrecht heißt einer jener aus Nadelholz bestehenden sumpfigen Urwälder Nordamerikas «der große Trübselige (the great dismal),» denn die Physiognomie der Waldsümpfe ist auch danach. Sealsfield (Lebensbilder) schildert den Eindruck, den solche Wälder machen: «Der ganze Wald glich mehr einer Todtengruft als sonst irgend Etwas; schauerlich erhoben sich ringsumher die düstern Cypressen, jedem Sonnenstrahl undurchdringlich außer da, wo der Knitteldamm sich hinzog, eine lange Avenue bildend, durch deren Vistas die gebrochenen Strahlen einfielen und kämpfend mit der nächtlichen Dunkelheit ins düstere clair-obscur übergingen. Blos das schrille Geschrei einzelner Spechte und das höhnische Gelächter der Nachteulen ließ sich an einzelnen Punkten hören.» Und ähnlich wird der Eindruck der Urwälder auf Sitka,

die aus Nadelholz bestehen, beschrieben (Vogel: Landschaftsbilder): «Ein unbeschreibliches Gefühl, — sagt der feinbeobachtende Mertens — bemächtigt sich der Seele beim Eintritt in diese Wälder und beim Anblick dieser wilden uralten Einsamkeit, wo seit einer Reihe von Jahrhunderten die Bäume nur durch das Alter umgestürzt wurden.»

So gelten denn die heiteren Beziehungen und Weisen, welche die Poesie mit dem Walde verbindet, nicht der kräftigen Schwermuth der Nadelgehölze, der Trauer der steifblättrigen, der Beängstigung der formenreichen Wälder, sondern vorzugsweise dem reinen, zuweilen auch dem mit Nadelbäumen gemischten **Waldgürtel der Kätzchenbäume**, und vor Allem bezeichnend für seine Eindrücke ist, was Lenau sagt:

«Wie reitet sich's durch einen Wald so traut,
Wenn nur die Wipfel noch von Sonne wissen,
Nur noch zuweilen eines Vogels Laut
Verhallt in ahnungsvollen Finsternissen.
Das Auge kann kein Thier des Walds erkunden,
Ein Eichhorn nur erblickt ich in den Zweigen;
Es kam behend und still und ist verschwunden,
Die Einsamkeit des Waldes uns zu zeigen.
Und doch hier lebt des Lebens welche Fülle!
Ein stummes Räthsel, das sich nie verrathen,
Die Pflanze ist sein Bild und seine Hülle,
Und allwärts grünen seine stillen Thaten.
Die Wurzel holt aus selbstgegrabnen Schachten
Das Maas des Stamms und treibt es himmelwärts
Ein rastlos Drängen, Schaffen, Schwellen, Trachten
In allen Adern; doch wo bleibt das Herz?»

Ja wohl! Wo bleibt das Herz? Die Frage taucht ebenso wie im südlichen Walde eines Don Juan aus den Tiefen lithauischer Waldwildniß auf, in welche uns Mickiewicz hineinzuzaubern versteht:

«Wokoło była ciemność; gałęzie u góry
Wisiały jak zielone, gęste, niskie chmury.
Wicher kędyś nad sklepem szalał nieruchomym
Jękiem, szumami, wyciem, łoskotami, gromem:
Dziwny, odurzający hałas! mnie się zdało
Że tam nad głową morze wiszące szalało.

Na dole jak ruiny miast: tu wywrot dębu
Wysterka z ziemi, nakształt ogromnego zrębu,
Na nim oparte, jak ścian i kolumn obławy,
Tam gałęziste kłody, tu wpół zgniłe tramy,
Ogrodzone parkanem traw: w środek tarasu
Zajrzeć straszno, tam siedzą gospodarze lasu,
Dziki, niedźwiedzie, wilki: u wrót leżą kości
Na pół zgryzione, jakichś nieostróżnych gości.
Czasem wymkną się w górę przez trawy zielenie
Jakby dwa wodotryski, dwa rogi jelenie,
I mignie między drzewa zwierz żółtawym pasem
Jak promień kiedy wpadłszy, gaśnie między lasem.
I znowu cichość w dole. Dzięcioł na jedlinie
Stuka zlekka i daléj odlatuje, ginie,
Schował się, ale dziobem nieprzestaje pukać
Jak dziecko gdy schowane, woła by go szukać.
Bliżéj siedzi wiewiórka, orzech w łapkach trzyma
Gryzie go, zawiesiła kitkę nad oczyma,
Jak pióro nad szyszakiem u kirasyera;
Chociaż tak osłoniona, do koła spoziera,
Dostrzegłszy gościa skacze gajów tanecznica
Z drzew na drzewa, miga się jako błyskawica.»

«Rings finster war's; die Aeste fielen von der Höh'
Wie grüne, dichte, niedre Nebelmassen ab.
Zuweilen tost der Sturm ob dieser starren Wölbung
Mit Stöhnen, Brausen, Heulen, Prasseln, Donnerwüthen.
Ein wunderbar betäubendes Geräusch! Mir schien's
Als wenn ob meinem Haupt das Meer empört geschwebt.
Der Boden wie von Stadtruinen voll: Ein Trumm
Der Eiche ragt gewaltig aus der Erde dort,
Als Trümmer des Gemäuers und der Säul'n, auf ihn
Gestützt astreiche Stämme, Balken halbverfault,
Vom Kräutichtzaun umgrenzt: Und drinnen thronen
Zu schauen fürchterlich der Wildniß Herren,
Der Eber, Bär und Wolf: Und halbbenagt Gebein
Erzählt am Thor von unvorsicht'gen Gästen.
Von Zeit zu Zeit erhebt sich über's Kräutichtgrün
Als Springbrunnpaar ein Hirschgeweih, und durch den Wald
Schießt hin das Wild mit gelbem Gürtel, wie der Strahl,
Der zwischen Bäume fiel, in Waldes Mitt' verlöscht.
Dann wieder Ruhe. An die Tanne pochet leicht
Der Specht, fliegt weiter, birgt sich im Versteck und hört
Nicht auf zu pochen mit dem Schnabel, wie ein Kind
Das sich versteckt hat ruft, man mög' es suchen.
Das Eichhorn sitzet näher, naget an der Nuß
In seinen Pfoten, hat den Schwanz sich über's Haupt

Gelegt, gleich einem Federbusch auf Reiters Helm;
Und obwol so beschattet spähet rings umher
Der Haine Tänzerin, den Gast erblickend, springt
Von einem Baum zum andern, schwindet wie der Blitz.»

Gerade diese unendliche Ruhe der abgeschiedenen Waldeinsamkeit läßt ja die Fragen des Herzens um so lauter werden. Man sehnt sich wol aus dem Getümmel, vorzüglich aus dem einer nichtig gewordenen Menschenwelt, in die Tiefen der Waldesruh und spricht wol da mit dem Dichter:

«Welt — das gellt so hell und grell,
Wald — das schallt und hallt so hold;
Welt — das schwellt und prellt sich schnell,
Wald — da wallt und waltet Ruh.
Welt, so lasse mich!
Wald, umfasse mich!
Welt, so dreh und kräus'le dich!
Wald, umweh, umsäus'le mich.» (Sallet.)

Allein erst dann, wenn sie in des Menschen Munde Worte gewonnen hat, ist auch die Stimme der Natur verständlich geworden. Und wie sehr man im ersten Augenblicke der Flucht in den Urwald sich von den Zaubern seiner Einsamkeit umschmeichelt fühle, bald wird doch die Frage nach dem Herzen, nach dem Fühlen und dem Verständnisse dieser im Walde höchstgesteigerten Pflanzenlebendigkeit hervorbrechen. Und weil uns das unendliche Gewühl der Formen und Farben im tropischen, die steife Pracht und Einförmigkeit des subtropischen Waldes die Beantwortung unmöglich machen, weil in ihnen sich kein Anklang an die Innigkeit finden läßt, und weil selbst der strenge Ernst der Nadelwälder nur ein dumpfes Aechzen und Knarren zur Antwort gibt, — darum sind es einzig die Wälder der gemäßigten Zone mit abfälligem Laube, welche von den Dichtern, die ja nur die Sprecher der allgemeinen Sehnsucht sind, aufgesucht und gepriesen werden.

Zwar ist das Leben derselben vergänglich, ja es weilt wie Persephone nur ein halbes Jahr auf der Oberfläche, und wirkt während der zweiten Hälfte im Innersten verborgen; — allein damit entspricht es eben so vollkommen der Innigkeit, die ja nach

dem Verkehre mit der Welt eines ähnlichen Rückzugs, zu stillem Insichweben und Verarbeiten der Eindrücke bedarf. Und dann welche reizenden Farbenabstufungen vom schüchternen Grün bis zum herbstlichen Purpur, welcherlei Kronentfaltungen bringt diese kurze Zeit! Endlich wenn auch diesen Bäumen selbst die farbige Blume abgeht, welche Blüthenmannichfaltigkeit lassen sie gedeihen, so lange sie selbst noch nicht zur dichten Schattenfülle erstarkt sind. Ehe noch ihre Knospen aufbrechen, läutet an ihrem Fuße das Schneeglöckchen (entweder Galanthus nivalis oder Leucojum vernum, nie beide zusammen):

«Von weitem hört ich zarten Ton
Wie Silberglöckchen läuten,
Es wird gewiß, ich merk' es schon,
Das Frühlingsfest bedeuten.
Da fährt empor und spitzt und reckt
Das junge Gras die Ohren,
Und strebt, von dürrem Laub bedeckt,
Sich an das Licht zu bohren.
Da kommt, sich gegen Frühlingsmacht
Bei Zeiten zu verwahren,
Der Winter brausend über Nacht
Von Norden hergefahren.
O Winter siehst denn nicht das Laub?
Merkst nicht, was das bedeutet?
Du alter Winter blind und taub,
Schneeglöckchen hat geläutet.» (Trinius.)

Und so vernehmlich klingt es vom Waldsaume her, daß selbst auf kahler Bergeshöh der Winterschlaf der Küchenschelle (Pulsatilla vulgaris) verscheucht wird:

«Am Berg, geküßt im rauhen März
Von warmem Sonnenschein,
Bewegt sich's wie ein schlagend Herz
Inmitten dem Gestein.
Tief schläft's umher im feuchten Moos
Umstarrt von dürrem Rohr,
Da wühlt es aus des Berges Schoos
Zum Lichte sich hervor.
Zart wie im Frühlingsmorgentraum
Ein wunderbarer Zwerg,
Gehüllt in duft'gen Silberflaum,
Tritt aus dem nackten Berg.

Er steht vor grauem Felsenthor
Und hält so freundlich hold
Der Freude klaren Kelch empor
Gefüllt mit purem Gold.» (Trinius.)

Und wenn selbst auf fernem Berge das Leben beim Läuten der Schneeglöckchen erwacht, so wird wol auch die im Walde selbst aufkeimende Blüthenfülle nicht in Verwunderung setzen. Da brechen zunächst am dürren Stämmchen die süßduftigen Blüthen des Seidelbastes (Daphne Mezereum) hervor, die blauen Sterne der Leberblume (Hepatica triloba), die weißen der Waldanemone (Anemone nemorosa) und die gelben der Ranunkelblüthigen (Anemone ranunculoides) glänzen ringsumher, dazwischen drängen sich die Traubenbüschel der Platterbse (Orobus vernus) und steigt der Erdrauch (Fumaria) aus den Gebüschen. Das Veilchen beeilt sich, damit es noch Beachtung finde, das Kleine unter den Kleinen, und zum Zeichen, daß sein Reich erschlossen ist, streut der Lenz «der goldnen Schlüssel duftige Gebilde» (Trinius). Es wimmelt bald von Maiglöckchen (Convallaria majalis), neben die sich das bescheidenere Maiblümchen stellt (Majanthemum bifolium) und das Breitkölbchen (Platanthera bifolia), und die in meiner Heimathssprache so schön benamte podwečerka (Daphne Cneorum), dann die Waldrebe (Clematis recta) duften, bis der Türkenbund (Lilium Martagon) seine duftlose Pracht über dieselben aufstellt. Aber auch, nachdem der Frühlingsflor vergangen und der Herbst schon sich vorbedeuten läßt, streut die verborgene Blume der Zärtlichkeit (Cyclamen europaeum) zum zweiten Male ihre Düfte umher, um die Reminiscenz an die erste Fröhlichkeit des Laubwaldes wach zu erhalten. Und wie im ersten Frühlinge seine Schneeglöckchen über die Fluren erschollen und die Blumen ringsum weckten, so ruft im Spätherbste wieder die Glocke der Zeitlose (Colchicum autumnale) den Trost von der Unvergänglichkeit des Lebens dem Walde zu:

«Hell steht im Nebelduft,
Geflohn von Hirt und Herde,
Der Blumengeist der Erde
Auf seiner grünen Gruft.

Oed ist es fern und nah;
Der Sommer ist verglommen,
Schon ist der Herbst gekommen,
Sie nur steht zeitlos da;
Und hat nicht Frucht, noch Kraut.
Es blüht in sel'ger Fülle
Was fröhlich Frucht und Hülle
Dem neuen Lenz vertraut.» (Trinius.)

Wie sehr jedoch die reiche, aber nicht überquellende Lebensfülle dieser Laubwälder im Erquicken des Sinnes, im Beleben des müde pulsirenden Herzens zusammenstimmen möge, der allgemeine Eindruck, den sie bewirken, wird doch durch die Verschiedenheit ihrer Bestände modificirt. Am meisten waltet wol die «grüne Herrlichkeit» des Laubholzes in dem ungemischten Buchenwalde. Hat man das Vorholz mit seinen Haselgesträuchen, seinen Brommbeeren, Spindel- und Faulbäumen, seiner reichen Frühlingsflora hinter sich, da öffnet sich das Herz dem vollen Einströmen des Waldeszaubers. Das Licht fällt zwar gebrochen, aber wegen des sperrigen Baues und schmaleren Laubes der Kronen nicht ganz verdüstert herein, aus dem heiteren Laubgrün glänzen die grauen Stämme im mächtigen Aufstreben hervor, und der immer reinliche Rasen von Gräsern oder Moos ladet zum betrachtenden Ausruhen ein. Da ist man mitten im Heiligthume des Sinnens und Träumens, und ob tausendfältiges Käfergesumm, ob das leise Rauschen der Laubkronen den Choral bilde, das Herz fühlt sich mitten in der Waldeinsamkeit durch alle Sinne in frisches Leben versenkt und tausenderlei Gestalten, welche die Gesellschaft in ihre Gründe bannte, tauchen in auf- und abschwebender Lebendigkeit, man weiß nicht ob aus den Tiefen des Waldes oder denen des Gemüthes hervor. Der Mensch fühlt sich vor Allem gekräftigt durch die ihn rings umstehende Kraft und den heiteren Ernst des Buchenwaldes. — Mehr aus dieser beschaulichen und kräftigenden Ruhe, die im Buchenwalde heimisch ist, wird der Mensch erregt aber zugleich beunruhigt durch die Tiefen reiner oder wenig gemischter Birkenwälder, die im mittleren Rußland vorkommen, wie denn der Buchenwald auf

den dänischen Inseln seine unstörbare Ruhe (nach Andersen) am vollkommensten darlegt. «Der Anblick eines nordischen Birkenwaldes hat etwas Feenhaftes. Schlanke blendendweiße Stämme stehen so dicht gedrängt, daß sie in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten den ganzen Gesichtskreis decken und abschließen. Bis zu einer Höhe von 60 Fuß ist kaum eine Spur von seitlicher Astbildung zu sehen und der Stamm vom Grunde an glatt und rein, ohne rissige Borke. Nur der äußerste Gipfel trägt eine Laubdecke, eine leichte Krone von zarten hängenden Zweigen, deren Anblick mit dem der herabfallenden Tropfen eines Springquells zu vergleichen ist. Der Boden des Waldes ist mit einem weichen Teppich von Moos und Flechten bedeckt, zwischen denen, soweit das Licht eindringen kann, Gnaphalium dioicum üppig hervorsproßt. Ueberall an feuchten Stellen mischen sich Espen zwischen die Birken. Ihre stärkeren weißgrauen Stämme bringen eine wohlthätige Abwechselung unter den blendenden Birkenstämmen hervor und steigen mit ihren Kronen über die Köpfe der Birken hinaus. Ohne zwischen den Birkenkronen die Gipfel der Espen mit dem Blicke verfolgen zu können, hört man ununterbrochen wie aus der Ferne das flüsternde Geräusch der beweglichen Espenblätter. Die sonst so glatten, nach ihrem Eindruck so kalten unwohnlichen Birkenwälder erhalten durch die Beweglichkeit und das ununterbrochene Rauschen der Espen einen heimlichen Charakter. Es ist als ob in diesem Flüstern sich die Nähe eines menschlichen Wesens andeutete; die starre ruhige abgeschlossene Einsamkeit der Birkenwälder ist zerstört.» (Blasius in Vogel's Landschaftsbildern.)

Den Buchenwald und im Süden den Kastanienwald also zeichnet neben der Harmonie des Typus, bei dem Stamm, Geäste und Belaubung wie aus einem strengen Gusse geflossen scheinen, und nicht dicht an der Starrheit die weichliche Zerflossenheit des Geästes, das Unstäte des Laubes auftritt, vorzüglich auch die Tiefe der Perspective aus, weil sich die Tendenz dieses Typus nach der Breite durchaus nicht erdrücken läßt, die Stämme also auch nicht allzudicht aneinander stehen können, sondern dem seh-

nenden Blicke ferne Reisen in die grüne Tiefe möglich machen. Noch mehr tritt dieses von der geringen Dichtheit des Bestandes und diese wieder von der gewaltigen Breitenentfaltung bedingte Perspectivische im Eichenwalde hervor. Ja wo reine Eichenbestände vorkommen, dort verliert sich beinahe schon der Charakter des Waldes: Was in Nal und Damajanti geschildert wird:

«Einen Hain ohne Gleichen
Von paradiesischen Eichen,
Den Blüthengeheg umgrenzte
Und göttliches Licht bekränzte,
Wo die friedebelohnten
Büßungübenden wohnten.
Damajanti gewahrt mit Staunen
In der Wüste den Himmelsgarten
Geschmückt mit Blumen und Pflanzenarten,
Mit Blüth' und Frucht an Laub und Aesten,
Bevölkert von der Thierwelt Gästen.» (Rückert.)

das gilt von Eichenbeständen überhaupt. Die gewaltige, ins Breite sich auseinanderlegende, aus mächtigen, vielfach gekrümmten Aesten aufwachsende Krone läßt noch weniger als bei Buchen eine eigentliche Waldgeschlossenheit zu, und wie sie einen üppigen, blumengeschmückten Grasteppich fördert, so gewährt sie auch eine weite Umschau und Eindringen in die fernsten Tiefen. Es ist eigentlich ein solcher Eichenbestand mehr Hain und Garten als Wald, ja am besten kann man ihn einen Naturpark nennen, in welchem das von der Lebensmacht und Frische der Vegetation erquickte Gemüth mit Behagen den einzelnen Zügen seiner Sehnsucht zu folgen vermag.

Diese eigenthümliche Stimmung, welcher die Erquickung durch das mächtige Pflanzenleben zu Grunde liegt, und welche aus diesem Ausruhen sich zu mannichfachen Bildungen der Phantasie verlocken läßt, diese in stetiger Erregung sich befriedigende Gemüthsthätigkeit findet in noch erhöhterem Maße als selbst in der heiteren Feierlichkeit der Eichenhaine überall statt, wo verschiedene Laubgehölze zum Walde vereint sind, und in höchster Weise, wo mit dem Hinzutreten der Wiese und des Gebüsches am Flußufer alle Landschaftselemente zusammenkommen. In den gemischten

Laubwaldungen, und gar wenn sie mit Nadelgehölzen durchsprengt sind, erhalten sogleich dem Gesammteindrucke gegenüber, der jedoch ihre specielle Wirkung durch lebenvolle Umgebung hebt, die einzelnen Baumtypen ihre Bedeutung, und das von der Vegetationsfülle gekräftigte Gemüth kann nun in seinem Reichthume zu Baumtypen fixirter Zustände und Stimmungen sich eine Fülle von Formen schöpfen. Und darin besteht eigentlich der unendliche Reiz solcher Waldungen, daß sie zwar das Gemüth von der Fülle des fertigen Menschenlebens abziehen, aber zugleich eine Fülle von werdenden Phantasiegebilden ins Leben rufen. Als höchste Potenz dieser Waldwirksamkeit möchten wol die von Fallmerayer so schön gepriesenen Laubwälder von Kolchis zu gelten haben, in welchen schon der große Kirchenvater Basilius sich die Umgebung zum Wecken und Kräftigen neuen Gemüthslebens suchte, und die neuerlichst von Wagner (Vogel: Landschaftsbilder) so sehr gerühmt werden.

Als Motto sendet er dieser Schilderung Szowitsch Ausspruch vor: «Ihr ahnet nicht die Herrlichkeit kolchischen Urwaldes, ihr könnt euch nicht denken diese mächtigen Bäume mit ihren Schlingpflanzen, diesen Boden mit seiner Fülle, dieses Schnabeljauchzen aus allen Zweigen» und fährt dann fort: «Das Land im Westen von Kutais ist wunderschön und gleicht einem unabsehbaren englischen Park mit Wiesen, rauschenden Bächen, mächtigen Baumgruppen von Laub und Früchten schwer, ein Feengarten wie der Park der Titania durch kolchischen Pflanzenwuchs, Sonnenschein und blauen Himmel verschönert. Man wird nicht müde zu schauen in diese frischgrünen und bunten Wiesengründe, strotzend von Kräutern, Blumen, Saftpflanzen, in das lichtgrüne Laubgewirre der Nußbäume und Erlen, der Weiden und Silberpappeln, der Birn-, Kirsch-, Aepfel- und Aprikosenbäume, dann in die dichtere, riesige Urwaldung, an deren Saum zuweilen der Weg hinführt. Buche, Linde, Ahorn, Eiche und Ulme, Esche und Wallnußbäume bilden mit unendlicher Abwechselung diese kolchischen Urwaldungen und sind, wenn auch nicht kräftiger und dickstämmiger wie in unsern deutschen Wäldern, doch mit Schling-

pflanzen ungleich prächtiger decorirt. Neben den heimathlichen Pflanzengestalten erkannten wir als südliche Gäste: den immergrünen Buchs, die dickstämmige Pinnera Richardi, den Feigenbaum und Lorbeer, die Kastanie und den Erdbeerbaum mit der feuerrothen Rinde, mitten unter einem unermeßlichen Strauchwald von Stechpalmen, Rosenbüschen, Myrthen, Farrenkräutern nnd Rhododendren. Doch die edelste Figur in dieser jungfräulichen Vegetation Imerethiens spielt die Rebe. Hier ist ihr ursprüngliches Vaterland: hier spendete sie dem Bewohner zu allen Zeiten die kühlende Frucht und den glühenden Trank; von hier breitete sie sich nach Kleinasien und Europa aus, um überall «Leiber zu stärken, Geister zu beflügeln und Herzen zu erfreuen». Die kolchische Rebe erscheint von einer Pracht, wie sie dem Abendländer nie zu schauen gegönnt ist. Ein besonderer Reiz der imerethischen Landschaft ist, daß der Urwald zwar in seiner ganzen Majestät, aber nicht ausschließlich herrscht. Ueberall wo er ohne Abwechslung dominirt, ist der Landschaftscharakter trotz der Jungfräulichkeit der Erde doch etwas einförmig. In Imerethien ist der Urwald an vielen Stellen zurückgedrängt, gelichtet und durch Wiesen und Maisfelder ersetzt. Aber die lichten Stellen sind nicht von beträchtlicher Ausdehnung: Baumgruppen des alten Waldes sind inmitten der Wiesengründe stehen geblieben, und ragen mit ihren gewaltigen Laubdomen, von Epheu und Reben bis zu ihren höchsten Zweigen umrankt, über den saftstrotzenden Teppich des Bodens. Kein Fels, kein Stein, kein nackter Fleck des Bodens ist im Lande des unteren Phasis sichtbar: junges frisches Getriebe, einjährige Kräuter und Blumen, dichte Schlinggewächse keimen, sprossen und schmarotzen überall, wo sie nur Raum finden und perennirende Pflanzen ihnen nicht das Leben streitig machen. In den höheren Regionen der Bäume überrascht die Abwechslung der grünen Färbung: das Grün aller Nuançen ist hier repräsentirt, vom Dunkel der Tanne, Tamarinde und Cypresse bis zu den glänzenden Blättern des Kirschlorbeers und zum Silbergrün der kolchischen Pappel und zwischen jedem Aststücke lauschen die halbreifen Purpurtrauben der sie umgebenden Rebenzweige.»

c. Die Boccage.

In dieser Form der kolchischen Waldungen verschwindet der Charakter der reinen Waldlandschaft beinahe völlig, und es tritt in dieser Mischung von Wiesen und Wäldern und darin der mannichfaltigsten selbständigen und schmückenden Formation jener dritte Haupttypus der Landschaft hervor, den wir mit französischer Entlehnung neben Pläne und Wald als **Boccage** bezeichnen. Die deutschen Ausdrücke Hain, Au, Buschlandschaft wollen uns nicht recht passen, denn bei der Buschlandschaft denkt man unwillkürlich nur an die Proletarier des Waldes an die Gesträuche, die Au sucht man nur an Flußufern, und der Hain wird als nicht zu sehr ausgedehnt angenommen. Wir haben aber jene Landschaftsform vor Augen, die an den Grenzen, sei es der Cultur und Wildniß, oder der Pläne und des Waldes, oder endlich in den Thälern der Hochgebirge, im Zusammentreffen also der mannichfaltigsten Vegetationstypen sich bildet, und die wir eben nicht anders als mit dem Worte Boccage bezeichnen können, das ja auch eine ähnlich allgemeine Bedeutung hat.

Wir müssen aber hiebei vor Allem die **Mangrove**- und **Banianenformationen** ausschließen, die sich an solchen Vegetationssäumen finden, und deren jedes Individuum einen Hain für sich bildet, sei es, daß aus der noch am Baume hängenden Frucht die Wurzel sich zum Boden senkt, wie bei Rhizophora, Mangle und Andern, sei es, daß aus den Aesten des Banianenbaumes (Ficus religiosa) derartige zu neuen Stämmen heranwachsende Wurzeln hervorgetrieben werden. Ganz abgesehen von dem Paradoxen, welches diese Ueberquellungen des Pflanzenlebens zur Schau tragen, und das gerade nicht dazu beiträgt, sie zu heimlichen Gestalten zu stempeln, wird die Unheimlichkeit der ganzen Erscheinung durch dieses rastlose Drängen der Lebenstriebe in ähnlicher Weise wie durch die Ueberfülle des tropischen Urwaldes gesteigert. Der Schauer, der sich dabei des Gemüthes bemächtigt, ist wol mit eine Ankündigung der tödtlichen Atmosphäre, die unter solchem Chaos der Pflanzenlebendigkeit brütet. Ebenso können wir die

eigentlichen Strauchüberzüge des Bodens nur erwähnen, denn auch sie haben keine andere Wirkung auf das Gemüth, als die der Verödung. «Die aus Schilf und Zwergpalmen gebildeten Palmettofelder am Sabineflusse, die niedrigen Acaciengebüsche von Australia felix, die weit ausgedehnten von Bambusen und anderen hohen Gräsern gebildeten Dschungles in Ostindien; — — auf dem dürren Boden der Hochebenen von Mexico die Stämme der Yucca, Fourcroya und anderer hochstämmiger Lilienarten, weder Schatten gegen die Sonne noch Schutz gegen den Wind gewährend. An sie schließen sich die unförmlichen Massen von Mageipflanzen (Agave) mit ihren breiten, dicken, graugrünen, steifen, am Rande scharf gezähnten Blättern und den zwanzig Fuß hohen Blüthenschaften durch Cacteen mannichfacher Form zu seltsam phantastischen und undurchdringlichen Gebüschen abgerundet.» (Schleiden: die Pflanze und ihr Leben.) Dazu möchten wir noch die Gebüsche an den istrischen und dalmatinischen Küsten rechnen, bestehend aus riesigen Ausgaben von Zwergformationen, baumartigen Haiden (Erica arborea), Tinus (Viburnum tinus), Erdbeerbaum (Arbutus Undo), Myrthen (Myrtus comunis), Rosmarin und Lavendel, gewaltigen Helichrysumbüscheln, Cistusgesträuchen, aus denen hie und da eine Pistazie (Pistacia lentiscus und terebinthus) oder ein Giugolobäumchen (Zizyphus vulgaris) hervorragt, zwischen dem Allen sich die verwilderte Rebe, Smilargewinde, der Judendorn (Paliurus aculeatus) und der stachlichte Mäusedorn (Ruscus aculeatus) durchschlingen. Es ist das wol ein grüner Ueberzug des Bodens, aber auch nichts mehr und in seinen dunkeln steifen Gestalten ein düsterer noch dazu. Es ist eben die Oede eines entwaldeten und daher abgelebten Gebietes, das sich kaum mehr aus solcher Kümmerlichkeit des Vegetirens aufzuschwingen vermag zu herzerfreuenden Formen. In höchster Weise endlich geben diesen Anblick der Verödung und daher auch der Trauer, die im unbestimmten Weben das Gemüth erfüllt, die Catingas oder lichten Waldungen Brasiliens. Zwar haben sie während der nassen Jahreszeit vollkommen den Charakter tropischer Waldung mit all ihrer Pracht und Ueppigkeit. Allein wäh-

rend der trockenen Jahreszeit stirbt das Pflanzenleben dieser dürren Gegenden bis auf wenige Parasiten ab, die dann völlig den Typus vereinzelten Buschwerkes in dieser Einöde zur Schau tragen. Meyen hat in seiner Pflanzengeographie Martius' Schilderung dieser Catingas aufgenommen. «Alles um uns her trug ein eigenthümliches uns fremdes Gepräge und erfüllte das Gemüth mit Bangen. Der dichte Wald erschien uns wie ein weites Grab, denn die dürre Jahreszeit hatte allen Schmuck der Blätter und Blüthen von ihm abgestreift; nur selten rankten sich dort dornige Smilax-Arten oder schnurartige Gewinde von Cissus mit einzelnen Blättern besetzt, oder es ragten hier stattliche Blumenrispen von Bromelien zwischen den Zweigen hervor; um so sichtbarer erschienen die Stämme in ihrem ganzen ungeheueren Umfange, ihre Aeste wie Riesenarme in den dunkelblauen Aether streckend. Dornige Acacien, vielverzweigte Andiren und Copaiferen und milchweiße Feigenbäume erschienen hier besonders häufig; was uns aber am meisten auffiel, waren die gigantischen Stämme von Choristen (Chorisia ventricosa), welche oben und unten verengt in der Mitte wie ungeheuere Tonnen angeschwollen und auf der korkartigen Rinde mit gewaltigen, glänzendbraunen Stacheln besetzt waren. Hier hingen mächtige Büschel parasitischer Misteln herab.» Und denselben Charakter, daher auch denselben Eindruck des erstarrten Lebens schildert Meyen selbst von wasserlosen Gegenden an der Westküste Chiles: «Wir sahen unsere Feige neben dem Schinus, beide blattlos wie vertrocknet dastehen, nur die Früchte an dem Schinus und dicke Knospen an den Spitzen der Feigenbäume verkündeten das schlummernde Leben dieser Gewächse, welche mit der todten, vollkommen vegetationslosen Gegend auffallend harmonirten.»

Alle diese Formationen, welche sich der Waldlandschaft annähern, ohne sie durchgängig zu erreichen, meinen wir nicht, wenn wir das Wort Boccage in Anspruch nehmen. Es sind vielmehr jene Landschaften, in denen alle Formen der Vegetation repräsentirt sind, und die dadurch ein Ganzes der Innigkeit, die ja in sich ein Ganzes werden will, in befriedigender Weise entgegenbringen.

Es hat dort, wo alle Elemente der Landschaft in der Boccage vereint sind, die Phantasie des Menschen nur einen letzten Schritt zur harmonischen Umbildung des Eindruckes zu machen; daher sind es vorzüglich Wiesenlandschaften, welche der Sehnsucht des Menschen so sehr entsprechen. Natürlich meinen wir ebenso wie die Sprache unter Wiesen nicht die ununterbrochenen Grasmeere (mar de yerbas) der südamerikanischen Ebenen oder die Steppen der Ukraine, oder das nördlichere Gebiet der Prairien, sondern vom Gebirge umgrenzte weitere stromdurchrauschte Thallandschaften. Das üppige Grün der Fläche ist von tausenderlei Blumenfarben gebrochen, die heiteren Laubwaldungen zunächst, weiter oben die ernsteren Nadelgehölze bilden die Umkrönung dieser Auen. Wo der Fluß sich windet, oder auch nur ein Bächlein sich schlängelt, da haben sich die mannichfaltigsten Baumformen angesiedelt, die Erle steigt am Ufer schlank empor, die Silberpappel läßt ihr langgestieltes Laub reizend im Winde spielen, die Weidengebüsche drängen sich zum dichten Walle an feuchten Stellen zusammen. Unzählige und immer neue Gruppirungen, die in Gestalten und Farben der Laubkrone zusammenströmende Accorde bilden, entfalten sich vor dem Wanderer, der sich kaum loszureißen vermag von dem, was ihm seinen Elementen nach ein Alltägliches ist. Allein eben durch diese landschaftliche Gruppirung und dadurch, daß sie vom Ganzen gehoben und getragen werden, erhalten diese Elemente ihre erhöhtere Bedeutung und man lernt einen sonst unbeachteten Baumtypus in seinem Wesen würdigen, wenn er vom Wiesengrün, Waldesmacht und verwandten oder entgegengesetzten Baumformen umgeben wird. Zu ihrer höchsten Pracht sind diese Wiesen in den Alpenthälern, namentlich in denen des Salzkammergutes entfaltet, denen vielleicht nur die noch breiteren und jedesmal wie zu einem Amphitheater abgeschlossenen Karpathenthäler den Rang streitig machen dürften. — In anderer Form tritt die Wiese in den Prairien von Texas auf. Zwar fehlt hier die Umgrenzung der Gebirge, allein dieses plastische Element der Landschaft wird hier theils durch die riesigen Patriarchen genannten einzelnen Lebenseichen, noch mehr durch die sogenannten

Inseln ersetzt, welche Sealsfield (Cajütenbuch) so schildert: «Ich kam an mehreren wunderschönen Inseln, den herrlichsten Pecans (Canya olivaeformis), Pflaumen, Pfirsichbäumeninseln vorbei. Es haben aber diese Inseln, so wie überhaupt die Wälder in Texas das Eigenthümliche, daß ihre Baumarten nicht gemischt, sondern gewöhnlich ganz rein in den Baumschlägen sind. Selten treffen Sie eine Insel mit zweierlei Baumschlägen. Wie die verschiedenen Thiere des Waldes sich zu einander halten, so halten sich hier Lebenseichen zu Lebenseichen, Pflaumen zu Pflaumen, Pecans zu Pecans — nur die Rebe ist allen gemeinsam. Sie verwebt, verschlingt sie alle mit ihren zarten und doch kräftigen Banden. Mehrere dieser herrlichen Inseln betrat ich. Da sie nie sehr groß sind, und weder Gesträuch noch Gestrüpp, stets aber das herrlichste Grün zum Fußteppich haben, so erscheinen sie so frisch, so rein, daß ich mich bei jedem solchen Eintritte auch immer verwundert umschaute. Es schien mir unmöglich, daß die sich überlassene Natur so unglaublich rein sich erhalten sollte.» — Wie in jenen Gebirgswiesen die bewaldete Umwallung die Grenze abgibt, und die mannichfachsten Baumformen durcheinander wechselseitig ihre Bedeutung erhalten, so verschwindet die Monotonie der Prairien durch solche Inselunterbrechungen, und die Zusammenstellung solcher Bäume läßt jede diesem bestimmten Typus eignende Form zu voller Selbständigkeit sich entwickeln. So bedeutend also die Unterschiede des Eindruckes beider Wiesenformen zu sein scheinen, die Harmonie der Landschaftselemente, die beide Naturparken so ähnlich macht, weckt auch im Menschen eine ähnliche über das Gewöhnliche erhabene der Heiterkeit sich hingebende Stimmung. Nirgends wird so wie auf einer Wanderung durch Wiesengelände durch die mannichfaltige Erregung und dabei Ungehaltenheit durch ein Vorwiegendes das Gemüth zu seiner vollen Elasticität gekräftigt.

Wenn so durch die Wiesenform der Boccage die Elasticität des Gemüthes geweckt wird, so wird durch die Saumlandschaften derselben die Stimmung zum Eindringen in die Fülle der Lebensformen, zum Erforschen ihres innersten Kernes angeregt.

Wir verstehen aber unter Saumlandschaften solche Gebiete, wo entweder die Waldwildniß durch einen mächtigen Strom so bedeutend gebrochen wird, daß sich selbst der Charakter des Hochwaldes verliert, oder jene, wo eine reichlich strömende Quelle das Pflanzenleben mitten in brennender Wüste als erquickende Insel aufleben macht. Meisterhafte Schilderungen solcher Stromumsäumungen haben uns Humboldt und Sealsfield gegeben. Bei ersterem ist es das Walduſer des Orinoko, welches uns in vollster Lebendigkeit vorgeführt wird. (Ansichten der Natur.) «Der Rand des Waldes bietet einen ungewohnten Anblick dar. Vor der fast undurchdringlichen Wand riesenartiger Stämme von Caesalpinia, Cedrela und Desmanthus erhebt sich auf dem sandigen Flußufer selbst mit großer Regelmäßigkeit eine niedrige Hecke am Saume. Sie ist nur vier Fuß hoch und besteht aus einem kleinen Strauche, Hermesia castaneifolia, welcher ein neues Geschlecht aus der Familie der Euphorbiaceen bildet. Einige schlanke dornige Palmen, Piritu und Corozo von den Spaniern genannt (vielleicht Malinezia- oder Bektrisarten) stehen der Hecke am nächsten. Das Ganze gleicht einer beschnittenen Gartenhecke, die nur in großen Entfernungen von einander thorartige Oeffnungen zeigt.» Sealsfield dagegen schildert die Waldränder des Redrivers (Lebensbilder): «Wir hatten die Mündung des Black River passirt und waren im Begriffe, in eine jener malerischen Krümmungen einzufahren, die kein anderer Strom in so grandiosen Verhältnissen aufweisen kann. Der dunkle Urwald des linken Ufers überhängt da den Wasserrand eine bedeutende Strecke, und das Dunkelgrün der Cypressen mit dem Silberweiß der gigantischen Cottonbäume spiegeln sich bronzeartig in den düsterrothen Fluthen des hier fünfzehnhundert Fuß breiten Wassers, während das rechte Ufer eine wunderliebliche Flur des üppigsten Palmettofeldes darbietet, hier und da ein Bohnen- oder Tulpenbaum mit schnatternden Perroquets .... Jeder Stoß der Maschine, jede neue Umwälzung der Räder bringt auch neue Schönheiten. Links ein Peccan-Nußwald, dessen hellgrünes Laub bereits in das Orange und Purpurcolorit übergeht; rechts ein Anflug von Papaws und

Magnolien, letztere wie Lords, auf ihren Häuptern die Coronets, die sie umgebende Pflanzenwelt überragend; ihre Wipfel erheben sich kronenartig über die roth und blauen, golden in einander schillernden Papaws und Catalpas; die in Festons geschlungenen Blätter umwallen wie Draperien die majestätischen Naturkronen und Millionen Blumen spielen wie bunte Edelsteine heraus.» Endlich wo die Wüste einen Vegetationsrand erhält, sagt Dr. Parthei (Vogel: Landschaftsbilder): «Sobald nach einer langen Tagreise die hohen Palmenstämme am Horizonte aufsteigen, so fühlt sich des Wanderers Herz gestärkt;» und reicher charakterisirt den Eindruck Humboldt: «Der Duft der Früchte, das Grün des Laubes zieht aus der Ferne die wandernden Vögel herbei, die sich gerne an den schwankenden Palmenzweigen wiegen. Ein sanftes Leben fühlt und hört sich rings umher und schon das Gesäusel bringt in der heißen Steppe die Idee der Kühlung herbei.»

Ueberall nun wo der Mensch den Urwald gegen die Vegetation des Stromufers vertauscht, oder wo ihm das grünende Leben in der brennenden Wüste entgegentritt, werden diese Saumlandschaften eine erhöhtere, dem Forschen sich zuwendende Stimmung erzeugen. War ihm jene überdrängende Fülle zu beängstigend, jenes hehre Schweigen der vegetationsleeren Fläche zu öde, als daß sich ein sehnendes Zuwenden zur Landschaft hätte erzeugen können, so ist ihm am Rande dieser Fülle oder Oede jeder Baum, ja jedes Blümchen eine wohlthuende Erscheinung. Selbst die alltäglichsten Gestalten zeigen sich ihm vom Gegensatze gehoben in einer ungewöhnlichen, erfreulichen Beleuchtung, man wird beinahe genöthigt, diese Tröster gründlicher zu betrachten als es bisher geschehen, und weil des Guten nicht allzuviel ist, erhält man an solcher Erforschung und Erfrischung den Muth auch in jene sinnverwirrenden Wildnisse tiefer einzudringen und sie gehöriger anzuschauen, als es nach der ersten Verwirrung und Beklemmung durch den überüppigen Reichthum geschah. Man kann beinahe behaupten, daß in solchen Saumlandschaften nicht blos die wissenschaftliche, sondern noch mehr die ästhetische Auffassung

des Pflanzenlebens beginnt, weil einerseits der Blick befreit ist von Oede und Beängstigung, anderseits die Gestalten selbst in ihrer freieren und durch den lebenvollen Hintergrund gehobenen Stellung vollständiger erfaßt werden.

Endlich sollte man glauben, daß die dritte Form der Boccage, nämlich das Zusammentreffen der Culturlandschaft mit der Wildniß am gründlichsten und nachhaltigsten zum Gemüthe spräche. Hat ja doch die menschliche Hand hier mitgeholfen der Natur die Entfremdung zu benehmen, die uns aus dem Urwalde mit tausend schreckenden Augen entgegenschaut und ihr dafür ein menschliches Antlitz gegeben. Allein nur in seltenen Fällen spricht überhaupt die Culturlandschaft zum Gemüthe, und in noch selteneren stimmt sie mit der Wildniß zu einem harmonischen Eindrucke zusammen. Etwa in einem Alpenthale erscheint das Dorf mit seinen zierlichen Holzhäusern, seinem heitergrün aufschießenden Thurme, seinen wenigen Aeckern und Gärten wie zur Landschaft gehörig, daß diese Gletscher, diese Waldhänge, diese saftiggrünen Wiesen auf diese menschliche Heimlichkeit ordentlich gewartet zu haben scheinen. Oder in den mährischen Karpathenthälern stehen die Häuser mit ihrer Gartenumgebung malerisch vereinzelt im Grunde und den niedrigen Hängen zwischen Wiesen und breitumrainten nicht allzugroßen Ackertafeln. Oder auch wie es Sealsfield (Süden und Norden) in seiner lebenswahren Schilderungsweise sagt: «Dort lag es, das paradiesische Thal, das schönste, das wir je gesehen! Wie im Luftzuge die hehren Kronen der Palmen-, Orangen- und Citronenbäume sich herüberneigten und wölbten, wie die Miriaden von Blumen und Blüthen auf- und niederwogten, erschienen sie uns wie Standarten des Schöpfers über sein schönstes Werk hinflatternd und es bergend vor den gierigen Blicken der lasterhaften Habsucht. Wie in einer Wiege lag das Pueblo in dem entzückenden Palmen- und Orangen-Park hineingebettet, wie das alttestamentarische Eden ab- und eingeschlossen, nur gegen Osten zu offen, wo der Fluß herumschlängelnd uns in der Nacht himmelwärts gerollt. Hoch oben rauschte es in den Cedern und Tannen und hinter diesen schwamm das

göttliche Erlösungsymbol und die hehre Argo und der funkelnde Centaur.»

Wie gesagt, solcher Plätzchen, an denen die Cultur nur wie die Erfüllung eines in der Wildniß laut gewordenen Sehnens, und diese als reicher Siegeskranz um das menschliche Schaffen geschlungen erscheint, sind nicht allzu viele. In den meisten Fällen, wo sich die Cultur ausbreitet, scheint vor allem nur der einzige Bettlerruf nach Brot, aus den Wäldern die ewige Klage über sinnlose Verwüstung zu erschallen. Wir wollen damit die Segnungen der Cultur gar nicht leugnen und ebenso wenig Schouw (der Mensch u. s. w.) Unrecht geben, wenn er sagt: «Die Luft, die Wellen, die Sonne, den Mond und die Sterne behalten wir doch unverändert.... auch das Meer behalten wir.... auch die Linien der Gebirge und Hügel und ihre Abwechselung, welche diese Linien und das Sonnenlicht bieten, behalten wir gleichfalls, die großen Landseen und die großen Flüsse behalten wir auch... Ferner darf nicht vergessen werden, daß die von den Menschen geordneten Naturgegenstände auch ihre besondere Schönheit besitzen, die wir ohne die Existenz der Cultur gar nicht kennen würden. Auch das wallende Kornfeld ist schön und die langen Alleen der Lombardei mit ihren von Baum zu Baum sich schlängelnden Reben sind schön; der Obstgarten, wenn er des Frühlings in voller Blüthe steht oder im Herbste von Früchten strotzt, ist schön, eine Lindenallee, ein Bogengang von grünenden Bäumen, eine Mauer mit blühenden Rosen, ein gut angelegtes Blumenbeet ist schön. Ferner verschafft uns die Cultur den Anblick einer unglaublichen Menge von Pflanzen, die wir sonst nie in unserer Heimath zu sehen bekommen würden.... Ferner die unendliche Mannichfaltigkeit, die durch Raçen und Abarten entsteht und die ohne die Cultur gar nicht existiren würden.... Und wie viele Mittel und Wege zum Genusse der Naturschönheiten bietet uns gerade die Cultur, Schönheiten, die wir ohne sie gar nicht kennen würden... Aber noch eine wesentliche Betrachtung. Ohne Cultur ist kein oder doch nur ein höchst dunkler Sinn für die Schönheiten der Natur zugegen.» — Wir wollen mit diesen Aus-

sprüchen und mit ihrer mitunter zu weiten Bedeutung durchaus nicht rechten. Wir sind auch nicht so sentimental oder rechensüchtig, um beim Anblicke jeder Locomotive zu seufzen; wir stimmen im Gegentheil über dieses höchste Verkehrsmittel der Cultur in unsern Tagen zu A. Grün's Worten über die Verherrlichung des menschlichen Geistes durch diese Maschinen:

«Wie dir der Feuergeist die Flammenkrone
Herab vom stolzen Haupt hat reichen müssen,
Wie du dem Erdengeiste, seinem Sohne
Das eh'rne Herz kühn aus der Brust gerissen;
Wie du zu beiden sprachst: Ihr sollt nicht rasten!
Daß fürder Mensch nicht Menschen knechten möge,
Geh freier du und trage seine Lasten!
Leb Eisen du und wandle seine Wege!»

Wir wollen aber bei alledem, was man zum Lobe der Cultur und ihrer Verkehrsmittel vorbringen mag, doch erstlich darauf hinweisen, daß sie die Landschaft in den wenigsten Fällen zu einem schönen Ganzen umgestaltet. Sie zieht ihre Wege selten in der Schönheitslinie der Welle, sie schont zu selten die Zwischenräume, die als Unterbrechungen der gleichförmigen Gebreite dem Auge so wohl thun, sie hat zunächst nur die Eine Sorge, möglichst viel zu produciren, im Herzen, — und so sprechen diese Einseitigkeiten eben nur zu Herzen, die für die Füllung der Speicher und Börsen pulsiren. Dann darf man aber zweitens auch nicht vergessen, daß alle diese Einseitigkeiten der Cultur nur daher entspringen, weil sie selbst nur ein mittleres Gebiet des menschlichen Wirkens einnimmt, und daß die Innigkeit auf ihrer höchsten Stufe anlangend das Streben der Cultur nach Befriedigung der äußeren Bedürfnisse und das der Sehnsucht nach Erfüllung mit einer Welt von Erlebnissen sinnig zu einigen versteht. Bis dahin aber wo die Culturlandschaft zu einem Momente eines sinnig umgeschaffenen Naturganzen verwandelt wird, so lange die Cultur also nicht mit Berücksichtigung dieses überschauenden Standpunktes, sondern um des täglichen Brotes willen getrieben wird, hat sowol ihre Einseitigkeit, als auch die Antwort darauf: Der Mensch lebt nicht allein vom Brote, — ein Bestehen, eine neben der anderen.

Allein wenn man auch von dem höheren Ziele der Sehnsucht absieht, so wird man doch den Erfahrungssatz, daß Culturlandschaft und Wildniß selten harmonisch geeint sind, so wie auch die Begründung desselben zulassen müssen, daß einseitiges Streben nur äußerst zufällig zu der Bildung eines abgeschlossenen und daher das Gemüth befriedigenden Ganzen führt.

d. Vegetationsgebiete und Pflanzenreiche.

Was aber dort gar zu häufig vermißt wird, wo die Cultur entweder ausschließlich oder am Rande der Wildniß waltet, der harmonische Eindruck eines landschaftlichen Ganzen, das kann sich der Mensch leicht erringen, wenn er die Gebundenheit an die heimische Scholle abschüttelt. Da bewährt sich vollkommen der Ausspruch: «Dem Wandersmann gehört die Welt»; denn bietet auch nicht jeder Punkt Befriedigendes dar, so werden doch die zerstreuten Bilder zu einem Gesammteindrucke in dem Einen Gemüthe sich abschließen, und die Stimmung, die durch solche Zusammenfassung der Vegetationsphysiognomien entsteht, wird eine immer höhere, je mannichfaltigere Landschaftsgebiete durchschritten werden. Welche Fülle von Eindrücken bietet nicht schon eine Fahrt von Meran über das Stilfser Joch an den Comersee in kurzer Zeit und engem Raume dar. Im Thale von Meran Weingelände, Pfirsich und Feigengärten, alle mit unübertrefflichen Früchten beladen, die edle Kastanie wölbt ihre mächtigen Kuppeln, der Epheu überkleidet mit Riesenformen ganze Thürme und Burgen, einzelne Cypressen schauen auf die Nadelgehölze, welche diese üppige Lebendigkeit auf den höchsten Wällen umkränzen. Dann bis Praadt, ja noch weiter hinaus Eichen und Buchen von gewaltigen Dimensionen. Das Dorf Stilfs, wie ein Bethlehem im Krippelspiele am Bergabhange hingebaut, ist schon von Nadelwäldern umstanden, und neben Hyppophaë rhamnoides kommt auch schon die subalpine Salvia glutinosa bis an den Weg. Bei Trafoi beginnen die Nadelwälder schon den ungeheuern Steinmuhren auszuweichen, und die reichste Alpenflora begleitet den Wanderer bis zur Cantoniera Franzenshöhe. Von da, wo das

ultramarinblaue Eis des Madatschgletschers unmittelbar in die saftigsten Wiesenmatten hineinragt, bis zu St. Maria das Braun der Flechten und Moose, zwischen denen nur selten ein Blümchen sichtbar wird. Auf dem höchsten Punkte ewiger Schnee, über dessen Fläche der Blick zu der strahlenden Pyramide des Ortels schweift, unendliche Ruhe, die nur zuweilen durch das Krachen des Gletschereises gebrochen wird, auf einem freien Felsen zwischen dichtem Moose ein einziges blühendes Pflänzchen (Saxifraga Vandelli). Dieselbe Erstarrung alles Pflanzenlebens noch weit abwärts, bis die stürzende Adda aus dunklem Nadelgehölze heraufschimmert. Selbst um Bormio, ja noch lange darüber hinaus, das Krummholz (Pinus pumilio) hart am Wege, aber schon bei Castell Grossio das erste entschieden südliche Vegetationsbild: zwischeln dunkeln Maulbeerbäumen, Rebenguirlanden, blaßgrünen kuppigen Kastanien schauen die Ruinen auf Mais- und Haidekornfelder und blumengefüllte Wiesen im Thale. In Sondrio dann schon wieder Cypressen, obwol noch sorgfältig in Gärten gehegt, endlich nach wenigen Stunden auf der Halbinsel von Serbellone aller Zauber der italischen Vegetation. Vor uns streben die Anfänge der reizenden Brianza in edeln Hügelwellen auf und ab, bedeckt mit Reben und Oelbäumen, zwischen deren matterem Grün die Cypressen wie dunkle Seufzer himmelan steigen, Platanenalleen ziehen sich am Seeufer hin; jenseits seiner öligweichen, blaugrünen Fluthen glänzt die Sommariva aus ihren Myrthen- und Kirschlorbeerheckenwänden, aus edelm Lorbeer, düsteren Cypressen und einer Fülle von exotischen, hier sich ganz heimisch fühlenden Gewächsen; und hinter uns blicken über dem ersten Kranze der Kastanien-, Eichen- und Buchenwälder, und dem zweiten dunkelblauender Nadelgehölze die Gletscher und Schneefelder wie Mahnungen an die kaum verlassene Vergangenheit.

Und wie wird dieser Reichthum landschaftlicher Reize erst erhöht, wenn man die Erdhalbkugel selbst als ein solches aufsteigendes Hochgebirge betrachtet! Von den meerumspülten mangroveumkränzten Flächen der Aequatorialzone an bis zur Oede des

Pols steigt man da die ganze Stufenleiter der Vegetationsphysiognomie empor, um auf der anderen Seite wieder zuletzt an den Banianenriesen der indischen Küsten das Ende, weil die höchste Entfaltung des Pflanzenlebens zu erreichen. Wir wollen, um noch übersichtlich zu gruppiren, was bisher nur zerstreut über den Vegetationscharakter einzelner Landschaften gesagt wurde, die Erdhalbkugel selbst als eine Landschaft umgreifen, in der die mannichfaltigsten Pflanzenreiche repräsentirt sind. Wir folgen hiebei dem, was Vischer in seiner Aesthetik, Meyen in der Pflanzengeographie zusammenstellen, und möchten wenigstens zur Zimmerreise auf Berghaus' Karten schauen lassen. Vischer ordnet die selbständigen Formationen, welche der Landschaft ihren Vegetationscharakter geben, nach drei Typen, denen sechs von Meyen aufgestellte Vegetationszonen entsprechen.

«Der erste trägt durch vorherrschende Ausdehnung zu riesenhafter Breite und Höhe den Charakter des Erhabenen, jedoch in der näheren Bestimmung krystallischer Gebundenheit, die das Gemüth des Beschauers nicht in den Irrgängen ahnungsvoller Stimmung sich frei machen läßt, sondern streng beherrscht: eine Eigenschaft, die in dem scharfen Umriß, der festen und dichten Textur, der gemessenen Zeichnung, regelmäßigen, symmetrischen Stellung der Theile begründet ist. Neben der Gebundenheit bricht aber üppiger Wucher, glühende Pracht, betäubender Duft hervor und stellt dem strengen Maße die Maßlosigkeit zur Seite.» (Vischer: Aesthetik.) Dieser *erste Typus* charakterisirt die *äquatoriale* und *tropische Zone* oder die Regionen der Palmen und Bananen und die der baumartigen Farren und Feigen Meyen's. Den Eindruck der Palmenwälder schildert Sartorius (Vogel: Landschaftsbilder): «Auf glatten schlanken Säulen von sechszig bis neunzig Fuß Höhe stehen große Spitzbögen bildend die Blattwedel. Licht und Schatten werden so scharf dadurch begrenzt, daß eine Tempelhalle von zauberhafter Wirkung dadurch gebildet wird. Ich sah einst einen solchen Wald, in welchem das störende Unterholz fehlte und wo nun mit Einem Blicke der großartige Dom übersehen werden konnte; Palmen aller Größen bauten die stolze

Wölbung, die Säulenknäufe waren von den Blüthenscheiden und Fruchtzweigen gebildet, welche regelmäßig unter den Blattansätzen hervordringen, ringsum stand ernster, schwarzer Wald die Wände bildend, und nur durch das leichte Palmenblattgewebe drang das Licht des tiefblauen Aethers: wahrlich, wem bei solchem Anblick nicht die Schauer der Andacht durch den Busen ziehen, dem bleibt ewig der göttliche Genius fern.» Die Blätter- und Blüthenpracht der Bananen und der sie im Kleinen darstellenden Scitamineen reihen sich an diese hochemporstrebende Majestät der Palmen, das Reizende ist mit dem Erhabenen in naher Berührung in den Urwäldern der Aequatorialzone, die etwa bis zweitausend Fuß am Gebirge emporsteigt. Dann mischen sich in feuchten Gegenden die Farrenbäume hinein, welche «den edeln Wuchs der Palmen mit der Zartheit der niederen Farren vereinigen und dadurch eine Schönheit erreichen, wie die Natur wol nichts Aehnliches wieder aufzuweisen hat.» (Meyen: Pflanzengeographie.) Dieser edeln Zierlichkeit der Farrenbäume gegenüber breiten in ebenso feuchten Gegenden, wie jene, die Feigenwälder ihre düsteren Schauer aus. Charakter derselben ist, sagt Reinwardt: «das Geschlossene und Dunkle, die Dichtigkeit und Höhe der Waldung, die feuchte dumpfige Luft, die diese einschließt, die ungeheure dicke, unregelmäßige Gestalt und weite Verzweigung dann der offenbar ungemein schnelle Wuchs und die weiche, oft schwammige Holzsubstanz der Stämme.» Nehmen wir zu diesem Allen die Blüthenfülle der Lianen und Parasiten, die Baumverschiedenheit in diesen Urwäldern «wo der Boden nicht im Stande ist, alle die Massen zu fassen», «so könnte (Vischer: Aesthetik) der hier zuerst aufgeführte Pflanzentypus mit der orientalischen Phantasie verglichen» und fügen wir hinzu als die Geburtsstätte reichsten Symbolisirens seiner Ahnung und Unklarheiten und des Sehnens über sie hinauszukommen angesehen werden. Und wenn wir dieses Reich begrenzen wollen, so müssen wir an den Anden bis ungefähr viertausend Fuß senkrechter Erhebung, am Himalaya schon viel niedriger, nämlich bis Hawilbegh emporsteigen und haben gegen den Pol zu die Küste von Teneriffa erreicht.

«Ein zweiter Typus bewahrt ebenfalls Gemessenheit, Schärfe, ernste Haltung, die aber in bewegteren, weicheren, zufälligeren Formen als freier Schwung herrscht; er entläßt und bindet das Gemüth in Einem, verschmilzt Anmuth und Würde in edelm, gesättigtem Gleichgewichte.» Dieser von Vischer (Aesthetik) aufgestellte zweite Typus herrscht in der subtropischen Region der myrthen- und lorbeerartigen Gewächse und in dem wärmeren Theile der gemäßigten Zone, der Region der immergrünen Laubhölzer nach Meyen's Bestimmung. Die subtropische Region beginnt an den Gebirgen des Aequators in einer Höhe von über dreitausend achthundert Fuß, und geht bis fünftausend siebenhundert Fuß senkrechter Erhebung hinaus. Gegen den Pol zu sind das Hochland von Mexico, Louisiana, Südchina, Chile und Südaustralien jene Gegenden, «wo Myrthen, Magnolien, Camellien, überhaupt Laubhölzer mit glänzenden Blättern vorherrschen, so wie auch die Proteen, die Eucalypten, Eriken und Acacien ihr Maximum daselbst zeigen.» «Die vierte Region in den Gebirgen der heißen Zone ist die der immergrünen Laubhölzer; sie beginnt ungefähr in der Höhe von fünftausend siebenhundert Fuß und geht bis siebentausend sechshundert Fuß Höhe hinaus.» (Meyen: Pflanzengeographie.) Gegen den Pol zu ist es das Becken des mittelländischen Meeres mit seinen europäischen, asiatischen und afrikanischen Landschaften, welches durch diese immergrüne Vegetation charakterisirt wird. Wenn Auerbach's Ausspruch: «Wir erfreuen uns an Duft und Farbe der Blumen fremder Zonen, wie wir uns an den Gebilden des classischen Alterthumes erquicken», — überhaupt Wahrheit hat, so gilt er vorzugsweise von diesen Regionen, in denen der zweite Baumtypus herrscht, denn wir sind es gewohnt nicht blos, sondern durch innere Nöthigung dazu angewiesen, uns mit den Werken des Menschen zugleich die Heimath derselben vorzustellen. Die Vegetation nun aller der genannten Gebiete trägt nach Vischer's Worten den plastischen Charakter und wir fügen hinzu, sie bietet dem Menschen in echt plastischer Weise eine Allseitigkeit von Vegetationseindrücken im engsten Raume, sie zeigt ihm eine Allebendigkeit der Pflanzen-

gestaltung, und hebt ihn durch diese Befriedigung in ihr zugleich über die unmittelbare Gegenwart hinaus. Es entfalten sich aber die Eigenthümlichkeiten dieses Typus wie gesagt am schönsten auf dem mexicanischen Hochlande und seinen Thälern und in den Landschaften des Mittelmeeres. Wenn wir von den Schilderungen des oft angeführten Sealsfield absehen wollen, dessen Süden und Norden ein wahrer Jubelhymnus auf die Thäler von Oaxaca, Tzapotecan und die beiden Misteccas ist, so gibt uns Sartorius (Vogel: Landschaftsbilder) in wenig Worten die Eigenthümlichkeit der immergrünen Gegenden Mexicos an: «Ein indianisches Dörfchen dieser Zone bietet einen wahrhaft entzückenden Anblick durch die mit Früchten beladenen Orangenbäume und Bananenstauden durch die Form und Farbe der verschiedensten Obstsorten und durch die blühenden Stauden, welche der Cultur des Menschen gefolgt sind. Unter letztere sind die eleganten Blumerien in allen Farben zu zählen, die baumartigen gefüllten Dahlien, die Erythrinen, Datura grandiflora, der Flieder und die Rosen, welche bei keiner indianischen Hütte fehlen.» Es ist von den Opuntien, auf denen Cochenille gezogen wird, den Pisangen der Aequinoctialzone bis zu unseren Rosen all und jede Pflanzenform in diesen Gärtchen repräsentirt, die überhaupt unter günstigerem Himmel gedeiht. Und so ist es auch am Mittelmeere:

«Wo sich zwischen die Felsengeklüfte des Bachus Laub
Drängt, und stolz sich erhebt in die Winde der Palmenschaft
Dort nur magst du — — — — —
— — Rosen und Reben erziehn und der Aloe
Starken Wuchs, und genießen die Kühle des Morgenwinds.»
(Platen.)

Also auch hier erzählt die Palme der Rose und Rebe von der Pracht der Aequatorialvegetation, und der Mensch öffnet alle seine Sinne, wo sich ihm die Fülle des Lebens nach allen Anregungen darbietet.

Wir können, einmal zu diesen Betrachtungen gelangt, gar nicht gewissen Parallelisirungen ausweichen, weil sie sich dem Blicke auf die pflanzengeographische Karte von Berghaus mit einem Male aufdrängen. Diese Region der immergrünen Wäl-

der Meyen's oder das von Schouw aufgestellte Reich Decandolle's fällt genau mit den Grenzen zusammen, innerhalb deren sich die schöne Welt des classischen Alterthumes bis zum römischen Kaiserthume bewegt hat, und wie Griechenland das geistige Centrum dieser plastischen Humanität war, so ist es sogar auch das geographische derselben. Tomi an der Nordgrenze dieses Pflanzenreiches gelegen, galt nach dem Ovid als fürchterlicher Ausschluß aus einer Welt, in welcher das ewige Grün der Pflanzenwelt, der stete Frühling der Kunst, und die heitere Jugend des Fühlens unstörbar lebte. So fällt auch die Wiege und Burg des Aztekenreiches genau mit dem Umfange der immergrünen Wälder des mexicanischen Hochlandes zusammen, und die Lustgärten dieser Herrscher waren in den sich der Aequatorialvegetation nähernden Thälern von Jaquin's Reich. Alle Vegetationsformen sind auf diesen Räumen zusammengedrängt, und dieselbe Schönheit, wie von den Griechen wird durch Sealsfield von den Bewohnern jener prachtvollen Thäler gerühmt. Allein anders verhält sich's hier, als in Hellas: «der Boden bedarf nur sehr geringer Nachhülfe, um dem Menschen jede Sorge zu ersparen; darf es uns also wundern, wenn die Bewohner des Landes die Gaben des Himmels genießen, den Augenblick benützen und Sorge um die Zukunft für eine Thorheit halten», — darf es uns also wundern — fügen wir hinzu, daß sie dem in Tenochtitlan hausenden Despotismus so leicht zum Opfer wurden? Ein zweites Gebiet der amerikanischen Cultur, das der Inkas, fällt wieder beinahe mit Humboldt's Reiche der schönen Cinchonenwälder und ihrer mittleren Gebirgsregion zusammen, ja die Heimath derselben am Titicacasee wird wie eine Insel von dem Hochwalle umgeben, auf dem Escallonien und Calceolarien Ruiz und Pavon's Reich bilden. — Kämpfer's Reich der steifen Camellien und Celastrinen ist das alte Culturgebiet des starren Chinas und Japans, während die größten Bewegungen der mittleren und neuen Geschichte sich in Linné's großem Reiche der gemäßigten Zone zutrugen, neueste Begebenheiten in den weiten Gebieten duftloser Astern und Solidagoarten von Michaux und der edeln gewaltigen Magnolien

von Pursh's Reichen sich begründen, und ein noch unbenanntes Vegetationsreich mit seinen unerschöpflichen Goldschätzen in der Zukunft von der Westküste Amerika's her jetzt noch unbekannte Früchte bringen dürfte.

Daß aber Linné's Reich von der mittleren und neuen Geschichte der Menschheit eingenommen wird, das ist sehr leicht erklärlich, wenn man auf den gemeinsamen Charakter seiner Vegetation und Stimmung hinsieht. Es ist die Romantik, welche Vischer als den Grundzug der Stimmung für seinen dritten Vegetationstypus in Anspruch nimmt, den er so bestimmt: «Ein dritter Typus ist vorzüglich als solcher zu bezeichnen, der eine tiefbewegte subjective Stimmung bewirkt. Er bindet und beruhigt nicht das Auge durch jene in der Beweglichkeit der Linien zugleich scharf bestimmte Zeichnung, sondern er ist entweder schneidend starr und steif, erregt aber zugleich ein Gefühl aufstrebender oder in sich zusammengefaßter Kraft; oder er ist weich von spielenden Umrissen und stimmt zu wehmüthig zerfließenden Empfindungen, oder er verbindet diese Gegensätze, doch so, daß er sie in den Theilen des Ganzen getrennt erhält. Auch durch auffallenden Wechsel der Entlaubung im Winter und des heiteren Aufblühens im Frühling stimmt er bald winterlich, bald heiter, immer aber ahnungsvoll und das Gemüth in sich zurückweisend.» Es sind das die starren und ernst stimmenden Nadelwälder, die Weiden und Pappeln mit ihren sentimentalen Anklängen, die erfrischenden Laubwälder und die Obstbäume, die im Frühlinge durch ihren Blüthenschnee den der winterlichen Gefilde vergessen machen und so die mannichfaltigen Anklänge an die romantische Anschauungsweise darbieten. Es sind das die zwei Regionen Meyen's und zwar der Laubhölzer in der kälteren gemäßigten, der Nadelhölzer in der subarktischen Zone, deren jene am Aequator zwischen siebentausend sechshundert und neuntausend fünfhundert Fuß Höhe vorkommen, während Nadelwälder die mexicanischen Hochebenen noch bei siebzehntausend vierhundert Fuß Höhe bedecken. Gegen den Pol zu sind es das mittlere und nördlichere Europa beides die Gebiete der germanischen und slavischen Welt, in denen hier

doubrava (dąbrowa Eichenwald) und bor (Kieferwald) für Wald überhaupt gesagt werden, ebenso die allgemeinere Bedeutung Wald zu substituiren ist, wenn es im Minneliede heißt:

«Seht da liefen wir Erdbeeren suchen
Von den Tannen zu den Buchen.» (Meister Alexander.)

Es ist diese gemäßigte Zone des mittleren und nördlichen nur nicht zu nördlichen Europas mit der unendlichen Fülle von Stimmungen, die ihre Laub- und Nadelwälder erregen, der rechte Boden für die romantische Sehnsucht und Ueberschwänglichkeit, die rechte Heimath tausender von Liedern, in denen, wie die Jahresscala ihre Vegetationsformen auf- und abrollt, die höchste Lust und tiefste Schwermuth abwechselnd erklingen, die volle Mitte ziwschen der plastischen Ruhe und Freiheit der classischen Welt und der Armuth des nördlichsten des Wahlenberg'schen Vegetationsreiches.

Wenn man noch über die Region der Nadelhölzer hinausgeht, kommt man zu eben diesem Wahlenberg'schen Reiche, sei es gegen den Pol zu oder an der Grenze des ewigen Schnees auf den Hochgebirgen. Meyen hat dieses Reich noch in die arktische Zone und Region der Alpenrosen und die polare Zone und Region der Alpenkräuter getheilt, so daß mit der letzteren die Vegetationsgrenze überhaupt bezeichnet ist. Am schönsten ist der Typus dieser Grenzvegetation auf den europäischen Hochalpen entwickelt, indem diese so recht aus der Mitte der gemäßigten Zone emporragen, und darum alle meteorischen Einflüsse, ja selbst den gemilderten Sirocco als Föhn empfangen. Der Charakter der Vegetation dieses Gürtels, der zwischen der Baumgrenze und Schneegrenze sich ausdehnt, und den wir als vierten Vegetationstypus aufstellen möchten, ist so präcis, daß man selbst in Herbarien die unbekannten Arten als Alpenbewohner erkennt. Kurze meist ausdauernde Stämme, die sich polsterartig verästen, entweder glänzend immergrünes oder weiß bewolltes Laub, das bei den wenigen Einjährigen als Blattpolster um den feinen Stengel sich lagert, große in elementarisch reinen Farben glänzende Blumen und bei meist durchgängiger Duftlosigkeit eine Fülle von Aromen, die im Inneren bewahrt sind. Gedrungenheit, Verschlos-

senheit des inneren Reichthumes, oder Entschiedenheit in der Aeußerung, — eine die Innigkeit völlig lösende und zur thatkräftigen Energie umwandelnde Stimmung ist der Eindruck, den man sich in jenen Hochgebieten holt. Schiller's Worte:

«Auf den Bergen wohnt die Freiheit!
Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte.»

gelten also nicht blos der reinen Atmosphäre, welche die Brust des Menschen umspielt, sondern ebenso der kräftigen und sinnerfrischenden Vegetation dieser Gegenden. Allein wie die Alpen selbst nur als Inseln über dem flachen Treiben der Bedürftigkeit emporragen, so ist auch ihre Vegetation nur von kurzer Dauer. «Die Alpenflora bietet einen Frühling, auf welchen kein Sommer und kein Herbst folgt, einen Frühling, der schnell und unmittelbar vom Winter abgelöst wird.» (Schouw: die Erde u. s. w.) Die schneeweißen Saxifragen, die himmlischreinen Gentianen und Soldanellen, die rosenrothen Azaleen, die goldgelben Mohne verschwinden ebenso schnell als sie gekommen, nur das Edelweiß (Gnaphalium leontopodium) und die Alpenrose (Rhododendron) der niederen Region angehörig, bieten länger ihre zierenden Sträuße dar. Man wird durch dieses rasche Aufblühen und Begrabenwerden unter der Schneedecke gemahnt an die Vergänglichkeit des Herrlichsten auf Erden, der Jugend und des Frühlings, der Freiheit und der Liebe, und in dem Augenblicke, wo wir uns durch die Kräftigkeit der Alpenflora gestärkt fühlen, drängen sich dem Gedächtnisse Börne's Worte auf: «Nichts ist dauernd als der Wechsel; nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rastet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend.»

Ja die Poesie ist es, welche alle Reichthümer der Landschaft aufsammelt und bewahrt, und sie in allgemein verständliche Weisen übersetzt. Was der Mensch ahnend und sehnend aus der Fülle des Lebens erfaßt, die sich ja als Vegetation vor ihm auseinan-

derlegt, dem verleiht die Poesie eine ausgesprochene Bedeutung. Und wieder, wie wir es bei den Naturreligionen, dem Märchen und Volksliede, endlich der Nationalität gesehen haben, erhält die Poesie ihre Tonweise von den Lebenswandelungen der Pflanzenwelt, wie sie im Jahresverlaufe als Düfte, Farben und Gestalten individuell und gruppirt am Gemüthe des Menschen vorüberziehen. Wo die schöne Mitte der Vegetation sich findet, dort waren auch die ersten selbstgegründeten Mittelpunkte schöner Menschlichkeit; nicht wo ein ewiges Eis den Menschen an die Besorgung der Bedürfnisse kettet, nicht wo die brennenden Düfte der Aequatorialvegetation die Thatkraft lähmen, sondern im Gebiete immergrünen Pflanzenlebens hat die Kunst ihre unvergänglichen Denkmäler aufgestellt. Selbst aber da, wo die Einförmigkeit des Reichthums oder der Oede sich hinbreitet in der erdrückenden Pracht der Urwälder, dem Schweigen der Steppe und des Eisgefildes, und nicht blos, wo sie in der Landschaft selbst tausendfältige Reflexe findet, versteht es die Poesie, den sprechenden Beweis von der nicht zu beschränkenden Lebendigkeit des menschlichen Herzens zu führen. In dem Drängen des Urwaldlebens vernimmt sie die Klagen des altersgrauen Aturenpapageys. (Humboldt gibt folgendes Gedicht E. Curtius' am Schlusse des ersten Bandes seiner Ansichten der Natur):

«In der Orinokowildniß
Sitzt ein alter Papagey
Kalt und starr, als ob sein Bildniß
Aus dem Stein gehauen sei.
Schäumend drängt durch Felsenwände
Sich des Stroms zerriss'ne Fluth,
Drüber wiegen Palmenstämme
Sich in heitrer Sonnengluth.
Wie hinan die Welle strebet,
Nie erreichet sie das Ziel;
In den Wasserstaub verwebet
Sich der Sonne Farbenspiel.
Unten wo die Wogen branden,
Hält ein Volk die ew'ge Ruh;
Fortgedrängt aus seinen Landen
Floh es diesen Klippen zu.

Und es starben die Aturen
Wie sie lebten, frei und kühn,
Ihres Stammes letzte Spuren
Birgt des Uferschilfes Grün.
Der Aturen allerletzter
Trauert dort der Papagey;
Am Gestein den Schnabel wetzt er,
Durch die Lüfte tönt sein Schrei.
Ach die Knaben, die ihn lehrten
Ihrer Muttersprache Laut,
Und die Frauen die ihn nährten,
Die ihm selbst das Nest gebaut;
Alle liegen sie erschlagen
Auf dem Ufer hingestreckt,
Und mit seinen bangen Klagen
Hat er Keinen aufgeweckt.
Einsam ruft er, unverstanden,
In die fremde Welt hinein;
Nur die Wasser hört er branden,
Keine Seele achtet sein.
Und der Wilde, der ihn schaute,
Rudert schnell am Riff vorbei;
Niemand sah, dem es nicht graute,
Den Aturen-Papagey.»

Und so versteht sie auch jene Seufzer zu deuten, die über die endlose Ruhe der Steppe hingleiten. Ein unbeschreiblich schönes russinisches Volkslied gibt davon Kunde:

Cz« orna rola zaorana,	«Schwarz geackert ist das Blachfeld,
hej, hej!	hei, hei!
Czorna rola zaorana,	Schwarz geackert ist das Blachfeld.
I kulamy zasijana,	Und mit Kugeln ward's besäet,
Bilém tilom zwołoczena	Weißer Leib hat es geegget,
hej, hej!	hei, hei!
I krowoju społoczena.	Und mit Blut ward's voll getränket.
Łeżyt wojak na kupyni,	Auf dem Hügel liegt der Krieger,
hej, hej!	hei, hei!
Łeżyt wojak na kupyni,	Auf dem Hügel liegt der Krieger,
Nakryw oczy czerwonoju	Deckt die Augen mit dem rothen,
Czerwonoju kitajkoju,	Mit dem rothen Seidentuche,
hej, hej!	hei, hei!
Nakryw oczy kitajkoju.	Deckt die Augen mit dem Tuche.

Ani trumny, ani jamy,
hej, hej!
Ani trumny, ani jamy,
Ani witcia, ani mamy,
Ani komu zadzwonyty,
hej, hej!
Ani komu zatużyty.

Dzwoniať koni kopytamy
hej, hej!
Dzwoniat' koni kopytamy
A wojaki ostrohamy;
Dzwoniat' koni kopytamy,
hej, hej!
A wojaki ostrohamy.

Łetyt woron z czużych storon,
hej, hej!
Łetyt woron z czużych storon,
Na mohili usidaje,
Oczy jemu wypywaje,
hej, hej!
Oczy jemu wypywaje.

Chodyt maty hukajuczy,
hej, hej!
Chodyt maty hukajuczy,
Syna swoho szukajuczy:
Oj ja twoho syna znaju,
hej, hej!
Bo ja z neho popas maju.

Skaży meni woron myłyj,
hej, hej!
Skaży meni woron myłyj,
Czy mij synok jeszcze biłyj:
Czy jeho oczy syweńki,
hej, hej!
Ta czy wusta rumianeńki.

Skaży meni woron myłyj,
hej, hej!
Skaży meni woron myłyj;
Czy mij synok jeszcze byłyj:
Czy wołosie bilijet sia
hej, hej!
Ta czy łyczko rumienyt sia.

Weder Sarg noch Leichenhügel,
hei, hei!
Weder Sarg noch Leichenhügel!
Nicht der Vater, nicht die Mutter,
Niemand findet sich zum Läuten,
hei, hei!
Niemand findet sich zum Klagen.

Rosse läuten mit den Hufen,
hei, hei!
Rosse läuten mit den Hufen,
Mit den Spornen die Soldaten,
Rosse läuten mit den Hufen,
hei, hei!
Mit den Spornen die Soldaten.

Rabe fliegt von fernen Seiten,
hei, hei!
Rabe fliegt von fernen Seiten,
Läßt sich auf dem Hügel nieder,
Schlürfet gierig seine Augen!
hei, hei!
Schlürfet gierig seine Augen.

Klagend geht umher die Mutter,
hei, hei!
Klagend geht umher die Mutter
Ihren lieben Sohn zu suchen:
Deinen lieben Sohn, den kenn ich,
hei, hei!
Denn an ihm find ich die Nahrung.

Sage mir, du lieber Rabe,
hei, hei!
Sage mir, du lieber Rabe,
Ist noch weiß mein liebes Söhnchen,
Sind denn blau noch seine Augen,
hei, hei!
Sind denn roth noch seine Lippen?

Sage mir, du lieber Rabe,
hei, hei!
Sage mir, du lieber Rabe,
Ist noch weiß mein liebes Söhnchen,
Sind denn blond noch seine Haare,
hei, hei!
Röthen sich noch seine Lippen?

Wże jeho wusta syneńki	Bläulich sind schon seine Lippen,
hej, hej!	hei, hei!
Wże jeho wusta syneńki,	Bläulich sind schon seine Lippen,
Wże mu wołosi czorneńki,	Dunkel sind schon seine Haare,
Na jeho łyczku prysidaju	Und auf seinen Wangen sitz ich
hej, hej!	hei, hei!
Oczy jemu wypywaju.»	Schlürfe gierig seine Augen.»

(Oleski: Piesni.)

Und nicht blos die düstere Pracht der Steppe wird durch die Poesie belebt, auch auf dem Schneegefilde blühen ihre wenn auch blutigen Rosen auf, auch dort ist des Sängers Mund der Deuter der Geheimnisse:

«Dem Volke schien
Sein Fürst geboren,
Sie wünschten sich Glück
Zur goldenen Zeit.
Der König selbst
Ging aus dem Schlachtlärm,
Dem jungen Helden Lauch zu bringen.
Rabe sprach zum Raben
(Auf ragendem Baum
Saß er ohne Atzung):
Ich weiß etwas,
Es steht der Sohn
Siegmund's in der Brünne
Einen Tag alt:
Unser Tag bricht an.
Er schärft die Augen
Nach Kriegersitte
Der Wölfe Freund
Freuen wir uns.» (Erstes Helgilied in Simrok's Edda.)

So erhebt also die Poesie auch dort ihre Stimme, wo die landschaftliche Anregung durch die Einförmigkeit oder den Mangel der Vegetation auf ein Geringstes sich beschränkt. Nicht blos das aufgehende und reiche Leben, auch sein Untergang weckt die Gesänge des Dichters. Die Landschaft bietet mit ihrer Vegetation der Sehnsucht eine Fülle von Symbolen, nachdem die Ahnung bis zu jener Stärke sich erhoben, wo sie ausgeht, um in der Welt Zustände zu finden, die ihren Stimmungen entsprechen, — allein das letzte und aufklärende Wort muß der Mensch doch erst in seinem Sinne finden, welcher den Gebilden seiner Phantasie, und

den Anregungen derselben in der Landschaft ihre volle und allgemeinverständliche Bedeutung gibt. Er vollbringt aber diesen letzten Schritt, indem er seine Stimmungen und den in der Landschaft erfaßten Reichthum ihrer Anklänge zum Materiale seines Schaffens verwendet, bis das Kunstwerk vor ihm steht, über dessen Bedeutung Hegel (Aesthetik) sehr schön sagt: «Das bunte farbenreiche Gefieder der Vögel glänzt auch ungesehen, ihr Gesang verklingt ungehört; die Fackeldistel, die nur eine Nacht blüht, verwelkt, ohne bewundert zu werden, in den Wildnissen der südlichen Wälder; und diese Wälder, Verschlingungen selber der schönsten und üppigsten Vegetation mit den wohlriechendsten, gewürzreichsten Düften verderben und verfallen ebenso ungenossen. Das Kunstwerk aber ist nicht so unbefangen für sich, sondern es ist wesentlich eine Frage, eine Anrede an die wiederklingende Brust, ein Ruf an die Gemüther und Geister.»

C. Die Sinnigkeit.

Die Ahnung ist die dunkle Voraussetzung, daß sich für das, was im Gemüthe selber noch unklar lebt und webt, ein Gegenbild in der Außenwelt findet, und wenn sie von der Menschheit abgestoßen zur Natur sich wendet, die ja dem ersten Blicke als Ganzes, als Landschaft erscheint, und wenn sie das, wodurch die Landschaft selbst vorzugsweise ihren Charakter erhält, nämlich die Pflanze ergreift, so geschieht es, weil sie eines Haltpunktes für ihre eigene Unsicherheit bedarf. Die Objectivität scheint dabei völlig gleichgültig zu sein, denn nicht um entschiedene Stimmungen des Gemüthes handelt es sich in diesen seinen ersten Regungen, sondern nur ganz allgemein um das Dasein einer Gemüthsbewegung und um Kräftigung derselben durch Anknüpfen an ein Gegebenes. Es ist das Gemüth in den Anfängen seines Sichregens oder des Fühlens selber einer Schlingpflanze vergleichbar, die ja an dem ersten besten sich Darbietenden anhaftet, und nur der entschiedenen Fäulniß ebenso wie das Fühlen den vermoderten Zuständen der Gesellschaft ausweicht. So erwachsen, wenn auch irrige, so doch jedesmal der Landschaft entsprechende Formen der Grundlage alles Fühlens oder der Andacht in den heidnischen oder Naturreligionen, und umgekehrt treibt das zum ersten, freilich noch unklaren Schaffen erstarkte Gefühl seine Blüthen als Märchen in die Landschaft hinaus, bevölkert sie mit Gestalten, die im warmen Beete des Herzens erwuchsen, bis endlich im Liede die übervolle Brust ausklingt, und die Pflanze zur Einleiterin und Vorsprecherin ihrer Drangesfülle wählt. Allein wenn schon in den allerersten Aeußerungen die Objectivität und Eigenthümlichkeit

der Pflanze nicht so gleichgültig war wie es schien, so tritt dies noch mehr hervor, sobald die Nationalität des Liedes ins Auge gefaßt, und diese in ihrer Bedingtheit von der Landschaft und ihren Jahreszeitenwandlungen erkannt wird. Da wo diese an den eigenthümlichen Vegetationsformen, ihrem Auf- und Niedergange ihren Ausdruck haben, ja wo man beinahe für jedes Moment in diesem Verlaufe eine bestimmte Pflanze als charakteristisch findet, wird es mit einem Male klar, daß selbst die dunkelsten Regungen des Gemüthes nicht unterschiedslos gegen andere waren, und daß ein solcher dunkler Zug richtig die entsprechende Pflanzeneigenthümlichkeit zur Trägerin sich erkor. Wo das Jahr seine Wandlungen in stetiger Ordnung vorführt, da lernt auch das Gemüth an den wiederkehrenden Jahreszeitpflanzen eines seiner Gefühle von dem anderen bleibend unterscheiden.

Sobald aber eine solche Unterscheidung der Stimmungen oder Gefühlsmomente begonnen hat, bricht auch die Sehnsucht hervor oder das Streben, dem Unterschiedenen entsprechende Zustände in der Außenwelt aufzusuchen, damit es an ihrer Festigkeit sich selber immer mehr befestigen und klären möchte. Und wieder weil die Menschenwelt, sobald sie in Uebergangsstadien sich befindet, keine hinreichend festen Zustände darbietet, sucht das Gemüth in der Landschaft und ihrer Vegetation sich über seine eigenen Erlebnisse Gewißheit zu verschaffen, seine Eigenthümlichkeiten an denen ihres Lebens, das heißt Wachsens zu erproben. Vom Dufte gereizt, der so geheimnißvoll von der Pflanzenfülle durch die Atmossphäre weht, wie das Fühlen in seinem ersten Aufgange ein geheimes Erzittern des Busens ist, geht es zu den sprechenden Farben, dann zu den präcisen Gestalten fort, in denen allen das Pflanzenindividuum seine Eigenthümlichkeit darlebt, und damit auch den individuellen Erlebnissen des Herzens eine Menge von entsprechenden Reflexen darbietet. Wie nun das Pflanzenindividuum seine Eigenthümlichkeit erst recht in der Gesellschaft zum Vorscheine bringt, und wie die Pflanzengruppirung wieder nur Moment der Landschaft, und zwar zuletzt eines ganz besonderen Vegetationsreiches selbst ist, und dessen Typus mitbestimmen hilft, so wird

auch die menschliche Individualität sich ihrer Innerlichkeit um so klarer bewußt, je mehr sie sich den Kreisen des Menschenthumes anschließt, bis sie dieselbe zuletzt als Moment in dem Werden einer bestimmten Weltanschauung erfaßt. Auf diesem Hochpunkte der Selbsterfassung angelangt, wo er die mannichfachen Vegetationsreiche und Weltanschauungen überblickt, und sich an der Grenze alles Lebens von dem energischen und befreienden Typus der Alpenflora umgeben sieht, macht aber der Mensch die Entdeckung, daß nicht die Landschaft seine innersten Regungen weckte, sondern daß sich die von selbst Erwachenden nur nach Gegenbildern in der Natur umsahen, weil ihnen die zerfallende Menschheit keine entsprechenderen darbot. Denn auch da, wo die Fülle der heißen Zone sie zurückzudrängen, wo die Steppe sie zu verschlingen, der ewige Schnee sie zu erstarren droht, also selbst wo die Natur schweigt, drängt sich das innerste Leben des Gemüthes als Poesie hervor, und wer durch düstere Erlebnisse zu einem gewissen Standpunkte gelangt ist, wird auch an solcher Einsicht dessen Anschauungsweisen mit Börne's Worten aussprechen: «Der Frühling, die Nachtigall, das Morgenroth, des Mädchens holder Blick — es ist Nichts. Alles ist die Jugend. Die Welt ist ein Spiegel, was hineinschaut, schaut heraus. Er gibt euch nur zurück, was ihr ihm geliehen, er dankt euch nicht mit einem Lichtstrahle ärmlicher Zinsen.»

Wenn man nun auch nicht bis zu diesem Ausrufe des Weltschmerzes: die Welt ist Nichts, — fortgehen mag, ein Wahres wird man demselben doch nicht absprechen können, nämlich dieses: daß nicht die Außenwelt, sondern die Innigkeit der erste Ausgangspunkt des Fühlens ist. Nicht einmal die erste Anregung geben äußere Zustände dem Gemüthe, sondern es sucht und ergreift dieselben als Träger für die daseiende und in sich nur noch unsichere Bewegung. Es ist die Energie oder das Leben der Innigkeit selbst, welches seine Selbsterregung auch als äußeres Dasein vor sich zu haben strebt, damit es in dieser Erscheinung sein Wesen wiederfinde, und so seine Wirklichkeit in der Einigung beider erschaue. Diese Energie der Innigkeit nach ihrer eigenen Wirklich-

keit, oder das unmittelbare Finden des inneren Sinnes in der äußeren Sinnenwelt nennen wir die Sinnigkeit. Sie ist die Grundlage alles menschlichen Aeußerns und Darlebens, oder vielmehr sie ist dieses sich Aeußernde und Darlebende selbst, sie in ihrer Energie ist es, welche alles, was Wahres im Menschen aufgeht, ausspricht und bethätigt, ja sie ist selbst das Aussprechen und Bethätigen der menschlichen Wahrheit. Die dunkeln Ausgänge des Ahnens, die nie zu beruhigende Sehnsucht nach dem Aufnehmen entsprechender Zustände in das Erlebniß und die Stimmung, das sind ihre eigenen des letzten Zieles noch unkundigen Lebensformen. Was daher während des Ahnens und Sehnens aus der Außenwelt aufgenommen, und als Klärung des Inneren gewonnen wurde, das ist nur das Material, welches sich die Sinnigkeit herbeigeschafft hat, um sich darin als in ihrer Welt völlig auszuprägen. Was Natur und Geschichte vorsetzt, das verzehrt die Sinnigkeit, um es durch die Verarbeitung in ihrer nie zu beruhigenden Energie im Gebiete der Natur als Kunstwerk, im Gebiete der Geschichte als Charakter hinzustellen. Wenn aber durch einen Abstoß von dem einen Gebiete diese Fülle der Energie mit ihrem inneren All zu dem anderen getrieben wird, dann nehmen Kunst und Charakter diesen Typus innerer Allseitigkeit auch in ihrer Erscheinung an. Das Streben nach dem Charakter wird nämlich in solchen Zeiten, und es sind das immer die Uebergangsperioden der Weltgeschichte, zur Kalokagathie oder zum Streben die gute Praxis des Individuums auch als eine schöne, die innere Harmonie der Gesinnung und That auch als äußerlich in jeder Handlung abgeschlossenes Ganzes auftreten zu lassen. Und nur in Uebergangsperioden ist eine solche schöne Darstellung des Guten möglich, weil da, wo die Weltgeschichte eine bestimmte Richtung verfolgt, der Einzelne viel zu sehr für das innere Festhalten seiner Principien mitten im allgemeinen Vorwärtsdrängen zu sorgen hat, als daß er auf die Form seines Wirkens reflectiren könnte. In Zeiten einer Stauung der weltgeschichtlichen Bewegung wird sich aber die Kunst nach allen ihren Seiten gleichmäßig entfalten, ein All von Kunstformen gleichzeitig

hervorbringen, während die Bewegung selbst mehr einen architektonischen, oder plastischen, oder musikalischen, oder sonst einen bestimmten Typus begünstigt. Erst nach der völligen Beruhigung der mittelalterlichen Bewegung und an der Grenze der Neuzeit hat die Renaissance der Kunst als Blüthe aller Kunstrichtungen sich erhoben, und das Wort Kolokagathie kam erst von da ab in Gebrauch, als mit dem Ende des peloponesischen Krieges eine allgemeine Lähmung des griechischen Lebens eingetreten war.

Und erst als mit der Gründung des römischen Kaiserreiches die Aufgabe der alten Welt erfüllt war, wurden die Comoedia, die heitere Villa des Plinius auf der reizenden Landzunge, wo heute Bellagio von schönster Landschaft umkränzt wird, seine düstere Tragoedia in der ernsten Bucht der heutigen Pliniana, die des Catullus in der prachtvollen Scenerie der heutigen Halbinsel Sermione nebst tausend anderen solchen Parken im weiten Römerreiche und seinen mittelländischen immergrünen Landschaften hergestellt. Denn der Park als Landschaft der Innigkeit ist die höchste Form, in welcher sich ihre Energie oder die Sinnigkeit ausprägt, sobald sie von der Geschichte zur Natur sich wendet, er ist die Umgebung des schönguten Individuums. Ehe er aber zu dieser harmonischen Wirklichkeit gelangt, muß der Mensch zuvor ahnend und sehnend die landschaftliche Fülle, wie sie in den verschiedensten Vegetationsreichen lebt, durchschritten, und sich aus der gleichförmigen Jugend der Natur das Material geholt haben, in welchem er das All seiner Innigkeit ausprägen will.

Wenn aber als Schlußpunkt dieser Sinnigkeitsrichtung, welche sich der Natur zuwendet, weil sie in der Geschichte keine Befriedigung findet, der Park erscheint mit seiner künstlerischen Anlage als Umgebung der schönguten Menschen, so muß wol das zur Kunstschöpfung leitende Moment in dieser Beschäftigung mit der Natur und insbesondere mit der Pflanzenwelt nachzuweisen sein, — und das eben nicht zu schwierig. Nur jener Mensch nämlich wendet sich der Natur zu, der in sich das Bedürfniß der Totalität fühlt, und es im gesellschaftlichen und geschichtlichen Gebiete nicht zu befriedigen vermag. Weil er also von dem Gefühle

der Totalität ausgeht, wird er auch in der Natur die Totalität sehen und suchen, und wenn er sich auch der Durchforschung der einzelnen Existenzen hingibt, so wird er es immer mit dem Hinblicke auf die klare und geordnete Erfassung des Ganzen thun. Die Natur aber unmittelbar als Ganzes ins Auge gefaßt, ist Landschaft, und die Landschaft erhält, wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise und für das unmittelbare Schauen gewiß einzig und allein ihren Typus durch die Vegetation. Die Pflanzenwelt also als die schöne Mitte des zwischen Mineral und Thier sich bewegenden Erdlebens ist es, zu welcher der Mensch beinahe mit Nothwendigkeit geleitet wird, wenn ihn die Energie seiner Innigkeit oder die Sinnigkeit von seinen über Wollen und Sollen unklaren Brüdern wegweist. Die Beschäftigung mit der Pflanzenwelt schärft nicht blos den Blick für das Erfassen des feinsten Details der Eigenthümlichkeit, denn dieses führt jede Beschäftigung mit den Naturexistenzen als Folge mit sich, sondern ihr besonderes Leben ist vorzugsweise für die Erziehung des Künstlers geeignet.

Erstlich erscheint nämlich jedes Pflanzenindividuum, und wie es sprichwörtlich heißt, vom Moose bis zur Palme als eine sichtbare Einigung von Gegensätzen. Mit der Wurzel gehört es der unterirdischen Finsterniß mit den Stammgebilden dem außerirdischen Lichte an; und weil ihm die innere Centralität mangelt, so tritt diese Entzweiung in der Gestalt als Tendenz nach Streckung und Abrundung um so vollkommener hervor, je höher die Pflanze in der Entwickelungsreihe steht; in der Farbe sind das Licht und die Finsterniß aufs innigste geeint; im Dufte strömt das, was aus dem dunkeln Lebensgrunde geschöpft wurde, in den allhin spielenden Aether aus. Und wer wird durch diese Doppelbestimmung des Pflanzenlebens nicht an die von zwei Brennpunkten gehaltene Bewegung der Erde, an das Schwanken des Menschenlebens zwischen dem Himmelsleuchten des Ideals und den dunkeln Gebieten des materiellen Bedürfnisses gemahnt? Und wie die Pflanze das Abbild des Erdganzen und seines höchsten Bewohners in ihrer Doppelbewegung darbietet, so deutet sie auf die

Natur jedes Kunstwerkes hin, das als höchste Erscheinung des menschlichen Wesens auch die Doppellebendigkeit desselben und Angehörigkeit an zwei Welten in der Einigung derselben um so klarer zum Vorscheine bringt. Was von den Pflanzen, das gilt in höchster Weise von den Kunstwerken,

> sie wollen: «ein Gottgeheimniß sagen
> Wie feuchter Erdenstaub kann Himmelsklarheit sagen.» (Rückert.)

Sodann ist zweitens die Pflanze das Produkt und damit auch der Ausdruck ihrer bestimmten Welt oder des Vegetationsreiches ihrer Landschaft. Man wende uns hier ja nicht ein, daß sich gerade die Pflanzen überallhin verpflanzen lassen, daß Einzelne sogar überall vorkommen, von Anderen die Heimath gar nicht anzugeben ist. Denn das spricht zu Gunsten des Gesagten, weil die Verpflanzten in der fernsten Zone wenigstens im Blühen die Jahres-, ja Tageszeit ihrer Heimath einhalten, und die Allverbreiteten, die scheinbar Heimathlosen nur solche sind, die überall die Bedingungen ihres Daseins finden. Und darauf kommt es an, daß die Pflanze vollkommen die Bedingungen ersichtlich macht, die im Klima von der Erde und dem Außerirdischen her zusammenströmen. Ob sie als Bergpflanze die Blüthe gerade emporstreckt, ob sie sie im Thale in die Blattachseln, ja unter die Blätter verbirgt, ob sie mit den Aromen der heißen Zone, mit dem Salze des Meeresstrandes, den elementarisch reinen Farben des Hochgebirges gesättigt ist, — immer und überall wird Duft, Farbe, Gestalt oder die ganze Individualität nur aus den Bedingungen ihrer Landschaft und diese aus ihr zu erklären sein. Sie ist in dieser Concentration wieder eine Mahnung an den vom Sonnensystem bedingten individuellen Typus der Erde, an die von Natur und Geschichte durch Entstehung und Erziehung bedingte menschliche Individualität. Und wie das menschliche Individuum gleich der Pflanze unwillkürlich die Voraussetzungen zur Schau trägt, die aus einer ganzen Welt in seinem Werden zusammenströmten, so ist auch das echte Kunstwerk nur der höchste Ausdruck seiner zeitlichen und örtlichen Voraussetzungen, die Concentration und damit das Produkt und die Erklärung seiner Land-

schaft, — und wieder gilt es von der Pflanze im vorausnehmenden, vom Kunstwerke im höchsten Sinne:

«Aus dieser Erde quillen meine Freuden
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden.»

Endlich und drittens ist an das zu erinnern, was schon im Einleitenden über die Aehnlichkeit des Lebens der Pflanze und der Innigkeit gesagt wurde, und vorzüglich an das stets sichtbare Werden im Dasein derselben. Während der Stein als ein Gewordenes zu errathen ist, das Thier und der menschliche Leib eine Grenze des Werdens erreichen, wachsen die Pflanze und die Innigkeit, so lange sie sind, ja in ihnen sind Sein und Werden Eines und dasselbe. Das Kunstwerk nun scheint in seiner ruhigen Abgeschlossenheit eher ein Krystall zu sein, und durch seine überall hervordringende Beseelung dem thierischen oder menschlichen Leibe zu gleichen, — allein beides sind nur scheinbare Aehnlichkeiten. Das Kunstwerk ist in Wahrheit der Same der Humanität, wie es als Blüthe derselben hervortritt, und darin besteht sein vegetativer Charakter, daß sein Anblick in allen empfänglichen Gemüthern die Wurzeln ähnlichen Gestaltungsstrebens und ähnlicher Beseligung, wie sie den Künstler erfüllten, ausbreitet. Die Kunst ist die rechte Pflanzschule der Humanität, und wie die Mumienzwiebel nach tausendjährigem Schlafe ihre Wurzeln und Blüthen treibt, so entzündet das dem Schutte entsteigende Kunstwerk jene Begeisterung, welche es vor Jahrtausenden schon begrüßte. Dieser pflanzliche Charakter des Kunstwerkes, daß es überall aufkeimt und wächst, wo es in den wahren Boden der Innigkeit seinen Samen verstreut, ist es, welcher zuletzt auch die rege Beschäftigung der Sinnigkeit mit der Pflanzenwelt erklärt, da ja diese Energie des Humanen nach der höchsten Erscheinungsweise im Kunstwerke strebt.

Diese Aehnlichkeit der Innigkeit und des Pflanzenlebens war es, welche während des Ahnens und Sehnens das reiche Material zusammenbrachte, aus dem sodann die Sinnigkeit ihre Wirklichkeit sich erbaut. Wie jedoch die Sinnigkeit im Ahnen als dunkle Annahme und im Sehnen als klarer Trieb einer Vermittelung

der Innenwelt mit der Außenwelt lebt, so wurden auch die Pflanzen nur in dieser Voraussetzung ergriffen, daß sie nicht blos äußerliches Material, sondern in der Aehnlichkeit die Bedingung für eine Uebersetzung des Fühlens in sie enthalten. Was Mayer über die Blumen sagt:

«Blumen eure schöne Augen
Sollten nicht zum Sehen taugen?»

und was von J. Kerner noch gesteigert wird:

«Weh, o weh! daß ihr nicht fühlen
Könnet, was wir Blumen fühlen!
Unbeschreiblich Hoffen, Sehnen,
Breitet aus die zarten Zweige
Blauen Aether zu umfangen.» —

die sinnige Voraussetzung einer Verwandtschaft des Pflanzenlebens und der Innigkeit geht eigentlich durch das ganze sich dieser Welt zuwendende Ahnen und Sehnen des Menschen, und tritt nur selbst klarer hervor, wo die Sinnigkeit rein als solche zum Vorscheine kommt.

Im Ahnen und Sehnen ist nun die Sinnigkeit der nie zu beruhigende Trieb nach einer Vermittelung der inneren und äußeren Welt; sie drängt stets dazu, im Pflanzenleben den Gefühlen verwandte Zustände aufzusuchen, und sie als Gegenbilder der inneren Erlebnisse zu fixiren, und zugleich treibt sie über diese fixirte Gegenbildung zu einer zweiten, dritten und so ins Endlose fort. Sie sammelt sich in diesen Gegenbildern das Material für ihre selbständigen Gestaltungen, ohne es jedoch als bloßes Material aufzuspeichern; sondern mit der Aufnahme ist zugleich eine Umbildung verbunden, weil ja kein Lebendes das Aeußere als solches in sich aufzunehmen vermag, sondern es mit seinen Säften durchzieht, ja zu seinen Säften umwandelt. Daher ist sie auch bei der ahnenden und sehnenden Aufnahme der Pflanzenwelt nicht unthätig, aber ihre Thätigkeit ist an das Material gebunden, während sie gerade in solcher Versenkung ins äußerlich Gegebene sich über diese Voraussetzung zu erheben und zu ihrer Selbstthätigkeit oder zur freien Phantasie zu gelangen strebt. Diese ist das Ziel, nach welchem Ahnung und Sehnsucht hinsteuern, das

ebendeswegen auch schon in ihnen verhüllt vorhanden ist, in welches sie aber auch noch hineinspielen, nachdem ihre einseitigen Thätigkeiten zu Momenten der selbständig gewordenen Sinnigkeit verwandelt sind.

Und so sehen wir im sinnigen, die Pflanzenwelt als sein Material behandelnden Bilde zunächst die Ahnung oder die unmittelbare Annahme walten, daß im Pflanzenleben etwas dem Gemüthe Verwandtes webe, und daß die Pflanze ohne weiters als Ausdruck für die Regungen des Herzens genommen werden könne. Daraus geht nun die Blumensprache oder besser die Pflanzensprache hervor, deren Zeichen den bestimmt erfaßten Eigenthümlichkeiten der Pflanzenwelt entlehnt sind. Hier wird das reiche Material ergriffen und benützt, welches die Sehnsucht in der Pflanzenwelt gewonnen, zugleich aber wird es dem Wesen der Ahnung gemäß so belassen, wie es unmittelbar sich darbietet. Es entspricht diese Pflanzensprache der Stufe des Symbolisirens oder des Andeutens der innern noch nicht genugsam klaren Fülle der Innigkeit an einzelnen Momenten der Außenwelt; dieses Symbolisiren findet jedoch durch sich selbst ein Ende. Es strebt nämlich nach immer wahrern und vollkommneren Andeutungen, und damit es Andeutungen seien, muß der Andeutende zusehen, daß sie auch allgemein verstanden werden. Was zunächst aus der Unbeholfenheit des Gemüthes als Blumensprache hervorging, wird durch dieses Streben nach Allgemeinverständlichkeit Sache der Convenienz, und das Symbol wird zum bloßen Attribute, sobald über die einzelnen Bedeutungen ein klares Uebereinkommen Aller gewonnen ist. Das Attribut ist wol bedeutend; allein seine Bedeutung liegt nicht mehr wie im Symbole in ihm als diesem Gegenbilde der Sinnigkeit, sondern sie ist bloßes Moment eines bedeutungsvollen Ganzen, und dieses ist eine über den früheren Symbolen schwebende sie willkürlich behandelnde Convenienz. Es ist dies das Hineinspielen der Sehnsucht in die Sinnigkeit, des Ergreifens, Fixirens und Aufgebens dieser Eigenthümlichkeit, um an einer Anderen eine passendere Wahl für ihre Stimmung zu treffen. Aus diesem Spielen jedoch geht die freie Phantasie her-

vor, da durch seine Willkür und Convenienz die Unselbständigkeit der Pflanzeneigenthümlichkeit klar geworden. Der Mensch, gewahrend, daß er der Vegetation seine Verwandtschaft angetragen, gebraucht sie nun ohne weiters, wie er es für das Umschaffen seiner Umgebung passend findet, bis er sich diese zum Parke oder zur Landschaft selbstbewußter Innigkeit verwandelt hat.

---

1. Die Pflanzensprache.

Die Energie des individuellen Wesens oder der Innigkeit haben wir die Sinnigkeit genannt, und sie vermittelt die gegebenen Gegensätze des Menschen und der Welt dadurch, daß sie einerseits das dem Menschen äußerlich Dargebotene in einem menschlichen Sinne oder einer dem menschlichen Inneren entsprechenden Bedeutung erfaßt, und anderseits Allem, was als Gefühl die momentane Lebendigkeit der Innigkeit darstellt, sogleich einen bedeutenden Ausdruck, eine zeitliche Erscheinung verleiht. Im Ahnen und Sehnen ist die Energie noch zu einseitig, entweder vom Drängen der Gefühlstotalität des Gemüthes, oder von der Fülle der in verschiedenen Zuständen erscheinenden Totalität der Umgebung befangen, und obwol sie letztere zu deuten und sich in ihnen anzudeuten strebt, so ist dieses Streben selbst erst nur ein Hinderniß für das Herstellen eines menschlich Bedeutenden in der Welt. Sobald sie aber den räumlichen Kreis der Landschaften und den Zeitlichen ihrer Jahreswandelungen durchlaufen und überall die erste Annahme, die sie zum Ausgange bestimmte, bestätigt findet, daß in der äußeren bedeutende Anklänge an die Welt der Innigkeit existiren, beginnt sie auch ihr selbständiges Wirken. Die höchste Bethätigung dieses Begonnenen ist die Phantasie, welche aus den verzehrten Voraussetzungen der Natur und Geschichte die Welt der Schönheit oder die Wirklichkeit der Kunst bildet, in welcher das, was dem Menschen in seinen höchsten Schaunissen

als Ziel des Strebens aufgegangen, und das, was er sich aus seinen Erlebnissen als Weltanschauung gewonnen, ausgeprägt ist, so daß der Charakter in dieser Welt der Schönheit «den einzig möglichen Ausdruck der Freiheit in der Erscheinung» (Schiller: ästhet. Erziehung) erblickt.

Ehe jedoch dieser Hochpunkt des Wirkens erreicht ist, muß noch der Weg durchschritten werden, auf welchem den im Ahnen und Sehnen gewonnenen Deutungen und Andeutungen ihre volle Bedeutung für das menschliche Innere verliehen wird, und die erste Stufe dieses sinnigen Thuns ist das Symbolisiren. Warum aber bei diesem Streben des Menschen, durch Sinnigkeit die Gegensätze, die ihm von der Welt geboten werden, zu vermitteln, der Weg zur Landschaft angezeigt, und in dieser die Pflanze das zu Ergreifende ist, haben wir schon wiederholt ausgesprochen und wir fügen hier noch hinzu, daß dieser Weg gar nicht betreten würde, wenn sich der Einzelne unter seines Gleichen heimisch fühlen möchte, und daß er sich erst durch das Abstoßende der Gesellschaft, überhaupt des Gegensatzes zur Welt bewußt wird, während der mit seinem Mitsprechenden Einige gar nicht einmal eine mögliche Entzweiung seiner und der Natur und Geschichte ahnt.

a. Blumensprache.

In dieser Periode nun, wo der Mensch sich eine neue Welt zu gründen sucht, weil ihm die verlassene keine Befriedigung mehr darbot, tritt nach dem Suchen und Finden entsprechenden Materials das Symbolisiren als erste Wirksamkeit der selbständigen Sinnigkeit auf. Es ist dies die Morgendämmerung der Phantasie, in welcher, wie in der des natürlichen Tages die einzelnen Gestalten zwar erkannt werden, aber nicht in ihrer eigenthümlichen Färbung, sondern zuerst im allgemeinen Grau, dann in den Farbenspielen des anhebenden Leuchtens erscheinen. Sie gelten zwar, aber nicht durch sich, sondern dadurch, daß sie die Träger und Reflectoren des aufgehenden Lichtes sind. So hat auch das Symbol wol seine Bedeutung, aber nur dadurch, daß sich an seiner hervorspringenden Eigenthümlichkeit leicht das Drängen der Sinnig-

keit nach einer Entäußerung ihrer inneren Fülle anknüpfen läßt. Und was käme dem Symbolisiren oder dem Andeuten eines Momentes der Innigkeit an einem bedeutend entgegentretenden Momente der Außenwelt so sehr gelegen wie die Pflanzenwelt, die man ja als Symbol des ganzen Erdenlebens und seiner doppelten Centralität gar nicht übersehen kann? Daher finden wir denn auch überall die Pflanzenwelt zu Hülfe genommen, wo in der Jugendlichkeit ihrer Phantasie, seien es einzelne Menschen, seien es ganze Völker, ihre Gemüthsschwellungen zu äußern streben, aber noch nicht zur Fertigkeit in solchen Darlegungen gelangt sind. Da bietet sich alles Das, was wir in der Periode des Ahnens und Sehnens und vorzüglich in letzterer als Beziehung der Landschaft zum Gemüthe gefunden haben, der ersten sinnigen Thätigkeit oder dem Symbolisiren wie ein nur auf das Ergreifen harrendes Material da. Die Düfte schmeicheln sich unwillkürlich ein, die reiche Farbenskala legt sich nicht blos für das äußere Auge auseinander, die Gestalten und ihre Gruppirungen werden für das Ringen nach Selbstgestaltung bedeutsame Bildungen. Alles das wird unmittelbar in dieser geahnten und ersehnten Weise genommen, und weil ihm selbst noch der befriedigende Ausdruck fehlt, stammelt das Gemüth in dem Hinstellen der dem Pflanzenreiche entnommenen Symbole.

Aus den Andeutungen des Pflanzenreiches, die wir schon auseinandergesetzt, setzt sich nun die sogenannte Blumensprache zusammen, die man nur von dem glänzendsten Momente dieses Reiches so benannt hat, da ja auch die anderen, ja ganze Pflanzenindividuen dazu verwendet werden. Wir begegnen dieser Sprache überall, wo sich die Phantasie zu regen beginnt, bei dem Jüngling sowol, «der das Schönste auf den Fluren sucht, womit er seine Liebe schmückt» — und bei kindlichen Völkern, die den Zweig des Friedens darbieten in der unerschütterlichen Annahme, daß das heitere Lebensgrün nicht auf eine Fortsetzung gegenseitigen Mordens gedeutet werden könne. Und so sind auch die meisten Worte dieser Sprache leicht zu verstehen, weil sie ja nur wegen ihrer in die Sinne springenden Bedeutung erwählt wurden. Ja

die bedeutendsten sind, wie wir dies schon bei Betrachtung der Nationalität und der Pflanzeneigenthümlichkeiten gesehen haben, allgemeiner Natur und allgemeiner Annahme im Verständniß. So das heitere Grün des Klees, das bei den occidentalischen Minnedichtern

«Dort stehn Blumen und Klee.» (Graf Rudolf.)

sowol wie beim orientalischen Sänger

«Reich mit Rubin ist geschmücket der Klee.» (Abul Maani.)

als würdiges Friedenssymbol gilt, so das dunkle Aufstreben der Cypresse, das überall mit schwermüthigen Stimmungen, mit dem ernsten Aufgeben der Erdenlust in Beziehung gebracht wird. So begreifen wir auch, wie die Rose, Lilie und Tulpe immer und überall in derselben Bedeutung. Wenn der Minnesänger die Rose rühmt:

«Nun ist die Haide schön bekleidet
Mit wonniglichen Kleidern;
Rosen sind ihr schönstes Kleid.» (Nifen.)

der Dichter unserer Zeit die Lilie sich preisen läßt:

«Wem's Herze schlägt in treuer Brust,
Und ist sich rein wie ich bewußt,
Der hält mich wol am höchsten.» (Goethe.)

endlich der Orientale über die Tulpe sagt:

«Dunkle Tulpen sind über die Hügel und Thäler gesäet,
Aehnlich unzeitiger Blase des Moschus, die Düfte nicht wehet.»
(Abul Maani.)

so sind solche Symbole, wie wir das schon gezeigt haben, in der präcisen Eigenthümlichkeit dieser Pflanzen zu sehr begründet, als daß sie nicht allgemein verstanden werden sollten, wo sich ihre Träger nur immer vorfinden.

So ist es auch mit einer Menge solcher Pflanzenworte bestellt; sie sprechen zu vernehmlich, als daß ein Mißverständniß zu besorgen wäre. So darf man nur das feste, grünweiß, also edelheiter gestreifte Bandgras (Phalaris arundinacea) ansehen, um gleich in seinem Darreichen den Antrag eines Herzensbandes zu errathen. So deutet sich auch die anhaftende, lieblich geröthete

Pechnelke (Lichnis viscosa) auf Anhänglichkeit und der Ackerwindling (Convolvulus arvensis) leicht auf ein liebevolles Gemüth, das wie jener, überall nur nach einem Gegenstande sucht, an den es sich fest anklammern könnte, und dabei gar nicht wählerisch im Ergreifen ist. So sieht man in dem steten Schwanken und Schwirren des Rohrs (Arundo donax) die Unbeständigkeit, in leichtabfälligen Schneeballblüthen (Viburnum opulus) die Flüchtigkeit der Zeit leibhaftig vor sich. Dagegen spricht die unverwelkliche Strohblume (Xeranthemum annuum) von Unsterblichkeit und nicht minder die Zeitlose (Colchicum autumnale), deren Herbstblüthe auf das Laubgrün, als auf ein erst im Frühling eines neuen Lebens zu erfüllendes Sehnen hinweist. So wird man dann auch auf Symbole gesellschaftlicher Zustände in der Pflanzenwelt stoßen, man wird das scharfe Arom der Pfeffermünze (Mentha piperita) auf scharfen Witz und Spott, die Pappelrose (Althaea rosea) auf Prachtliebe und Herrschsucht deuten und was der Dichter über die Sonnenblume sagt:

«Strahlet ihr im Sonnenschein,
Muß ich Sonnenblume bleiben.» (Calderon.)

das wird sich auch allgemeiner so fassen lassen, daß der Dichter oft nur wiederholt, was die Eigenthümlichkeit des Symboles ausspricht.

Es ist diese Blumensprache die erste, naive Bethätigung der Sinnigkeit. Weil eine hervorragende Eigenthümlichkeit bedeutsam in die Augen fällt, wird wegen dieses Momentes die Pflanze zum Ausdrucke des zum Darlegen drängenden menschlichen Inneren erwählt. Das Symbol sagt dann in verhüllter Weise mehr, als der noch schüchterne Mund wagen würde, und eben weil nichts ausgesprochen wurde, ist auch nicht leicht ein offener Widerspruch zu fürchten. Es ist das die verblümte Redeweise, der erste aber durchaus nicht ungeschickte Versuch in einer Fertigkeit, welche zuletzt mit den klarsten und ausdrücklichsten Worten das verschweigt, was sie ohne Einrede und Gegenwirkung verwirklichen will. Und man begnügt sich dazu bald nicht mehr mit einzelnen Pflanzen, sondern man combinirt sie entweder, um durch Vermehrung der Gleichen den höheren Grad der Stimmung, oder durch Vereinigung Un-

gleicher die Nuançen derselben anzudeuten. So wenn anfänglich eine Pandanusblüthe (Pandanus odoratissimus) eine Rosenknospe, ein Veilchen genügt, werden später die verschiedensten Blumen in ein Bouquet zusammengestellt und die Anordnung desselben nach Farben, Düften, Gestalten ist eine der sinnigsten Beschäftigungen, namentlich des weiblichen Geschlechtes in seinen dem Herzen ganz angehörigen Feierstunden. Und wie unter jeder Hand das, was wir über die Bedeutsamkeit der Pflanzen schon weitläufig genug auseinandergesetzt haben, einen jedesmal neuen Sinn erhält, so mag auch das Auge des Empfängers sich bemühen, die Geheimnisse des Gebenden aus der mehr in den Vordergrund oder mehr versteckten bedeutsamsten oder Hauptblume, aus ihrer Umgebung mit unbedeutenderen oder selbst bedeutenden, kurz aus den tausendfältig reizenden Gruppirungen eines Bouquets zu errathen versuchen. Und wenn die Voraussetzung des Gebers nicht unrichtig war, wird auch ein richtiges Lesen dessen, was mit Blumenschrift gesagt wird, nicht fehlen.

Die höchste Weise des naiven Symbolisirens sind die Kränze, denen wir etwa die Combinationen der Symbole in der ägyptischen und indischen Plastik an die Seite stellen möchten. Wie in allen diesen die bedeutsamsten Zeichen zu einem mitunter nicht sehr harmonischen Ganzen zusammengebunden werden, damit die Allseitigkeit dessen, was das Herz erfüllt, möglichst angedeutet werde, so wird auch im Kranze die Einigung mannichfaltiger Blumen zum verschieden gebrochenen Strahle einer Grundbedeutung anschaulich gemacht. Doch wie überall, so ist es auch mit den Kränzen; die ersten sind die einfachsten Combinationen. Gras von dem Platze, der durch Heldenmuth vor feindlicher Uebermacht gewahrt wurde, gepflückt, wird zum Kranze zusammengebunden, und dieser wie der aus Eichenblättern schmückt das Haupt, bei dessen Erscheinen die Mitbürger ehrfurchtsvoll sich vor dem Tapfersten der Tapfern erheben und neigen, bis endlich der Lorbeer in seinem Immergrün an die Unendlichkeit des Sieges und seine Triumphe mahnt. Reichere Kränze werden schon gewunden, wenn die anzudeutenden Stimmungen nicht mehr in so einfachem Lichte

strahlen. Wo durch die Kraft des Staates sich der Bürger der sicheren Ernte erfreut, und im festlichen Aufzuge die Sorgen des Jahres einheimst, da schlingen sich durch den Gedankenernst auch die heiteren Erlebnisse des Feldes, die während der strengen Arbeit beinahe als Unkraut zur Seite geschoben wurden. Der Erntekranz, aus Getreideähren und Feldblumen gewunden, ist für die Mühen und Freuden des Landmanns das Symbol, das von Heine so schön umgedeutet wird:

«Wie auf dem Felde die Weizenhalme,
So wachsen und wogen im Menschengeist
Die Gedanken.
Aber die zarten Gedanken der Liebe
Sind wie lustig dazwischenblühende
Roth und blaue Blumen.»

Wo noch das Opferthier zur Sühne oder zum Danke blutet, da schmückt der Mensch seine Stirne mit dem Kranze, wie wenn er es zum Feste des Landbaues führen möchte. Und wo er selbst seine Sorge und seine Bedürftigkeit im Weine ertränkt, und so dem heiteren Genusse den Kummer der Gegenwart und den Gram der Reminiscenz opfert, da setzt er sich selbst den Kranz auf, den er sich aus Rosen winden ließ, deren Purpursphäre an die höchsten Freuden mahnt. Möge die Braut den ersten Schritt zum Begründen neuen Lebens thun, möge der Tod eine Scheidung des Lebens herbeiführen, es werden bedeutsame an Unschuld und Liebe und an ihre Unsterblichkeit mahnende Blumen zu heiteren oder düsteren Kränzen zusammengebunden. Ueberall haben da die Kränze ihre feste Symbolik, die aus den Düften, Farben und Formen ihrer Blumen vernehmlich spricht. Wo es sich aber um die Annäherung der Menschen handelt, und wo der Tanz die unbefangen scheinende Vermittelung dazu darbietet, da öffnet sich der Kranzwinderin ein freies und endloses Feld der Sinnigkeit. Da wird es von ihrem Wählen und Anreihen abhängen, was diese Ketten und Kronen der Innigkeit sprechen, und wie sie die Geheimnisse des Herzens zugleich verhüllen und enthüllen sollen. Da wird sie in den Blumen des Kranzes alle ihre Gemüthsfülle, Zartsinnigkeit, und Feinheit des Taktes darlegen; und für alle diese

Dinge, die endloser Variationen fähig sind, reicht die gewöhnliche Sprache mit ihrem festen und doch so leicht mißverständlichem Gepräge nicht aus. Vielmehr zeigt sich da, wo im Kranze alle Bedeutsamkeit der Pflanzenwelt concentrirt wird, die Unentbehrlichkeit dieser symbolischen Sprache in allen Fällen, wo die unendliche Fülle des Gemüthes mit einem Male ausströmen will.

b. Bildlichkeit der Poesie.

In dieser Nöthigung zum Ergreifen der Symbolik sind wir aber auf der andern Seite der unmittelbaren Sinnigkeit selbst angelangt. Und diese ist im Gegensatze zu dem Aufnehmen das Darstellen in Worten und Werken. Hier nun zeigt sich die Bedeutsamkeit der Pflanzenwelt für die Erziehung zur Schönheit und ihrer Wirklichkeit in der Kunst am unwiderleglichsten und zwar an den beiden Gipfeln der Kunst, an der Poesie und an der Malerei. Daß aber alle Kunstthätigkeit einerseits auf Poesie, anderseits auf Malerei hinausläuft, ist dadurch ersichtlich, daß die Kunst die Darstellung des Schönen, und dieses die Erscheinung der ganzen Innigkeit in einem abgeschlossenen Gebilde ist. Kommt nun in diesem abgeschlossenen Gebilde das Leben der Innigkeit nach der Seite seiner steten Selbstbewegung zum Vorscheine, so muß sein Material dasjenige sein, in welchem die reinen Gesetze der Bewegung herrschen, also der Ton und der Rhythmus und dieser ist entweder ein elementar dahinfließender in der Musik und ein elementar ausgeführter im Tanze, oder beides hat menschliche Einigung in der Erfüllung und Abgrenzung des Wortes und seiner Kunst der Poesie erhalten. Wie nun nach Lessing die Poesie das Ideal der Handlung auszuführen hat, und in der Handlung das seine menschliche Verklärung findet, was in der Natur bloße Bewegung ist, so hat die Malerei nach eben diesen unsterblichen Untersuchungen am Laokoon das Ideal der reinsten Körperform zu ihrer Aufgabe, damit aber auch die ungestörte Ruhe der Innigkeit, das stete Insichselbstbeharren derselben in ihrer steten Bewegung darzustellen. Und wie für die Poesie der Ton und der Rhythmus die Voraussetzungen bilden, so für die Malerei die Architektur und

Plastik, in deren erster die im Tone bewegten Schwingungszahlen als mathematisch begründete Harmonie, in letzterer die rhythmischen Gesetze als leibliche Abrundung der schweren und unbewegten Materie herrschen. Wie aber im Worte der Abglanz der Handlung, so ist in der Farbe dem Materiale der Malerei der Schein der Materie fixirt, — und demnach in der Poesie die Bewegung, in die Malerei die Ruhe der Innigkeit an entsprechenden Voraussetzungen dargestellt, zu welchen Darstellungen die anderen Künste als Vorstufen sich gestalten.

Die Poesie nun bewegt sich durchaus im Gebiete der Bildlichkeit und die Malerei hat die Situation zu fixiren; beide greifen in ihre wechselseitigen Gebiete hinüber, diese, indem sie den Verlauf der Handlung im charakteristischen Augenblicke bannt, jene, indem sie sich nach beharrlichen Trägern der Handlung umsehen muß; die Landschaft aber ist es, aus welcher die Poesie ihre Bilder holt, in welcher die Malerei ihre lebenvollen Handlungswendepunkte aufstellt. Wenn wir nun zuerst die Poesie näher in Betrachtung ziehen, so gewahren wir sie überall die Gefühle bildlich wiedergeben. «Fest wie der Erde Grund» steht dem Menschen «des Hauses Pracht»; «halb zieht es ihn, halb sinkt er hin» in des Wassers erquickende Feuchte; die Lüfte «säuseln und rieseln und flüstern ihn zur Ruh» mit menschlicher Stimme; «horchend stehn die stummen Wälder, jedes Blatt ein grünes Ohr und der Berg wie träumend streckt er seinen Schattenarm hervor» (Heine) in die allversöhnende Stille der Nacht;

«also stehn hochwipflige Eichen der Berge
Welche den Sturm ausharren und Regenschauer beständig
Eingesenkt mit großen und langausreichenden Wurzeln,»
(Il. II, 132.)

wie die zwei Helden im Kampfe;

«So wie der Mohn zur Seite das Haupt neigt, welcher im Garten
Steht, von Wuchs belastet und Regenschauer des Frühlings,»
(Il. VIII, 306.)

so sinkt der sterbende Held zu Boden; das Glück, welches der kampferhaltene Held ins Haus neu einführt, ist der fröhliche Baum

«Lebt die Wurzel, so umgrünet Laub das Dach,
Und bereitet Schatten vor dem heißen Sirius.»
(Aeschyl. Agam. 940.)

um des Tantalus Tochter

«Gleich des Epheus schlingendem Grün,
Rankt um sie der sprossende Fels»; (Sophocles Antig. 820.)

genug: wo wir ein Werk der Dichter ergreifen, stoßen wir auf jedem Blatte auf solche Bildlichkeit der Rede, ja sie ist im Leben unmittelbar vorhanden, und wenn von Rosenwangen, Lilienarmen, Tannenschlankheit gesprochen wird, denkt man beinahe gar nicht, wie bildlich der Ausdruck ist. Darum denn auch, wenn es heißt «der Lotosblumenkelchgeaugte» (Rückert: Nal und Damajanti) König Nala, meint man beinahe so wenig dichterischen Ausdruck zu hören, wie wenn vom grünen Lebensbaume gegenüber der grauen Theorie, vom ewigen Blühen der Jugend und Liebe gesprochen wird. Wie nun diese Bildlichkeit der Landschaft und zwar am liebsten dem entnommen wird, was ihren Charakter bildet, nämlich der Vegetation, haben wir schon bei dem Volksliede so wie die klimatische Färbung dieser Bildlichkeit bei dem Nationellen weiter ausgeführt. Es ist nur hier der Grund für diese Bildlichkeit der Poesie festzustellen.

Das Material der Poesie ist nämlich die Sprache, und daß diese selbst in ihren Elementen den Lauten und Wurzeln durchaus symbolisch sei, d. h. daß sich die Stimmung in der hellern oder dumpferen, wehenden, fließenden oder starren Lautung dieser Wurzeln und ihrer Entwickelung zu Wörtern andeute, das ist hinlänglich anerkannt, wenn auch über diese Symbolik der Sprachelemente selbst noch zu Weniges festgestellt ist. Wollen wir also von diesem Elementaren absehen, so finden wir in den Wörtern selbst erstlich zwei Extreme und dann ein mittleres Gebiet zwischen beiden. Im Anfange nämlich ist das Sprechen bloßes Aushallen der Stimmung in den Interjectionen, am Ende reines und scharfes Darlegen des Wesens der Dinge oder Ausdruck des Gedankens in abstracten Namen, — und wie jene Interjectionen das Individuellste, also kaum Verständliche laut machen, so ist in den

Namen blos das allgemein Verständliche mit Verwischung aller lebendigen Beziehungen dargelegt. Zwischen diesen beiden Extremen, deren erstes kaum Sprechen genannt werden kann, das letzte aber den unwandelbar strengen Bestimmungen der Wissenschaft dient, bewegt sich nun im mittleren Gebiete die Sprache des wechselnden Lebens, die Sprache des Handelns und seiner Verklärung der Poesie. Sie kann nicht durch bloße Interjectionen die Fülle der Innigkeit in ihrer gegenwärtigen Stimmung andeuten, weil sie sonst keinen Anklang in einer mitfühlenden Brust fände, ohne welchen das Sprechen überflüssig wäre; sie kann aber auch nicht mit den abstrakten Worten des Gedankens das wiedergeben wollen, was Wirklichkeit also erscheinendes Wesen und nicht die reine Wesenhaftigkeit der Wissenschaft ist, weil wieder das Mitgefühl diesem Ewigen aber Leblosen gegenüber verstummen müßte.

Wo also das wirkliche Leben oder die Handlung ausgesprochen werden soll, da muß sich die Sprache in jenem mittleren Gebiete zwischen Stammeln und erstarrten Gedankenworten bewegen, in welchem nicht nur die ursprüngliche Symbolik der Elemente nicht völlig vergessen ist, sondern auch die innere Lebendigkeit durch lebensvolle, der Außenwelt entnommene Bedeutungen wiedergegeben wird. So ist selbst die Sprache des gewöhnlichen Lebens durchaus bildlich, obwol sie diese Bildlichkeit weder völlig anerkennt noch völlig verwerfen mag, — und wo im erhöhten Gefühle ein Abglanz der höheren Anregung aufleuchtet, da wird eine um so reichere Bildlichkeit die verschiedenen Ausstrahlungen des entbrannten Herzens zur Schau tragen. Wir können diese Bildlichkeit der Rede, in welchem die Sinnigkeit sich unmittelbar darlegt, das lyrische Element der Poesie nennen, denn wenn sie auch im Epos und Drama durchgreift, so begleitet sie da doch nur wie die Musik den Gesang, die Erzählung und Darstellung der auf ihre idealen Grundzüge verdichteten Handlung. In der Lyrik dagegen, und zwar vorzugsweise im Centrum derselben im Liede, waltet sie ausschließlich. Denn die Lyrik steht nicht mehr mit objectiver Ruhe der idealen Vergangenheit gegenüber wie das Epos, und kann daher nicht mehr wie dieses den reinen Verlauf

derselben erzählen, es fehlt ihr aber auch noch jene Entzündung, welche den vom-Ideale Begeisterten unmittelbar in die Handlung des Drama als Repräsentanten eines ihrer Principien hineintreibt. Sondern die Lyrik spricht die vom Idealen erfüllte Stimmung, oder besser gesagt, die ihr volles Leben fühlende Innigkeit als Gegenwart der Stimmung aus, — und da sie mit bloßen Seufzen oder Jauchzen unverständlich bliebe, und in der wissenschaftlichen Terminologie ihre Lebensfülle zu starren, obwol unvergänglichen Gebilden ertödtet würde, so kann sie diese ihre lebensvolle Gegenwart nur im Reichthume der Bildlichkeit andeuten. Und wenn alle Lyrik um den Einen Lebenskern, der in dieser Gegenwart der Innigkeit emporlodert, die Situation in Bildern ausspricht, die der Landschaft entnommen sind, so herrscht diese Bildlichkeit am allerregsten im Liede, das nicht wie die andern lyrischen Gattungen entweder elegisch die Vergangenheit oder odenhaft das Preisen einer fremden Macht in die Gegenwart hineinscheinen läßt, sondern nur die concentrirteste Gegenwart der Stimmung und nichts als diese austönt, woher auch die plötzlichen sprungweisen Gänge des Liedes zu erklären sind. Wie das im Volksliede geschieht, wie alle Lyrik den landschaftlichen Typus trägt, ist hinlänglich gezeigt worden, und hier nur noch zu wiederholen, daß in dem lyrischen Elemente jeder Poesie die Bildlichkeit es sei, in welcher das Leben der Innigkeit dem sinnigen Schauen sich offenbart, und daß im Liede dem aller Poesie zu Grunde liegenden Centrum die Situation dargebildet werde.

c. Landschaftsmalerei.

Das lyrische Element aller Poesie, durch welches auch Epos und Drama mittelst der Lebensfülle ihrer Gestalten die Phantasie des Hörenden nöthigen, sich die Umgebung, Vergangenheit und Zukunft der Handelnden auszumalen, und so in einem innerlich Ganzen wieder herzustellen, was dem Dichter als Ganzes in seiner vollen Innigkeit vorschwebte, ist die Bildlichkeit der Sprache. Und diese Bildlichkeit ist wesentlich durch die landschaftliche Voraussetzung oder was beinahe dasselbe ist, durch den Vegetations-

typus, der den Dichter und seine Hörer umgibt, bedingt. Rein tritt dieses lyrische Element im Liede hervor, im Ausklingen der gegenwärtigen Stimmung, und was wieder dasselbe ist, im Concentriren der Wiederhalle, welche das sich ausseufzende oder ausjauchzende Herz von den festen Gebilden der Landschaft und wieder vorzugsweise von denjenigen, die ihr Leben bilden, zurückerhält. «Die Natur spricht, sie tönt uns als verhallendes Echo unserer Seele» (Vischer: Rambour Aquarellen), sobald sich die Seele gegen sie laut werden läßt, und das Aussingen dieses allseitigen Landschaftsechos ist das Lied, in welchem demnach die Stimmung nicht rein durch sich, sondern durch die Bilder der Umgebung ausgesprochen wird. Wird nun diese Umgebung in ihrer eigenen Lebendigkeit erfaßt und dargestellt, so kann dies nur durch die Malerei geschehen, und es entsteht in diesem Gebiete, dem Liede vollkommen entsprechend, das Landschaftsgemälde, dessen Hauptaufgabe Carus (Briefe über Landschaftsmalerei) ausspricht, als: «Darstellung einer gewissen Stimmung des Gemüthslebens durch die Nachbildung einer gewissen Stimmung des Naturlebens» — was wir kürzer so bestimmen möchten: Wiedergabe der Stimmungsgegenwart durch die Situation der Naturumgebung, — wie wir umgekehrt das Lied als Wiedergeben der Landschaftssituation durch das Aussprechen der Stimmung bezeichnen können.

Ehe wir jedoch uns in dem Gebiete der Landschaftsmalerei umsehen, müssen wir nochmals darauf zurückkommen, daß der Vegetationscharakter dem Maler ebensogut eine Vorschule der Kunstbildung abgibt, als dem Dichter. Dem Letzteren scheint zwar sein Material unmittelbar in die Hand oder vielmehr den Mund so gegeben zu sein, wie er es verwenden kann. Allein daß dem nicht so sei, sieht man an der Unbeholfenheit der Volkslieder, die eigentlich Alle Perlen der Poesie sein müßten, wenn das bloße Anschauen und Aussprechen genügen würde, wogegen die meisten nur einen sehr bedingten Werth als Elemente des Dichtens und den erst durch jene Zeiten erhalten, in welchen die dichterische Bildung entweder noch gar nicht, oder als Carricatur existirt.

Man findet in den Volksliedern einzelne sehr tiefe und treffende Andeutungen aber auch nichts mehr, bloße Ahnungen aber kein sinniges Wiedergeben des Ganzen der Innigkeit im Ganzen der Landschaft. Erst jenes Lied wird sich unserem Herzen ganz einschmeicheln, in welchem wir unsere höchsten Schaunisse ausklingen hören, und das kann nur jenes sein, in welchem der Dichter die zuvor genau geprüfte und erkannte Naturvoraussetzung verklärt wiedergibt. Es ist dazu kein wissenschaftlicher Apparat, der sogar in manchen Fällen hindert, sondern nur ein richtiger und nach allen Seiten sich wendender Sinn nöthig, der also das Charakteristische der Landschaft scharf in seinen Unterschieden gegen andere Landschaftscharaktere zu erfassen vermag, und dessen Schule ist die Durchprüfung der Pflanzenindividuen nach Düften, Farben, Gestalten, ihrer Gruppirung nach Formationen und deren Combinationen in den Pflanzenreichen der Landschaft. Für den Dichter also ist das, was die Sehnsucht aus eigenem Drange vollzieht, die Erziehung zum künstlerischen Aussprechen, wozu freilich noch die hier nicht zu besprechende aber zu erwähnende Bewältigung des Musikalischen und Rhythmischen der Sprache hinzukommt.

Für den Maler nun ist die Landschaft und zwar vorzugsweise die Pflanzenwelt ein solches ästhetisches Erziehungsmittel. Zwar den architektonischen Charakter, den seine Gemälde haben müssen, das strenge Einhalten des mathematischen Gesetzes wird er besser durch Zirkel und Lineal in seine Gewalt bekommen, als wenn er ihn an der Architektur der Erde, den Gebirgsformationen und den planetarischen Verhältnissen erfassen wollte, weil dies alles zu groß ist, als daß es unmittelbar mit einem Blicke übersehen werden könnte. Allein für das plastische Moment des Malens für die scharfen Umrisse und klaren Unterschiede der Gestalten ist gerade die Pflanzenwelt eine allgemein anerkannte Zeichnenschule. Mit richtigem Takte beginnt die Uebung des freien Zeichnens an der Pflanze und zwar an jenem ihrer Momente, das selbst den Uebergang aus den geometrischen Linien in den freien, d. h. durch die inneren Gesetze des Pflanzenindividuums bedingten Schwung der Umrisse bildet, nämlich am Blatte.

Erst wenn Hand und Auge genugsam vom einfachen Oval und Kreisrund durch Linien, Lanzetten und Pfeile, durch Ein- und Ausbuchtungen, durch getheilte und zusammengesetzte Blätter sich durchgearbeitet haben, sind beide geschickt das Typische an Stamm und Astwerk trotz aller äußerlich daran gekommenen Umbeugungen zu erfassen und wiederzugeben, bis endlich an Blume und Frucht die wahrhaft organischen incommensurablen Umrisse ersichtlich werden, und dadurch die Fähigkeit auch für höhere Organisation gegeben ist. Treffend führt dies Carus (Briefe über Landschaftsmalerei) weiter: «Der junge Künstler wäre hier vom Leichten zum Schweren am sichersten zu führen. Ist ihm an einer einzelnen frei und kräftig entwickelten Pflanze die Schönheit der Linien ihres Gesammtrisses, das zarte Gleichgewicht in der Verbreitung ihrer Stengel, die so mannichfaltigen als zierlichen Formen im Adergewebe wie im Umfange ihrer Blätter durch das überall bemerkbare Gesetzmäßige und das in seiner Strenge doch anmuthig Verschleierte ihrer Bildungen deutlich geworden, ist sein Blick dann geübt worden in der Erkenntniß schöner Formen an größeren Gebilden in Sträuchern, in Bäumen, in Baumgruppen u. s. w. so wird auch in den größern Ansichten . . . das eigentlich bezeichnende Charakteristische und somit Schöne sich ihm enthüllen.»

Mit all dieser in der Landschaft und ihrer Vegetation gewonnenen Kenntniß und Fertigkeit organischer oder freier selbstbestimmter Umrisse ist aber erst der Zeichner vollendet, und das Malen nicht über jene Stufe hinausgekommen, die es bei Chinesen und Indiern, Egyptern, ja selbst Griechen und Römern festhielt, auf welcher die Geheimnisse der Farbe und Perspektive noch nicht erschlossen sind. Da hat man wol gefärbte Flächen aber keine die Wirklichkeit mit ihren Lichterspielen und Tiefsichten vorzaubernden Gemälde, Abklatsche bemalter Skulpturen aber keine Bilder des Lebens vor sich. Auf die Geheimnisse der Farben und der Perspektive, deren der historische Maler so selbstgewiß sein muß, wird er aber von der Vegetation der Landschaft vorbereitet.

Zwar kennen wir recht gut den Reiz, den die Schlaglichter

und Reflexe der intensiven Sonnenbeleuchtung über Felsenlandschaften und auf den reinen Höhen des ewigen Schnees auszugießen vermögen, und der angehende Maler wird diese schon so reichen, oft unglaublichen Nuançen, dieses Violett und rosige Gold, diese grünen Schatten und goldnen Düfte vor tiefdunklem Himmelblau, die Umsäumungen der Gewölke und ihren Vorüberzug auf blendender Felsenwand sehr ins Auge zu fassen haben. Allein ehe er noch diese Farbentöne, ja damit er sie richtig zu erfassen vermag, muß er zuvor die Farben und Uebergänge der Pflanzenwelt vollkommen durchforscht haben. Denn wenn ihm die Mineralien, die Flügel der Käfer und Schmetterlinge, die Schuppen der Fische, das Gefieder der Vögel, die glatte Haut der Amphibien und der Balg der Säugethiere überall elementare Farben darbieten, so sind es allein die verkochten und gesättigten Farben des Pflanzenreiches, welche an die unbeschreibliche Weichheit und Allseitigkeit des menschlichen Incarnates mahnen. Wir haben es schon ausgesprochen, wie selbst das glänzendste Grün tropischer Gewächse, die reinsten Farben der Alpenflora nicht an das Blitzende und Grelle der elementaren Farben hinanreichen, und wie das Abgeschwächte, weil wechselseitig Bedingte der Elemente sich in den matteren und darum anziehenderen Farben des Pflanzenreiches darlege. Und der Maler wird am Grün des Laubes, der Farbeniris der Blumen und Früchte reichste Studien für die unendliche Brechungs-, Milderungs- und Steigerungsfähigkeit jeder Farbe machen können. Und wenn er an dem metallischen Schimmer mancher Amaryllideen und Scitamineen eine Anmahnung ans Mineralische hat, so ist die zarte Nuançirung der Rose, der feuchte Glanz und Duft der Traube, der Sammet der Pfirsiche, der die ohnehin feine Schattirung noch weicher erscheinen läßt, schon ein Hinüberdeuten auf die «innere Belebung und den glanzlosen Seelenduft der Fleischfarbe», welche nur durch «das zarteste sanfteste Ineinanderschmelzen und Vertreiben der Oelfarben» erreicht werden kann.

Noch mehr erschließt sich dem Maler die Bedeutsamkeit der Farbe, wenn er das Pflanzenindividuum, obwol auch da

die Jahreszeiten wunderbare Reichthümer entfalten, nicht für sich, sondern als Moment der Gruppirung betrachtet. So wird z. B. dasselbe Grün der Ulme neben Kiefern viel heller, neben Eschen viel dunkler erscheinen, als es wirklich ist. Das früher welkende und dann meist orangefarbige Laub der Buche brennt beinahe neben den noch grünen Eichenblättern, wogegen es wieder neben dem herbstlichen Roth der Vogelbeerbaumtrauben, ja Blattfiedern sehr matt erscheint. Die Platane und Akazie (Robinia) haben im Hochsommer gegen das schon dunklere Laub ein zu helles Grün, was doch im Spätfrühlinge recht gut zu den weicheren und saftigeren Nuançen der andern Bäume stimmt. Und so ist es auch mit den Blumen und Früchten, welche bald durch ihre Umgebung gehoben, bald wieder gemildert werden, wie etwa die Kornblume und der wilde Mohn erst recht aus der vergilbenden Saat hervorstechen, während die subalpine farbenreiche Flora ganz harmonisch auf dem frischen Rasen abklingt; die Granatblüthe und Orange vollkommen zu der dunklen glänzenden Belaubung stimmen, während die viel mildern Farben der Aepfel und Pflaumen gegen die herbstlich fahlen Blätter viel bedeutender abstechen.

Endlich aber an solchen Farbenerhebungen oder Abschwächungen durch Pflanzengruppirungen geübt, wird das Auge am Tone der Athmosphäre schon das gänzliche Mangeln oder den Reichthum der Pflanzenwelt gewahr werden. Spiegelt sich ja doch dieser Farbenton der Athmosphäre nach Lambert's Beobachtung (Humboldt: Kosmos) am Monde ab, wo dieser eine olivengrün etwas ins Gelb spielende Farbe annahm, als er «der damals senkrecht über dem atlantischen Oceane stand, in seiner Nachtseite das grüne Erdenlicht erhielt, welches ihm bei wolkenfreiem Himmel die Waldgegenden von Südamerika zusendeten.» Und erst wenn er solche Modification des Sonnenlichtes durch Wald- oder nackte Felsgebirge ins Auge zu fassen sich gewöhnt, wird er alle die in der Luft schwebenden Brechungen, Reflexe und ihre schärferen oder milderen Färbungen, kurz das zu erfassen und wiederzugeben im Stande sein, was als Witterung auf die Stimmung der Handelnden von unsagbarem und unläug-

barem Einflusse ist, den er im historischen Gemälde sehr wohl zu berücksichtigen hat, wenn er wahr sein will.

Die Perspective endlich, durch welche allein die Malerei, anstatt colorirte Flächen zu liefern, dem Sinne unendliche Fernsichten, der Phantasie ein weites Feld für ihre Schöpfungen darbietet, kann der angehende Künstler nur in der Landschaft studiren. Für die Linearperspective zwar wird die geologische Formation, die Verkleinerung der Gebirgsmassen in der Entfernung reichhaltige Anregungen darbieten, so wie sie die Eigenthümlichkeit der Vogelperspective auf steilen Gipfeln der Hochgebirge erfaßlich macht. Die Luftperspective jedoch, die eigenthümliche Dämpfung oder Steigerung der Beleuchtung, kann einzig und allein an der Vegetationsfülle des Waldes erkannt werden. Schon das Abschwächen des Lichterspieles, das in jeder Ferne gesehen wird, bietet der Wald in nicht gar zu fernen Umkreisen dar, und diese Tiefe, die in den Ebenen beinahe nur an den weitesten Grenzgebirgen gewahrt wird, bietet der Wald überall dar. Er ist ja der tiefe Wald überall deswegen, weil in seinem aus Stämmen, Ast- und Laubwerk gewebten Dämmern die Farbigkeit gar bald zum matten Grau der Fernen wird. Und was neben dieser Tiefe an der Luftperspective weiter zu beobachten ist, die Reflexion und die Brechung der Beleuchtung, die auf Ebenen nur an den vorüberziehenden Wolken, also wieder im Unnahbaren sich andeutet, das findet das Auge des Malers im Walde in reichlichster Fülle. Welch ein gewaltiger Unterschied der vertieften, reflectirten und gebrochenen Erleuchtung ist nicht schon zu finden, wenn Laub- und Nadelwälder gegen einander gehalten werden? Diese mit ihren starren Linien, dem glänzenden Laube, der schimmernden Rinde, und jene mit ihren matten, mächtigen, von vielfach ausbeugenden Stämmen getragenen Laubkronen! Während dort ein unheimliches Glitzern selbst in den fernsten Tiefen zittert, schwebt ruhig ausgeglichener Dämmer schon hinter wenigen Schritten im Laubwalde. Aber wie mannichfaltig selbst dieser?

Die Buche, unförmlichen und üppigen Wuchses, dichte Nachbarschaft liebend, bildet vorzugsweise die tiefen Waldungen, weil

sie dem Lichte von allen Seiten den Zugang sperrt, während die Eiche überall die Beleuchtungen lichter Haine darbietet. Doch wir müßten hier unnützerweise wiederholen, was wir über den Eindruck der verschiedenen Baumformen, ihrer Gruppirungen, und ihre Vegetationsreiche schon gesagt haben, wollten wir den süßen Zauber nordischer Waldeinsamkeit, das düstere Grauen der formenreichen Wälder nochmals schildern. Diese Eindrücke sind aber eben die der im Walde schwebenden Luftperspective, deren Reichthümer noch dadurch gemehrt werden, daß der Reflex an glänzenden oder matten Rinden und Blättern, die Brechungen durch sparriges oder gekrümmtes Astwerk, die Tiefen, die der Wuchs der Stämme öffnet oder schließt, anders im Lichte der geneigten, anders in dem der gerade auffallenden Sonne, anders unter der ausgleichenden Wolkendecke, anders in allhindringender Bestrahlung der Sonne und des Mondes erscheinen. Es ist genug, darauf hingewiesen zu haben, daß der Maler die Luftperspective, die unendlich bestimmte Beleuchtung einer Scene nur erfassen kann, wenn er im Walde die Lichtmodificationen der Athmosphäre genau zu sondern gelernt hat.

Wir können auch kurz den erziehenden Einfluß, welchen die Landschaft und zwar vorzugsweise die Vegetation derselben auf die Kunstbildung übt, zusammenfassen und sagen: die Dichtung holt sich da die Typen, zu denen das menschliche Handeln in verschiedenen Gegenden sich entfaltet, und die Malerei die festen Umrisse, die Farbentöne und die athmosphärische Bestimmtheit der Situationen.

Wenn nun die Poesie den Augenblick der Stimmung, der ja doch eigentlich das Motivirende alles Handelns ist, im Liede so aushallen läßt, daß sich darin die Situation der Umgebung concentrirt, so stellt die Malerei die Situation, als welche ja auch jedes Handeln in jedem Augenblicke auftritt, rein für sich als Landschaft so jedoch dar, daß sich in ihr die Fülle menschlicher Stimmung auseinandergelegt findet. Wir finden jedoch im Gebiete des Liedes, sowie in dem der Naturmalerei Anfänge, welche sich eben so nahe aneinanderdrängen, wie das allseitig erklingende

Lied und die vollendete Landschaft. Es ist das dort die Spruchpoesie, hier die Blumen- und Fruchtstücke, und beide kommen darin überein, daß sie den Augenblick der Anregung isolirt von dem Verlaufe des Gesammtlebens für sich darstellen.

Was zunächst die Blumen- und Fruchtstücke betrifft, die seit Pausias und Zeuris durch Huisum, de Heem, Jakob v. Es, Johann v. Son, Mignon bis Nachtmann, Waldmüller und Redouté ein beliebter Zweig der Malerei sind, so hat der Künstler hier vorzugsweise Gelegenheit, die aus reichen Studien hervorgehende technische Virtuosität zu zeigen. Durchsichtigkeit der Deckfarben, Farbenglanz und Reinheit, sanft gebrochene Töne in den Halbschatten und sehr transparente Schatten, das Sammetartige und den lackartigen Glanz, die endlosen Variationen des Blattgrüns kann er an den Blumen in reichster Fülle zur Anschauung bringen, wie denn wieder die Früchte den Schmelz, das leise Verschweben der Tinten in einander, das Verschwimmen bestimmter Töne in der Rundung und ihren feinen Schattenspielen fordern. Genug der Maler hat an Blumen und Früchten die schönsten Beweismittel für sein Eindringen in die Magie der Farben von präciser Einfachheit bis zum beinahe musikalischen Verklingen derselben. Allein mehr als Virtuosität ist an diesem Zweige, der die größte beinahe mikroskopische Naturtreue erheischt, kaum zu bewundern. Die Phantasie hat nur eine unbestimmte Bewegung in diesem Elementaren, und wenn auch der Künstler die Harmonie der Farben im Anordnen der Blumen und Früchte hervorhebt, und die Bedeutsamen zu Gruppen, Bouquets und Kränzen zusammenstellt, — es wird aus diesem Anreihen solcher Atome nie ein innerlich Gebundenes, harmonisches Ganze. Und wenn der Maler diesen Mangel der Beseelung durch äußerliche Zuthat ergänzen will, so vergißt man schnell die Kränze über der Kränzewinderin, oder weiß, wie etwa vor Waldmüller's sonst so schönem Rosenbouquet, das zwischen zwei menschliche Antlitze gestellt ist, gar nicht, was man sich hinzuphantasiren soll, ob etwa einen Wettstreit menschlicher Farbe mit der pflanzlichen, ob einen Gegensatz oder eine Versöhnung, oder was sonst Anderes. Zu Einer

Stimmung jedoch wird das Gemüth zwar meist wider den Willen durch solche Virtuosität geleitet, zu jenem Schweben zwischen elegischer und ironischer Neigung, die schon an dem Homerischen:

> «Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen,
> Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
> Wieder der knospende Wald, wenn neu auflebet der Frühling.»
> (Il. VI. 146 sq.)

in solcher Unbestimmtheit zwischen Klagen und Spotten sich bewegt.

> «Nur ein vergängliches Werk entwindet der Hand sich des Mädchens
> Jeden Morgen; die Pracht welkt vor dem Abende schon.» (Goethe.)

und was für den Augenblick als verblümte Sprache des Herzens bestimmt war und noch mehr, woran das ganze Jahr mit seinen irdischen und außerirdischen Potenzen zu thun hatte, das ist durch die Virtuosität des Malers mit wenigen Tünchen in seiner hellen Pracht für Jahrhunderte fixirt. Und da man zu sonst keinem Gefühle erregt wird, so mag man an solchen gemalten Blumen und Früchten entweder der uralten Klage «Ailinon, Ailinon ruft» (Anschyl: Agamemnon) über die Vergänglichkeit des blühendsten Daseins, oder dem moderneren Preisen der Macht des Geistes und seiner Schöpfungen sich zuwenden, — und so seine Seelenbewegungen in das stille Pflanzenreich hineintragen.

Und so ist es auch mit der Spruchpoesie bestellt, auch sie ist eine Virtuosität im Treffen und Aussprechen des Tones, der in einer bestimmten Landschaft oder Gesellschaft im Augenblicke herrscht, auch sie verewigt das sonst rasch vorüberziehende Ereigniß, und weiß am bleibenden Werke die Pointe hervorzuheben, mit welcher dieses ins Gemüth eindringt. Die nicht völlig verstandene an ein Stadtfräulein ergehende Aufforderung zum Tanze wird z. B. im Schnaderhüpfel fixirt:

> «Das hearische Dienel
> Versteat uns nit recht,
> Ich moan halt a Bussal
> Verstand's nit so schlecht.»
> (Pichler: Poesie in Tirol.)

und so klingen in den Tanzweisen der Ritornelle, Krakowiaki und Kolomejki in ähnlicher Weise die kleinen Freuden und Leiden solcher Zusammenkünfte aus. Dagegen mag wieder der Denker, der seine Betrachtungen im Spruche zusammengefaßt, seiner Welt, die gedankenlos ihrem Untergange zueilt, darlegen, um zu retten, was sich an guter alter Sitte und Auffassungsweise des Ritterthums noch retten läßt. Und das Epigram mag zuerst nur als Aufschrift eines Denkmales bedeutender Handlung oder allgemein ansprechenden Kunstwerkes mit Präcision das Dargestellte aussprechen. Später kommt die Thräne oder der Stachel zu diesem zugespitzten Gedichtchen hinzu, je nachdem wieder der Augenblick die weichere oder härtere Seele berührt. Auch hier wie bei jener elementaren Malerei ist Elegie oder Ironie das Ende des elementaren Dichtens. Und wenn etwa solche Sprüche aneinandergereiht werden, so machen sie doch kein in sich zusammengehaltenes Ganzes, sondern erhalten nur ein Band durch das wechselseitige Bestreben einander niederzusingen, wie man dies bei jedem Tanzplatze und in höchster Weise im Sängerkriege auf der Wartburg oder auch im Traugemundslied findet; oder man muß sich, wie etwa bei Freidank's Bescheidenheit oder Cato's Distichen ein Leben hinzudenken, dessen Einer Verlauf den Faden derselben bildet.

Diese innere Einheit, welche als die der Innigkeit im Liede austönt, erscheint nun in der Natur als die Landschaft, deren abgeschlossene Harmonie in der Außenwelt und ihrem Verlaufe wie ein schöner Traum auftauchend, durch die Kunst zunächst als landschaftliches Gemälde wiedererschaffen wird. Ueber jene Einheit des landschaftlichen Lebens, das heißt der einer Gegend zukommenden Vegetation, sagt Carus (Briefe über Landschaftsmalerei): «Es gibt ein geheimes Verhältniß unter diesen stillen Geschöpfen und ein reiches poetisches Leben verbirgt sich in ihren Blättern und Blüthen», so wie er über die Tendenz dieser Kunstrichtung freilich etwas zu stark sich ausspricht: «Was bildet denn Landschaftsmalerei als die große irdische uns umgebende Natur? Und was ist erhabener als die Erfassung des geheimnißvollen Lebens dieser Natur?»

Es versteht sich nun wol von selbst, daß der Prospect, das treue Abpinseln einer bestimmten Gegend, nicht in die Sphäre der wahren Landschaftsmalerei einbezogen werden könne. Zwar können Hakert's Prospecte italienischer Lokale immerhin durch meisterhafte Wiedergabe dieses landschaftlichen Typus in uns eine diesen classischen Gebieten entsprechende Stimmung erwecken. Allein selbst da schleicht sich zu viel historische Reflexion ein, als daß die Naturstimme rein vernommen werden könne, und wenn «solche Landschaften öfters Liebhaber und Halbkenner interessiren» (Goethe: Philipp Hakert) so ist das eben nur dilettantisches Interesse, das, nicht wissend was es will, jemehr je lieber Reize für seine Genäschigkeit an einem Punkte häuft: «Wie in der Sündfluth von gewöhnlichen Familienportraiten der Zweck bloß das Kenntlichmachen irgend eines Menschen ist, so daß ihr Interesse mit dem Menschen stirbt, so auch der Prospect.» (Carus: Briefe über Landschaftsmalerei). Das ist es in der That; es gibt wol im Menschenleben solche Augenblicke, wo die völlig ausströmende Innigkeit die ganze Erscheinung eines auch alltäglichen Individuums verklärt, und so kann auch die allerlangweiligste Gegend durch Zusammenwirken günstiger Beleuchtung und jahreszeitgemäßer Vegetation eine solche allseitige Verklärung momentan erhalten. Allein das ist bloßer Zufall, daß ein künstlerisches Auge diese zusammenklingende Erscheinung gewahr wird, und sie durch sein Gemälde verewigt. Dann aber hat der Maler auch weder diesen alltäglichen Menschen noch diese Gegend im Hauskleide dargestellt, sondern das, was durch jedes Individuum, durch jede bestimmte Landschaft, zur Erscheinung gebracht werden soll, nämlich dort die ganze reine Menschlichkeit und hier die Combination aller Naturpotenzen. Solche Gemälde nun gehören allerdings dem Kunstgebiete an, aber nicht durch das zufällige Dasein des Dargestellten, sondern durch das sinnige Ergreifen und Wiedergeben ihrer augenblicklichen Harmonie. Die gewöhnlichen Prospecte dagegen mögen immerhin wie gewöhnliche Portraits den Werth der Reminiscenz haben, und dieser wird ihnen sogar noch gesichert und erhöht, wenn man sie aus dem Gebiete des allgemeinen Interesses

an Kunstwerken auf die Wärme des Herzens und der Familienstube verweist.

Denn die **Landschaftsmalerei** muß **Pflanzensprache in höchster Potenz** sein, und sie ist es dadurch, daß sie an der Vegetation die ganze Lebenseigenthümlichkeit einer climatisch und geologisch bestimmten, vom Gesichtspunkte umgrenzten Gegend zur Anschauung bringt. Sie benützt also das Gegebene, den wirklichen Prospect nur als Studium, um sich zu gewöhnen, in einer charakteristischen Landschaftssituation den Ausdruck einer Stimmung zu finden und wiederzugeben, und wie sich im Liede die ganze Gegenwart der Innigkeit kundgibt, so spricht das Landschaftsgemälde das Zusammenwirken aller Naturpotenzen in einer bestimmten Situation des Erdlebens aus. Und da, wie schon oft gesagt, die Vegetation der Träger dieses Lebens ist, so ist auch das Landschaftsgemälde die Concentration dessen, was die Natur durch ihre Pflanzenlebendigkeit zum Gemüthe spricht. In dieser Weise nun, daß die Landschaftsmalerei die Anregungen Einer Stimmung in einer Situation auseinanderlegt und concentrirt, ist sie auch bald nach ihrem selbständigen Auftreten im sechszehnten Jahrhunderte von Ruisdael und Claude Lorrain behandelt worden.

Zwar wird in Humboldt's Kosmos auch uraltester, indischer Landschaftsmalerei Erwähnung gethan. Allein wenn man die angedeutete Stelle der Sakuntala durchgeht, ist es schwer, sich dabei etwas Bestimmtes zu denken:

«Freund, höre, es fehlet noch
Hier die Malini sandig rauschend und daran
Flamingos noch pärchenweis;
Vor ihr glänzet die Firm des fürstlichen Gebirges
Und Tschamaras lagern drauf;
Auch möcht' unter dem Baum, wo von dem Gezweig
Die Walkala niederhängt
An des Männchens Geweih die Hindin ich das Aug'
In seinem Glanz reiben sehen.»

Und aus Allem, was Schnaase (Geschichte der bildenden Künste) über den Charakter indischer Kunst sagt, können wir nicht bloß in seine Worte einstimmen: «Wir haben alle Ursache, an

einer wirklich künstlerischen Ausbildung der Malerei zu zweifeln», sondern auch an der angeführten durchaus unklaren, das Heterogenste zusammenbringenden Schilderung haben wir den besten Beleg zu seiner Schlußbemerkung über die indische Kunst: «Die Geburtsstunde der Kunst ist noch nicht gekommen, sondern nur der ihr vorhergehende unruhige Traum, in welchem die Gestalten des Guten und Schönen aus dem Boden des Gefühles aufsteigen, aber sofort von der regellosen Phantasie getrieben sich in das Weite und Maßlose ausdehnen, und sich in wildem Taumel mit einander mischen.»

Bei den Griechen sodann, bei denen diese Träume zu einer schönen Kunstwirklichkeit wurden, mußte die Landschaftsmalerei fehlen, weil sich ihrer Sinnigkeit die landschaftliche Anregung zu einer menschlich gestalteten Nymphe verdichtete. Und wenn wir an dem Nachklange dieser das Menschliche plastisch darstellenden Kunst, an den Wandmalereien Pompejis manche Landschaften von reizender Naturschönheit finden, so sind sie doch nur der Hintergrund irgend einer menschlichen Handlung. Auch als am Ausgange des Mittelalters, das zuerst in der Ausbildung der Architektur für das erhabene und unerschütterliche Gotteshaus sorgte, die Malerei zum glänzenden Dasein erwachte, ist die Landschaft, wenn auch mitunter wie an Raphael's Madonna nell giardino von zauberhafter Wirksamkeit, doch nur die schöne Umgebung heiliger oder menschlicher Geschichte. Und erst als sie die heiligen Gestalten mit unübertrefflicher Schönheit hingestellt, wendet sich die Malerei der Schöpfung in der Natur selber zu, um, wie gesagt, sogleich in diesem Gebiete zum Höchsten zu gelangen, wie dies Kugler (Handbuch der Kunstgeschichte) über die beiden ersten Meister so ausspricht, daß man es schwerlich besser als mit seinen Worten charakterisiren könnte: «In den Werken Ruisdael's athmet tief ergreifend jener erhabene Schauer, den die Natur in ihrer Einsamkeit auf unser Gemüth ausübt, sei es, daß er uns in die verlassene Oede, in den dunkelrauschenden Wald, zu den überwucherten Trümmern eines vergangenen menschlichen Glanzes führe, oder sei es, daß er den Strom von Felsen brausen lasse

und mit zitterndem Mondeslicht erhelle. — — In den Landschaften Claude Lorrain's löst sich die plastische Strenge der Linienführung zum anmuthsvollsten Wohllaut auf, ein weiches quellendes Leben entfaltet sich im Helldunkel des Waldes und auf dem schimmernden Teppich der Wiese, ein ätherisches Licht, wundersam abgestuft, erfüllt beseligend Nähe und Ferne. Wie Ruisdael tief ergreifend in die geheimnißvollen Tiefen der Natur hinabsteigt, so führt uns Claude Lorrain zu ihren klaren sonnigen Höhen hinauf.»

Nur können wir selbst bei diesen beiden Meistern und ihren Schulen einen Uebelstand nicht übersehen, der sich in ihren sonst so vollendeten Landschaften findet, nämlich die Bedeutung, die sie der Staffage einräumen. Die Niederländer malen zuerst meist Gegenstände der heiligen Geschichte, die Italiener und Franzosen vorzugsweise Scenen der Mythologie in ihre Landschaften, beide freilich einerseits dem Geschmacke ihrer Zeit und mitunter dem der Besteller folgend, und noch zu sehr durch die Traditionen der nächsten Vergangenheit gebunden, welche in der Landschaft nur den Hintergrund einer Handlung sehen wollten. Und wenn auch die beiden größten Meister die Handlung zu einer bloßen Nebensache, zu einem Vorgange in einer bestimmten Landschaftssituation zu verwandeln verstanden, so können die Entschuldigungen der Zeitbedingungen nur ihnen nicht aber ihren Werken gelten. Denn die Landschaftsmalerei muß durch das Naturleben selbst zum Gemüthe sprechen, wie die Poesie durch Schilderung der Handlung die Phantasie nöthigt sich die Landschaft hinzuzumalen. Wenn aber jene außer dieser Sprache der Felsen, Wälder und Auen noch ein anderes wie erläuterndes Leben gibt, und wenn die Poesie in breiten Malereien die Umgebung recht detailliren will, gleichen beide noch jenen unbeholfenen Darstellungen, welche anstatt an den Physiognomien, der Gruppirung und Gegeneinanderhaltung der Personen das Vor und Nach der Handlung darzulegen, Zettel mit ihren Reden ihnen ankleben.

So nahe die Malerei und Poesie einander kommen mögen, ja so sehr sie in ihrer Wirkung auf die Phantasie zusammentreffen

so darf diese Wirkung nur durch die eigenthümlichen Mittel jedes Gebietes erzielt werden.

Die Poesie malt hinlänglich, wenn sie die Phantasie der Hörer nöthigt, sich an der Zeit ihrer Vorgänge das Räumliche abzumessen, an den Stimmungen die Witterung abzulesen, an den Motiven die Cultur der Umgebung zu suchen, in den Handlungen endlich die gestaltenden Mächte der Landschaft zu erkennen. Und wenn sonst noch ein Mangel für die Phantasie zu ergänzen ist, so genügt die Erwähnung allbekannter Landschaftselemente, der sie an ihrem hervorspringenden Momente und nur an diesem fassende Vergleich, zum völligen Einleben in die Umgebungen dieser Handlung. Und wer erfahren will, wie wenige Striche dem echten Dichter genügen, die Phantasie zum Schaffen der Umgebung zu nöthigen, der verfolge den Gang der Bilder, die in ihm durch Goethe's (Hermann und Dorothea) Schilderung des Birnbaums hervorgerufen werden:

«Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wissen. Er war in der Gegend
Weit und breit gesehn und berühmt die Früchte des Baumes.»

Wir sind in einer Ebene, die von mäßigen Hügeln durchzogen wird, weil man nur da ein so mäßiges Object, wie einen Birnbaum, weit und breit in der Gegend sehen kann, und da solche geologische Formationen vorzüglich in breiten Stromthälern vorkommen, haben wir auch den Strom selbst, sowie seine ferne Gebirgsumwallung vor unserem inneren Auge. Die weit und breit berühmten Früchte sind gewiß keine Wildlinge, und die Gegend, in welcher ein im freien Felde gepfropfter Baum steht, gewiß keine uncultivirte, es ist kein der Großvaterüberlieferung folgendes Bauerndasein, sondern ein auf Verbesserungen bedachtes Leben, welches wir uns in diese Culturlandschaft hineindenken. Ein kleines Städtchen, vorzugsweise auf Landbau gestellt, ist der günstigste Boden für solche Culturfortschritte, und die Gegend nicht an der großen Heerstraße, weil sonst diese Früchte nicht ihre Berühmtheit ungetheilt erhielten. Endlich ist diese Cultur eine uralte, weil man gar nicht weiß, wer den Baum gepflanzt, und

darum die Gegend gewiß ein in seiner Fruchtbarkeit lange schon gedeihender «glücklicher Winkel.» Ja von dieser uralt blühenden Cultur werden wir weiter auf die kernhaften Charactere und ihre rege Theilnahme an allem Humanen geleitet, was wir nur andeuten wollen, um auszusprechen, welche beschränkte Geltung der Satz: ut sit pictura poësis habe, wenn es sich um das Malen mit Worten handelt, und wie nur die Nöthigung der Phantasie zu innerm Ausmalen durch wenige gegebene Striche damit gerechtfertigt sei.

Und in eben so beschränktem Sinne muß dieser Satz auf das Dichten durch die Malerei und zwar hauptsächlich durch das Landschaftsgemälde gewendet werden. Wie die Poesie nie durch Beschreibungen in das Gebiet der Malerei eingreifen darf, sondern die Phantasie zum Ausmalen ihrer Andeutungen nöthigen soll, so darf auch die Landschaftsmalerei nie dadurch dichten wollen, daß sie zur Situation des Naturlebens noch eine menschliche Begebenheit als Erläuterung hinzufügt. Ihr genügen ihre eigenen Mittel, um die Phantasie des Beschauers zum Hinzudichten menschlicher Zustände zu leiten. Der Reif auf Blüthenbäumen, das Lechzen und Vertrocknen der Pflanzen in der Sommerhitze, sie bedürfen nicht erst des traurenden Gärtners, oder des übermüdeten Pilgers zum Aussprechen einer gebrochenen, schwermüthigen Stimmung. Der bejahrte Baum mit einem hohlen Stamme, oder einem abgestorbenen Aste, einem verwelkten Zweige, oder verdorrtem Gipfel mitten in üppiger Aue, in deren Hintergrund der Wald gewaltig aufsteigt, spricht sehr vernehmlich von der Endlichkeit des Daseins mitten in seiner Lebensfülle, ohne daß erst noch ein greiser Bettler zu ihm gesetzt würde. Und wieder Moos und Flechten auf gestürztem, weil altersschwachem Stamme wuchernd, Knospen aus halberstorbenen Holze hervorbrechend, Schlingpflanzen die Felsen und Trümmer bedeckend, sie gewähren dem Sinne durch dieses allaufstrebende unvertilgbare Leben hinlängliche Ermuthigung zum neuen Anknüpfen nach dem Untergange einer Lebenssphäre. Der Wald mit seiner unstörbaren Lebensfülle, die Boccage mit ihrer geeinten Mannichfaltigkeit bedürfen nicht erst ausruhender Wan-

derer oder Hirten, um den Eindruck tiefster Ruhe, klarster Selbstbefriedigung hervorzurufen. Und wem solche Sprache unverständlich ist, den werden auch alle hinzugemalten menschlichen Commentare nicht auf die Spur der Verständniß bringen. Er wird vielleicht die hübschen Einzelnheiten bestaunen, die der Maler in der Landschaft zusammenstellte, nie aber die Einheit fühlen, die jenen zu solcher Auseinanderlegung und Abspiegelung der Innigkeit in einer Landschaftssituation drängte. Natürlich kann auch einem Solchen, der die Bedeutung der Landschaftsmalerei überhaupt verkennt, die höchste Aufgabe derselben nicht klar werden, welche dahin zu bestimmen ist, daß der Maler in seiner Landschaft jedesmal ein verklärtes Abbild eines Vegetationstypus als der Bedingung bestimmter Innigkeitsrichtung darbiete.

In dieser ihrer höchsten Ausbildung, nämlich als Wiedergabe der in einem bestimmten Vegetationsreiche aufgehenden Innigkeitsgestalt durch die Einigung der Formen und Bedingungen ihres Pflanzenlebens, grenzt die Landschaftsmalerei an die historische an. Denn die historische Richtung, die ein Volk einschlägt und einhält, ist ebenso sehr durch seinen ursprünglichen Geist, wie durch die Umgebung und ihren Einfluß auf die Beschäftigungsweise bedingt. Und wenn die Landschaftsmalerei diese geographische Grundlage menschlicher Entwickelung mit ihrer ganzen Charakteristik in einer umgrenzten Gegend zur Anschauung bringt, so dichtet sie die Geschichte der Welt ebenso vor, wie sie für die Geschichte des Herzens die dichterischen Elemente in der malerischen Situation auseinanderlegt. Aber auch da wäre es gefehlt, wenn der Maler den geschichtlichen Vorgang in die Landschaft selbst schreiben wollte. Zwar müssen gewisse Wendungen, wie etwa Schlachten, nothwendigerweise im Freien vorgehen, allein in diesem Falle muß die Landschaft nur als fern verschwindender Hintergrund behandelt werden. Wollte man aber Gallait's berühmte Thronentsagung Carls V. in einer reichen Landschaft vorgehen lassen, dann könnte der Beschauer mit Recht Faust's Worte auf das Gemälde anwenden:

«Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen.
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen.
Die andre hebt gewaltsam sich vom Wust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.»

Und dieser doppelten Beseelung muß der Künstler so sehr als möglich auszuweichen trachten. Musikbegleitete Declamationen, bemalte Plastik, historische Landschaftsmalerei, oder wie das sonst heißen mag, das sind Dinge, welche jede Kunst geradezu aufheben, weil sie durch Vereinigung heterogener Mittel die Einheit der Wirkung zerstören. Man weiß dann vor Derartigem nicht, was man ins Auge fassen soll, ob die höchstbedeutenden zu einer Handlung zusammenstrebenden Persönlichkeiten, ob die Landschaft, die für sich schon Lebensanregungen genug darbietet. Es fehlt die Ruhe der Betrachtung, daher auch die Klarheit des Eindruckes, wo Natur und Geschichte gleicherweise auf den Sinn einstürmen. Darum darf auch die Architektur im Landschaftsgemälde nie eine bedeutende Stellung einnehmen, weil sie schon zu bestimmt vom Menschlichen spricht. Eine unbedeutende Hütte, ein Schlößchen oder Kirchlein auf fernem Bergesgipfel, ein Dörfchen im Hintergrunde ist das Allerhöchste, was dem Landschaftsmaler erlaubt ist.

Wenn aber die eigentlich historischen Vorgänge, so wie die Ausprägung einer bestimmten Bildungsepoche in der Architektur, der landschaftlichen Darstellung entzogen sind, weil ja diese das Elementare der Innigkeit nicht aber deren Verwirklichung in einer bestimmten Situation auseinanderzulegen hat, — so ist darum nicht jede Darstellung menschlichen Wirkens in einer landschaftlichen Umgebung untersagt, weil ja sonst manche humane Wirksamkeit gar nicht gemalt werden könnte. Nur die Hochpunkte der Geschichte dürfen nicht der Landschaft oder diese ihnen nicht beigegeben werden; die Anfänge und Enden historischer Entwickelung können dagegen gar nicht anders, als mit Beigabe einer bestimmten Landschaft vorgestellt werden. Jagd und Fischerei, Scenen aus dem Hirtenleben, die Beschäftigungen des Ackerbaues können, wie sich's

von selbst versteht, nicht in der Stadt oder im Zimmer vorgehen; auch die Erholung davon in erkräftigenden Belustigungen tummelt sich am liebsten im Freien. Und so bekommt auch die Natur wieder ihr Recht auf den Trümmern der Geschichte, und die Klage um Zions zerbrochene Herrlichkeit flüchtet sich am besten unter die Thränenweiden Babylons. Allein in allen diesen Fällen darf die Landschaft nur als Hintergrund des Menschlichen, nie dieses als ihre Ausstaffirung erfaßt und behandelt werden. Entweder es wird das Menschliche in einer Landschaft vorgestellt, weil es da vorgehen muß, und dann darf die Landschaft auch räumlich nur höchst untergeordnet beigegeben werden, oder die Landschaft soll durch ihr eigenes Leben, d. h. durch ihre Vegetation sprechen, und dann muß jede, am allermeisten aber die menschliche Staffage fehlen.

Vischer (Ramboux' Aquarellen) sagt über ein Lessing'sches Landschaftsbild: «Eine unendliche Waldeinsamkeit; man meint den feuchten Geruch der Moose zu riechen, hallende Töne, Sausen und Weben, den Hammerschlag der Berggeister in der Ferne zu vernehmen, und es ist als müßte das Herz an diesem König der Bäume, dem ehrwürdigen Zeugen eines gewaltigen elementarischen Lebens, diesem uralten Waldgreis, an dessen unbewegtem Scheitel Jahrhunderte vorübergingen, den Antheil nehmen, den es an einem ehrwürdigen, das gewöhnliche Maaß unsers Geschlechts weit überdauerndem Menschenleben nimmt; ja wir sind jetzt geneigt, das dumpfe Gedränge der hinfälligen kleinen Menschen, diesem gediegenen, um die zerrüttenden Leidenschaften des heißen Menschenlebens unbekümmerten, kühlen und stillen Walten bauender Naturkräfte gegenüber gering zu schätzen, dem wir doch zugleich etwas von einer menschlichen Seele leihen. Aber was schleicht sich zwischen unsere Betrachtung? Welches frostige und unzeitige Grübeln stört unsere Empfindung? An der Eiche ist ein Muttergottesbild, vor ihm knien betend eine Dame und ein Ritter in wohlgewählter romantischer Garderobe; sie scheinen auf der Reise zu sein, denn zwei Pferde, sorgfältig umhängt mit ritterlichem Reit- und Reisezeug, trinken am Bach. Was wollen diese Leutchen? Sind

sie nur so unterwegs, oder hat der Ritter die Dame entführt, und beten sie nun für das Glück ihrer Liebe, liegt vielleicht eine bestimmte Novelle zu Grunde oder ist es freie Phantasie, oder — oder? Kurz, wir grübeln, statt zu genießen.» Und wir erinnern zu dieser Stelle an ein im Kupferstiche sehr verbreitetes Bild eines anderen Meisters, nämlich an Begas: Mädchen auf dem Berge. Vom Felsengipfel, der den Wald überragt, öffnet sich die Aussicht über weite Gelände; waldumgürtete Berge, ruinengekrönte Hügel erheben sich vor dem Auge, aus der Ferne der Landschaft rauscht durch die Auen der Thaltiefe der Strom vorbei; wie oft haben wir uns in solcher lieblicher Einsamkeit dem träumerischen Ergehen durch solche noch völlig erkennbare Weiten hingegeben, wie oft über jene Bergumwallungen ein: Dahin, dahin! geseufzt. Wozu brauchen wir aber Gesellschaft und wäre es auch die so anmuthige, wie sie Begas malte? Was sollen diese Mädchen? Zeigt Eine der Andern nur die hervorragenden Punkte? deutet sie auf Jemand, der über die Brücke kommen soll? oder präsentirt sie nur hübsch theatralisch ihren Arm? — Endlich, endlich finden wir's; der Maler hat Uhland's Gedicht: Zwei Jungfrauen, illustriren wollen. Wie nett? Ja, recht nett bis zur Salonfähigkeit. Wie niedlich diese einfache Kleidung, wie zierlich das Hütchen, wie, — nun wir haben uns ja ins Freie flüchten wollen, und siehe da, wir sind mitten in der faden Geistreichigkeit illustrirter Lyrik!

Und wir finden eine ganz nette Anzahl solcher Illustrationen zu Liedern, wenn wir durch unsere Kunstvereine spaziren gehen. Nur schade, daß es uns bei solchem Gemengsel eben nicht fingerlich zu Muthe wird. Wir treffen es recht gut, uns zu den Worten des Dichters die landschaftliche Situation auszumalen, und in die Landschaft die entsprechenden Gestalten zu dichten, wir können solche handgreifliche Fingerzeige recht gut entbehren, und darum, weil wir auf eigenen Füßen gehen können, schieben wir die Krücken, die uns der Dichter mit breiten Beschreibungen, der Landschafter mit seiner Staffage darbietet, entrüstet zur Seite. Damit freilich ist die Reihe der sentimentalen Landschaften

sowie die Prospecte aus dem Kunstgebiete weggewiesen. Damit ist aber der Kunst nur ein Dienst erwiesen, daß die willkürliche Mengung von Genre und Landschaft beseitigt wird, die wir als sentimentale Landschaft bezeichnen und deren Verfertiger Carus (Briefe über Landschaftsmalerei) so charakterisirt: «Hat er nach malerischen Regeln nothdürftig so viel dargestellt, daß Thal, Mondschein und Kirche nur hinlänglich erkannt werden, so glaubt er die Brücke fertig zu haben, um den Beschauer ins Land der Ideen zu tragen.» Und fügen wir hinzu: Hat er noch gar die Staffage hineingestellt, dann meint er, durch solchen unfehlbaren Meilenzeiger das Höchste in der Kunst geleistet zu haben.

Nur schade, daß wir da nicht folgen mögen, oder wenn wir folgen, daß wir zu ganz entgegengesetzten Resultaten gelangen, als beabsichtigt wurden. Denn das reine oder wahre Landschaftsgemälde spricht durch sich selbst, seine in der Pflanzenwelt aufgehende geologisch und klimatisch bestimmte Lebendigkeit, oder auch wie in Felsen- und Meereslandschaften, durch den Mangel derselben. Es weckt einen bestimmten Zustand der Innigkeit einzig und allein durch die Situation des Naturlebens, und jede Beigabe höherer Lebendigkeit stört den reinen Eindruck der Landschaft. Und indem es in einem umgrenzten Lokale die seinen Bedingungen entsprechende Lebendigkeit vollkommen zur Anschauung bringt, und alles daraus fortläßt, was nicht diesen charakteristischen Bestimmungen entspricht, das verewigt, was als momentan auftauchender und verschwindender Schein der Schönheit in der gegebenen Welt sich findet, ist es einestheils naturwahrer als die Natur selbst, und weckt andererseits auch eine reinere Stimmung, als die der Alltäglichkeit, in welche von der wirklichen Landschaft aus sich die Störungen und Unvollkommenheiten des Endlichen fortsetzen. Das sentimentale Landschaftsgemälde dagegen verkennt, weil sein Maler nie der Natur mit offener Sinnigkeit entgegentrat, die Bestimmung dieses Kunstgebietes völlig und dieser combinirt, entweder um nur ja ganz gewiß einen Eindruck zu erzielen, Dinge, die auf diesem Boden gar nicht zusammenwachsen können, oder gibt er der Landschaft eine Staffage, die seine Tendenzen aus-

sprechen soll. Der sentimentale Landschaftsmaler hat eine fertige Stimmung, ehe er in der Natur nach einem Wiederscheine derselben suchen geht, und weil er von dieser Voraussetzung erfüllt ist, vermag er es nicht, die reine Stimme der Landschaft zu vernehmen. Er malt daher auch nicht die der Landschaft eigene Stimmung, sondern seine Verstimmung über die Unverständlichkeit des Naturlebens, und strebt durch Beigaben das zu ergänzen, was ihm so unvollkommen zu seinem gebrochenen Gemüthe stimmt. Daher dann die gesuchten Effecte, dieses Reflectiren der Abendbeleuchtung in die abendliche Ruhe, dieses Lagern im Mittagsbrande des freien Feldes, diese Hirtenpaare, deren jede Miene und Bewegung uns sagt, wie gesichert und unbelauscht sie sich auf der Einsamkeit des Berggipfels wissen. Wie die sentimentale Landschaft aus der Entzweiung des Gemüthes hervorgeht, und darum weder reines Genrebild socialer Zustände, noch reiner Rückzug auf die Urkräftigkeit des Naturlebens zu werden vermag, sondern die beiden Voraussetzungen der Innigkeit, Natur und Geschichte unklar mengt, so ist auch die Stimmung des Beschauers eine zwischen dem Zuwenden zum Menschlichen und dem Abwenden davon, unklar verschwebende. Das Bild, anstatt uns entweder wie das wahre Genre auch in der niedrigsten Komik menschlicher Vorgänge und Situationen doch noch einen Kern zu zeigen, der in das Ganze des weltgeschichtlichen Verlaufes paßt, oder wie das wahre Landschaftsgemälde uns auch in der abgeschiedensten Verlassenheit des tiefen Waldes oder hochschauenden Berggipfels zu einem eigenthümlichen Aufleben der Innigkeit zu nöthigen, — ist weder das Eine noch das Andere, weil es Beides sein will. Die Entzweiung, die solchen sentimentalen Landschaften zu Grunde liegt, setzt sich in den Beschauer fort, und weil man nicht mehr weiß, was man als Hauptsache, was als Beigabe zu betrachten hat, werden solche Bilder am Ende für eine wiederholte Beschauung unerträglich, — ein Schicksal, dem die meisten unserer so beliebten Mengbilder um so schneller entgegengehen, als man sich gewöhnt hat, an den allverbreitenden Lithographien die Virtuosität zu übersehen, mit welcher die meisten gemalt sind.

Wenn also das wahre Landschaftsgemälde die eine menschliche Stimmung an der ihr entsprechenden Natursituation objectivirt, und so die höchste Pflanzensprache ist, so ist das sentimentale Landschaftsbild ein bewußt gehandhabtes Mittel, die Subjectivität des Malers in die des Beschauers zu übersetzen. Das Erstere ist alles durch sich, und spricht nur durch seine Vegetation oder auch ihren Mangel, dem Zweiten ist das der Natur Entnommene nur eine schmückende Beigabe für seine auch ohne sie verständliche Staffage. Im sentimentalen Landschaftsgemälde ist also die Landschaft nur ein Attribut, das ebenso gut wegbleiben könnte, ohne doch eine Unverständlichkeit der ausgesprochenen Prosa nach sich zu ziehen. Wenn das wahre Landschaftsgemälde der Nothwendigkeit der Innigkeit und zugleich noch ihrer Unbehülflichkeit entspringt, ihr ganzes Leben mit einem Male in einer Situation darzulegen, so geht das sentimentale Landschaftsgemälde aus der gewonnenen Virtuosität in Handhabung der reichsten Mittel hervor, — sie sind ihm Spiel, während dort hoher Ernst des Andeutens war.

d. Auflösung der Blumensprache.

Denselben Weg, wie diese höchste Form der Pflanzensprache, nämlich die Landschaftsmalerei, legt auch die erste derselben, die Blumensprache, zurück. Wenn anfangs die Blumen oder ganze Pflanzen ergriffen wurden, weil an ihrer hervorspringenden Eigenthümlichkeit der seiner noch nicht selbstgewisse Sinn einen Widerschein und eine Erklärung, daher auch eine Andeutung der Stimmung fand, und durch ihre Bedeutsamkeit aussprach, was er noch nicht anders als verblümt darzulegen verstand, so sammelt sich nach und nach bei solcher Umschau nach Deutsamem ein Reichthum der Symbolik, der nothwendig zu ihrer Auflösung führt. Zunächst nämlich, um ja für die am Aussprechen sich selbst erweiternde und bereichernde Innigkeit nie einen Mangel an Symbolen zu haben, sammelt man, was sich nur immer Bedeutsames finden mag, und da der Fortschritt der einen Seite immer auch den der andern hervorruft, muß man auch auf die feineren Eigen-

thümlichkeiten der Pflanzenwelt achten, theils weil der zu deutlichen bald zu wenige werden, theils weil das feinere Fühlen auch eine feinere Wiedergabe fordert. Und weil die Kraft des Einzelnen nie für solche Auffammlung ausreicht, muß er zu Hülfe nehmen, was Andere an bedeutsamen Zeichen und Andeutungen der Herzensbewegungen im Pflanzenreiche fanden. Damit kommt nun ein bloß traditionelles Element in die Blumensprache, ein Uebernehmen ohne Selbstforschung nach dem Bedeutsamen, und daher auch gar leicht ein Unbeachten der ursprünglichen Bedeutung.

So geschieht es denn, daß wenn man eine gewöhnliche sogenannte Blumensprache und selbst eine der Besseren, wie sie etwa in den Fleurs animées oder im Damen-Conversationslexikon vorkommt, zur Hand nimmt, man nur sehr schwer oder meist gar nicht die Gründe entdeckt, welche bei der Wahl bestimmter Blumen für Herzensandeutungen die leitenden waren. So kann man beispielsweise noch immer errathen, wie die blaublühende Vinca (pervinca) auf süße Erinnerung bezogen wird, wie der Ehrenpreis (Veronica), von dem Rückert sagt:

«Ist eine Pflanze, die trägt Ehr'
An jedem Reis»,

wegen seinen mildblauen Blüthen mit der Treue in Beziehung gebracht wird, wie die Balsamine (Impatiens noli tangere), deren reife Fruchtkapsel bei der leisesten Berührung aufschnellt, Kaltsinn bedeuten soll, die Fuchsien Zierlichkeit, die Gänseblümchen (Bellis perennis) eine Traulichkeit repräsentiren sollen, die beinahe das ganze Jahr die Auen nicht verläßt. Daß die Passionsblume (Passiflora coerulea), in welcher frommer Sinn die Marterwerkzeuge des Herrn entdeckte, auf Frömmigkeit deutet, wird nicht befremden, auch daß man die Berberize (Berberis spinosa) wegen ihrer ätzend saueren Früchte als nagenden Kummer übersetzt, und daß sie Cardanus, weil ihre Dorne die Zäune undurchdringlich machen, im Traume gesehen, auf Sicherheit im Unternommenen auslegt, kann hingehen. Man nimmt es ja nicht so genau, wenn nur irgend eine Anologie zwischen Bild und Bedeutung zu finden ist und

wenn der Lebensbaum (Thuja orientalis) als Schirm des Lebens, der Nachtschatten (Solanum dulcamara) als Einladung zur Ruhe, die Cactuse als vielversprechende, raschunternehmende Talente gelten, — so gäbe es zwar für alles Das treffendere Bilder, allein man nimmt das Traditionelle so lange an, als sich noch eine Spur von Beziehung finden läßt.

Warum aber der Storchschnabel (Geranium pratense) getäuschte Liebe, die Federnelke (Dianthus plumaria) jugendliche Zartheit, der Fingerhut (Digitalis purpurea) verwundenden Spott, der Frauenschuh (Cypripedium calceolus) liebliche Einfalt, die Alpenrose (Rhododendron) unvermuthetes Vergnügen, der Liebesapfel (Solanum lycopersicum) Streitsucht, die Melisse Nachahmungssucht, die Quitte (Cidonia comunis) Ehrlichkeit, die Glockenblume (Phlox panniculata) Zufriedenheit, der Hahnenkamm (Celosia cristata) gute Laune, die Kresse (Sysimbrium nasturtium) Schwatzhaftigkeit, die Kornrade (Agrostemma githago) Langeweile, warum, warum, — ja da müßte man jenen um den Grund fragen, der vielleicht aus Langeweile auf solche Wahlen verfiel. Irgend ein zureichender Grund findet sich freilich zuletzt für Alles, was man zu erklären unternimmt, und das wäre ein schlechter Umdeuter, der nicht wenigstens aus sich das zu schöpfen im Stande wäre, wozu ihm das zu Deutende keinerlei Anhaltspunkte gewährt. Nur kann er da in die Gefahr gerathen, daß seine noch so sinnreiche Deutung durch Anderer Deutungen in Frage gestellt wird.

Denn es verhält sich mit der Pflanzensprache wie mit jeder anderen Sprache, das Symbolische bildet wol den Anfang, und dieser ist durchaus nicht zu übersehen, wenn man sich das rechte Verständniß eröffnen will. Es liegt in den Lautverbindungen der Ursprachen ein tiefer Sinn für Andeutung der Gemüthszustände und der Eindrücke des Gegenständlichen, und so ist auch das Symbolische in dem Ergreifen und der Wahl gewisser Pflanzen ursprünglich durchgreifend gewesen. Allein wie in der Bereicherung des Sprechens durch Ableitungen, Beugungen, Zusammensetzungen das Symbolische immer mehr sich verbirgt, und nur manche überall vorragende Lautgebilde von der ursprünglichen Symbolik der Sprache

Kunde geben, so ist es auch mit der sogenannten Pflanzensprache bestellt. Auch hier läßt der aus vielfältigen Ueberlieferungen des Bedeutsamen zusammenwachsende Reichthum die ursprüngliche Bildlichkeit nur noch stellenweise erkennen, während die übrigen Zeichen als bloß traditionelle Rücksicht auf ihren ursprünglichen Sinn genommen und gebraucht werden. Und wie ein und dasselbe Lautgebilde, nach lokaler und geschichtlicher Umgestaltung der Sprache selbst bei Stammverwandten, eine durchaus andere Bedeutung bekommt, so geht auch aus dem Reichthume der Pflanzensymbolik zunächst eine Vieldeutigkeit der einzelnen Pflanzen und umgekehrt Gebrauch verschiedener Pflanzen für Eine Bedeutung hervor. Wir wollen nur wenige Blumen als Beispiel für diese beiden Richtungen anführen:

Wer wird sich bei dem deutschen Namen der Myosotis palustris nicht an Goethe's Umdichtung dieses Vergißmeinnicht erinnern:

«Wenn sie ein blaues Blümchen bricht
Und immer sagt: Vergiß mein nicht!
So fühl' ich's in der Ferne.
Und wenn mir fast das Herze bricht,
So ruf' ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich wieder in's Leben.»

Allein die ursprüngliche deutsche Bedeutung war von dieser heutigen Sentimentalität himmelweit verschieden. Dem Schatzgräber nämlich (Grimm: deutsche Mythologie) war dieselbe Myosotis eine Andeutung verborgener Schätze; sie öffnete ihm die Pforten dazu, und wenn er gewöhnlich von den Reichthümern geblendet die Pflanze wegwarf, und das Zusammengeraffte schnell wegtragen wollte, ohne dessen zu gedenken, was ihn hieher und wieder zurückzubringen vermochte, rief plötzlich eine höhnische Stimme: Vergiß das Beste nicht! — Dann war es aber schon zu spät, und aller Gewinnst versank wieder in den Boden. Dagegen knüpft sich die moderne deutsche Bedeutung bei dem Franzosen an das Stiefmütterchen (Viola tricolor), das er pensée nennt, und dieselbe Viola tricolor hat anderen Namen und andere Bedeutung für den englischen Aberglauben:

«Die Mädchen nennen's Lieb im Müßiggang,
Der Saft davon auf's Augenlid im Schlaf
Geträufelt macht zum Rasen Mann und Weib
In jed' erblickte Kreatur verliebt.» (Shakespeare.)

Wenn Rückert vom Jelängerjelieber (Lonicera caprifolium) sagt:

«Immerlieb,
Nimmerleid ist ein Gesproß;
Wo das beklieb
Treibt es immer frischen Sproß.
Meiner Freuden Hauptgenoß.
Nie ein Dieb
Stehle mein Immerlieb.»

so läßt sich auch Melanchthon's Sprüchlein darüber hören:

«Je länger je lieber ich bleib' allein,
Denn Treu und Lieb ist worden klein.»

Und so finden sich die verschiedensten Wendungen des Sprechens bei derselben Veranlassung ein. Das Blümchen der Treue (Veronica) wird wegen seiner Abfälligkeit zur ironischen Benennung der Männertreue umgetauft, welcher Name freilich eine bessere Andeutung an der mit scharfen Stacheln rings abwehrenden unangreifbaren Mannstreue (Eringium campestre), und noch besser seinem schön blauen südlichen Repräsentanten (Eringium amethystinum) findet. So denkt der Franzose bei der Butterblume (Ranunculus sceleratus) an Treulosigkeit und Undank, während der Deutsche dieselbe sprechen läßt: Den bescheidenen Dulder erwartet ein glückliches Loos. Die Leberblume (Hepatica triloba) spricht mit ihrem Blau auf deutsch von Anspruchslosigkeit, französisch von Zutrauen; während für Prätension hier der Weiderich (Lythrum salicaria) dort die Hortensie genommen wird, und so mit unendlichen Abänderungen der Anschauungsweise.

Durch diese Vieldeutigkeit und den traditionellen Reichthum verschwindet nun nach und nach die ursprüngliche Bedeutsamkeit der Pflanzensprache. Sie ist ja ein so leicht handzuhabendes und nach verschiedenen Wendungen brauchbares Organ geworden, daß sie als etwas ganz Alltägliches genommen, und bei ihr wie bei allem, was Gewohnheitssache geworden, die erste Bewegung der Innigkeit vergessen wird. Zwar der echte Dichter

wird auch in diesem Gebiete stets Neues entdecken, wie er ja an jedem Punkte der abgegriffenen Lebensoberfläche die tiefsten Gründe des Lebens zu erschürfen vermag, und auf die prosaische Frage: wann das Singen einmal ein Ende nehmen werde, da ja alle Blumen gepflückt, jeder Born erschöpft sei, — wird er mit stolzem Selbstbewußtsein antworten:

«Noch hält der Herr die Schöpfung
In seiner Hand fortan,
Wie eine frische Blume,
Und blickt sie lächelnd an.
Wenn diese Riesenblume
Dereinstens abgeblüht,
Und Erden, Sonnenbälle,
Als Blüthenstaub versprüht:
Erst dann fragt, wenn zu fragen
Die Lust euch noch nicht mied,
Ob endlich ausgesungen
Das alte ew'ge Lied.» (Anastasius Grün.)

Allein wenn auch der echte Dichter immer den Anfang eines neuen Kreislaufes setzt, so werden doch die von ihm gehobenen Schätze nach und nach Gemeingut, und durch Gebrauch und Verbrauch wird jede Gemüthsbeziehung zur Außenwelt so abgenützt, daß man sich entweder ihres Symboles unbewußt bedient, oder beim Reflectiren auf solche Benützung mit Ekel davon erfüllt wird. Die Blüthezeit einer Dichtungswelt ist dann vorüber, und ehe eine neue Saat aufgehet, blümeln und floriren die Meistersänger mit welken Kränzen, und neben dieser zur Convenienz erstarrenden und handwerksmäßig geübten Weise holt sich das Volk auf allen Fluren die Keime, die dann zu neuen Liedern erwachsen.

Was anfänglich ein unumgängliches Symbol war, weil die Innigkeit der sinnigen Wiedergabe bedurfte, um sich selbst ihre überquellenden Reichthümer klar zu machen, das wird durch maßlose Bereicherung der Symbolik zu einem bloßen Attribute herabgesetzt. Wenn man zuerst verblümt sprach, weil man noch nicht anders konnte, so ist die blühende Sprachweise zuletzt völlig ihres Ursprunges uneingedenk und es begegnet selbst den besten Sprechern, daß sie «die goldne Zeit» oder «den goldnen Baum»

«grünen» lassen. Bei diesem Uebergange aus der lebendigen Symbolik zur Erstarrung der Convenienz lassen sich während ihres langsamen und unmerkbaren Verlaufes ohngefähr folgende Punkte fest halten.

Der Reichthum an Symbolen wird durch Ueberlieferung der ersten Funde des Bedeutsamen, und durch verschiedene Auffassungsweisen nach und nach so gewaltig, daß man im Aufsuchen neuer Bedeutungen und ihrer Träger ermüdet. Es ist bequemer, die schon geprägte Münze auszugeben, als nach neuem Gelde zu forschen, bequemer, Blumen zu pflücken, als den Boden für neue Pflanzen umzugraben, bequemer endlich, die meisterhaften Combinationen der Zeichnung und Farbe virtuos zu benützen, als in der Landschaft tagelang vergeblich auf Studien auszugehen. So folgt denn immer und überall Jenen, welche die ersten kühnen Griffe der Symbolik machten, und die Phantasie erweckten, eine breite Schaar von Nachtretern, die auch ihr großes Publikum für ihre breiten Bettelsuppen findet. Hinter dem Meister geht die Schule, und was er unmittelbar ergriff und gab, das hat man in den Aeußerlichkeiten ihm glücklich abgeguckt, allein anstatt des unmittelbaren Hinstellens der Sinnigkeit im Symbole wird nun eine Vermittelung dazwischen geschoben. Weil die Schätze so bedeutend und vieldeutig sind, so wagt man es nicht mehr, unmittelbar das Symbol für die Stimmung zu setzen, sondern damit nicht ein Irrthum eintrete, setzt man das Anzudeutende und sein Zeichen in die Beziehung des V e r g l e i c h e s. «Deine Liebe hat mich beschlichen, wie der Frühling die Erde.» «Ich bin ein Blatt des Baums, der ewig neue trägt.» «Die Welt gleicht einer Lilie, einer blauen», (Rückert) und wie diese unzähligen Vergleichsweisen lauten mögen, bei denen immer Bild und Bedeutung nebeneinander hingestellt werden. Denn das ist das Charakteristische des Vergleiches, daß man zwar noch die ursprüngliche Bedeutsamkeit völlig vor Augen hat, sich aber nicht sicher genug fühlt, unmittelbar durch das Symbol zu sprechen, weil man zu vielerlei Möglichkeiten desselben kennen gelernt, und deswegen mit dem: «Wie, so» — eine äußere Stütze hinstellt. Und

dies ist auch das, worauf die sentimentale Landschaft mit ihrer Doppelbedeutsamkeit losgeht.

Im Vergleiche tritt die Erinnerung an die ursprüngliche Bedeutung und Wahl des Symboles klar hervor, indem der Vergleichende die beiden Seiten desselben, den Ergreifenden und das Ergriffene bestimmt auseinanderhält. Allein wie der vieldeutige Reichthum der Symbolik zu diesem bestimmten Auseinanderhalten der beiden Seiten leitete, so ist es dann wieder der Reichthum fest ausgeprägter Vergleiche, welcher zum Verlassen des Auseinanderhaltens so bestimmter Andeutungen führt. Das Andeutende wird wieder unmittelbar in den Verlauf der Darstellung aufgenommen, und nur von Zeit zu Zeit leise daran gemahnt, daß man es nicht mehr mit der unbehülflichen, sondern mit dem die aufgehäuften Reichthümer gewandt handhabenden Sprecher zu thun habe. Wer Rosen und Lilien auf den Wangen der schlanken Palme blühen läßt, der sagt uns schon damit hinlänglich, daß dies bei ihm keine bloßen unmittelbar der Natur entnommene Symbole seien, sondern daß er sich in allen Gebieten der vom dichtenden Gemüthe geschaffenen Symbolik umgesehen habe. Er hat zuerst das Skelett des Mitzutheilenden sich zusammengestellt, und um seine Schroffheiten und Härten zu mildern schöpft er, anstatt selbst zu schaffen, aus den Vorräthen der fertigen Symbole die deutungsvollsten heraus. Diese mit Bewußtsein aller ihrer Lichtseiten zur lebendigeren Bewegung und Wendung der Rede in sie eingeflochtenen, voraus fertigen Symbole sind die Tropen. Daß nun die Pflanzensymbolik für die beiden Richtungen, in denen der Tropus die ursprüngliche symbolisirende Bewegung der Sinnigkeit wiederholt, den reichsten Boden darbietet, dazu glauben wir im Vorhergehenden genugsame Belege gegeben zu haben. Denn die Absichtlichkeit, wodurch sich eben der Tropus vom Symbole, das unmittelbar nimmt und gibt, unterscheidet, ändert nichts an dem Wesen des Gewählten, und daß dieses nämlich die Pflanze, sowol für das Uebertragen des Menschlichen auf das Natürliche, als des Natürlichen auf das Menschliche, ferner für das Darstellen des Allgemeinen durch eine Besonderheit und umgekehrt,

endlich für bedeutenden Austausch einer Form durch die andere, ja für ironische Wendungen ein reichstes Material darbiete, das glauben wir auch schon dargelegt zu haben.

Endlich aber und zwar jemehr sie durch den häufigeren Gebrauch zur Gewohnheit geworden, verschwindet auch die tropische Bedeutung des Gesagten. Der Tropus wird zuerst ein bedeutsames Epitheton, ein sogenanntes Wort aus der Göttersprache. Die Blühende, Krokosbekleidete, Rosenfingerige brauchen nicht erst beim eigenen Namen genannt zu werden, jeder, der in den Dichtern zu Hause ist, weiß, wer darunter verstanden wird. So rückt das Epitheton nach und nach in die Reihe der concreten oder einzeln bezeichnenden Benennungen, und durch fortwährenden Gebrauch in die der bloßen Namen oder abstracten Bezeichnungen ein, und gewinnt hier den Schein einer Substantialität, deren Wahrheit doch nur den Bewegungen begründenden Subjecten zukommt. Der Grammatiker hat dann die Arbeit, der ursprünglichen Bildlichkeit und Bedeutsamkeit solcher Nennworte nachzugehen; er botanisirt unwillkürlich, indem er den Verästungen der Stämme nachgeht, den Wurzeln nachforscht, aus welchen während der Blüthezeit einer bestimmten poetischen Richtung die Bilder erwuchsen, welche die sinnige Urkräftigkeit zunächst in ihrer ganzen symbolischen Kraft auf den Blättern der Dichtung verzeichnete, die aber als Vergleichungen, Tropen, Epitheta fortgepflanzt, immer mehr zu bloßer Prosa conventionellen Sprechens abwelkten.

---

2. Die Convenienz-Pflanzen.

Die Pflanzensprache verliert ihre Bedeutung an dem Punkte, wo gerade der größte Reichthum des Bedeutsamen sich aufgehäuft hat. Wenn man auch noch der Beziehung des Symboles zum Gemüthe sich bewußt ist, so vergißt man doch durch vielfältigen

Gebrauch desselben seinen Ursprung; es ist etwas Alltägliches geworden, und darum forscht man auch nicht nach dem Ausgangspunkte desselben. Weil aber doch nur jener, der den ersten Griff that, den vollen Sinn des Zeichens hatte, so schwinden nach und nach auch die feineren Beziehungen, um deren Willen diese oder jene Pflanze zum Symbole gewählt wurde. Dazu kommt dann noch die Vieldeutigkeit eines und desselben Symboles, je nachdem diese oder jene seiner Seiten mehr ins Licht gestellt, und auf dieses oder jenes Innigkeitsmoment bezogen wird. So kommt es zuletzt nicht mehr darauf an, was das Zeichen selbst darbietet, sondern auch das, was der Mensch daraus liest; die Bedeutsamkeit verwischt sich der beliebigen Deutung gegenüber gänzlich.

An der Symbolik der Pflanzenwelt ist diese Umwandelung eines früher an sich höchst Bedeutenden in ein von der Deutung ganz Abhängiges nur sichtbarer zu verfolgen, als sonst wo. Und nur die Sprache bietet der Forschung einen ähnlichen klaren Verlauf dar. Denn auch in ihr ist das Wort zuerst ein sinnvolles Lautgebilde, es ist durch und durch poetisch, das heißt sein Maaß und sein Klang geben ein vollständiges Abbild der zum Aussprechen drängenden Stimmung. Jeder erste Sprecher ist ein Dichter, indem er sich nur solcher Worte bedient, deren Bau ein Bild seiner Stimmung, deren Zusammenstellung ein Widerschein von dem Rhythmus seiner Gemüthsbewegung sind. Und jeder Dichter bewegt sich in dem Elemente der Bildlichkeit, indem er seine Stimmung weder ausjauchzt oder ausstöhnt, noch mit dürren Worten des bedürftigen Hausgebrauches, sondern so ausspricht, daß durch ihren Rhythmus das Gemüth aus seiner Ruhe sich erhebt, und durch ihren sinnlichen Schein die Phantasie zum sinnigen Nachschaffen der Situation erweckt wird. Allein diese Bildlichkeit verliert sich nach und nach auf dem Wege durch Vergleiche, Tropen und Epitheta immer mehr, bis der abstracte Name zuletzt ein völlig bildloser Ausdruck des Gedankens und seiner Darlegung in der Prosa ist. Man denkt dann nicht mehr an das Singen, wenn man den Hahn nennt, nicht an das Scheren beim Schafe, an die Munterkeit beim Frosche, an das Gischtsprudeln beim Geiste,

und wenn man daran gemahnt wird, glaubt man Derartiges sei ein bloßes passendes oder unpassendes Attribut, während es ganz eigentlich die Substanz, der Kern solcher Hauptwörter ist.

Wer Prosa hört, horcht nicht mehr auf die einzelnen Worte und ihren musikalischen Fluß, sondern er will durch sie nur den Willen und das Bedürfniß des Andern vernehmen, ja es würde ihn bei solchen Unterredungen nur stören, wenn er an die ursprüngliche Bildlichkeit der Sprache gemahnt würde. Nicht in ihrem ursprünglichen, sondern in dem durch langsames und stilles Uebereinkommen festgestellten Sinne werden dann die einzelnen Wörter gebraucht, und wer es wagt, in die uralten Schatzkammern der Sprache zu steigen und von daher neue Lesarten in die abgegriffenen Züge zu holen, der gilt als Neuerer und vielleicht gar Verderber der Sprache. Die Convenienz ist an die Stelle der Symbolik eingetreten, ihre festen Bestimmungen haben das Schwanken der Stimmungen vom Platze gedrängt, ruhige Typen sind anstatt gemüthbewegter Bilder die Organe ihres Aussprechens. Und wie die Worte, so werden auch die Pflanzen zuletzt zur Sache der Convenienz, nachdem im Reichthume und der Vieldeutigkeit ihrer Sprache der ursprüngliche Sinn dieser Symbole gegen die willkürliche Deutung ihres Lesers verschwunden ist. Wo Telegraphie und Stenographie jetzt nur nachhinken, dort hat die Convenienz in der Pflanzendeutung längst schon ihre Wege eingeschlagen, nachdem die Gesellschaft, oder besser die societé, an die Stelle uralter Gastfreundschaft eingetreten ist. Dort, wo die Lippen verschweigen müssen, was den Herzen nur zu klar ist, und wo die einander verstehenden Augen sich ferngerückt sind, da nimmt auch die Pflanzensprache, die dem ersten schüchternen Stammeln zu Hülfe kam, das Kleid der Convenienz an, nachdem ihre bloße Bedeutsamkeit in der Vieldeutigkeit verschwunden war.

Denn auch innerhalb der festen Formen, zu denen die Gesellschaft die früher lebensvollen Beziehungen erstarren läßt, macht die Sinnigkeit ihr Recht geltend. Nur tritt sie den geänderten Verhältnissen gegenüber auch in veränderter Weise auf. Wenn sie nämlich zuerst in mehr ahnender Weise im Symbolisiren sich

kund gibt, so erscheint sie jetzt mehr in Form der Sehnsucht, aber nicht um Typen für die Stimmung zu finden, sondern durch Benützung der Gegebenen zwischen und über ihnen zu schweben. Und wenn die Phantasie zuerst die Bildlichkeit für ihre Regungen hervorrief, so tritt sie nur als ésprit oder Geistreichigkeit auf und strebt sich trotz, ja mittelst der von der Gesellschaft festgehaltenen Gestalten durchzusetzen. Der Geistreiche weiß all und jedes zu benutzen, um daran seine innere Fülle zum Aufleuchten zu bringen, er läßt es scheinbar völlig unverändert, ja er respectirt es sogar als einen Ausfluß der Gesellschaft, deren Glied zu sein er das Glück hat. Allein indem er es nur so und anders sich gegenüberzustellen, nur seine Lage, nicht sein Wesen zu berühren scheint, hat er unvermerkt die Typen so umgeordnet, daß sie in der neuen Lage auch eine neue Bedeutung erhalten, bis endlich in seiner Anordnung derselben auch seine Beseelung hervorscheint. Wir möchten hier nur, weil einmal dies Gebiet betreten wurde, auf die Behandlung der Sprache durch den Geistreichen aufmerksam machen. Durch Convenienz ist sie Prosa und Organ des Gedankens geworden, die poetischen Beziehungen ihrer Elemente sind unbeachtet, das Wort klanglos, ein Stein für den Satzbau; allein im Satzbaue, den feinen Nuançirungen durch Stellung seiner Glieder, durch Auseinanderrücken des Zusammengehörigen, Zusammenschieben des Fremdartigen, durch leise oder handgreifliche Beziehung zu anderen Sätzen, gewinnt nach und nach die Satzcombination der Prosa als Periode die Eine Beseelung ihres Redners.

a. Der Selam.

Wenden wir uns nun wieder dem Pflanzenreiche zu, so ist es seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach höchst geeignet, auch der Geistreichigkeit gesellschaftlicher Convenienz zum Träger zu dienen, oder vielmehr dem Einzelnen über den Zwang der conventionellen Formen und Schranken hinüberzuhelfen. Auch sie bieten Elemente des Sprechens in reichlicher Fülle, da es aber der gesellige Anstand verbietet, sich unmittelbar gehen zu lassen, so werden auch

die Pflanzen nicht unmittelbar oder als Symbole verwendet werden können, sondern nur in einer solchen Beziehung, welche innerhalb der Gesellschaft selbst anerkannt und festgestellt ist. Und wenn wir diese Form der Pflanzensprache in ihrer höchsten Ausbildung wollen kennen lernen, so ist es am besten dorthin zu gehen, wo die Fehler gegen die Convenienz sogar mit dem Tode bestraft werden, und wo die Eintönigkeit einer geschlossenen Gesellschaft und die vom Klima heißer erregte Phantasie ein Ueberspringen der Schranken um so begehrlicher erscheinen lassen. Das ist nämlich der Harem und seine Pflanzensprache in dem Selam. Der Freiherr Hammer-Purgstall hat in zwei Heften der Fundgruben des Orientes Aufschlüsse und Beiträge dieser bis dahin so geheimnißvollen Blumensprache gegeben, die aber nur mit sehr wenig Berechtigung diesen Namen führt, indem die Blumen nur theilweise Elemente derselben sind.

Diesem nach ist nun die Blumensprache des Harems einerseits nicht so festgeprägt, wie die aus den Beziehungen der Düfte, Farben und Gestalten der Pflanzen zum Gemüthe erwachsene, sonst könnte sie nicht geheimem Verkehre dienen. Anderseits bewegt sie sich in viel engeren Schranken, als jene symbolische, und zwar in denen durch Convenienz festgestellter Reime. Der Name der Blume, Frucht, oder wessen sonst, wird als die eine Basis, unter den vielen daran anklingenden Wortern Eines als bestimmter Reim als die andere Basis ein für alle Mal festgestellt. Und nun handelt es sich für den Empfänger um die Wiederherstellung des Satzes, den der Geber an diesen Reim gebunden. Darin liegt das Geheimniß und das vielbeweglichste Spiel der Phantasie. Wir wollen zunächst ein Beispiel geben, wie sich aus solchen Elementen ein Gesprächverlauf herstellen ließe. «Seide: (Ibrischim: Ne dir bise bu hischin) Was kündet uns diese Pracht und Freude? — Granatenblüthe: (Nar: yuraghim janar) Mein Herz brennt so, daß der Himmel den Nachbar behüte. — Feige: (Indjir: Bormana lokdun bin zindjie) Deine Bande bringen meine Ruh zur Neige. — Hyacinthengewinde: (Simbül: Ikimis bülbül) Als Nachtigall ström ich mein Lied in die Winde. — Tuberrose: (Teber:

yal da gheber) Entferne dich von meines Lebens Loose. — Birne: (Armonde: Wer bana bir omonde) Glätte durch Hoffnung die Furchen meiner Stirne. — Kohl: (Lahane. Bulma bise behane) Nimm keinen Vorwand zum Uebel oder Wohl. — Knopf: (Dogme: Ghairije gonul verme) Schenk dein Herz nicht dem ersten besten Tropf. — Lilienblüthe: (Zanbak: Opeim sen bak) Ich umarme dich und spotte deiner Güte. — Hyacinthenblüthe: (Sünbül: Ben aglarim sen gül) Ich weine, spotte nur meiner Güte. — Kaffee: (Kahve: yetichur etme bana latife) Gräme dich nicht mehr, es thut mir weh. — Narcisse: (Poul: Derdume derman bul) Du heilest meines Herzens Risse. — Bohne: (Bakla: Ali ben sakla) Nimm und behalte mich zum Lohne. — Myrthenkranz: (Mersin: Mewlam seni bana wersin) Vereine der Himmel unser Leben ganz. — Klee: (Jundscha: Sewerim seni olundscha) Ich liebe dich bis in des Todes Weh. — Aloe: (Ud agatschi: Gömülimun iladschi) Arznei für meines Herzens Weh. — Mandel: (Badem: Bulaim sana bir adem) Auf Manneswort vertrau ich deinem Wandel. — Jasmin: (Jasemi: Sen sev beni, benda seni).

«So hege mich in deinem Sinn
Wie fest ich dir verbunden bin.»

So wird also durch die Reime der Satzbau und in diesem der Sinn auf das geleitet, was der Entfernte der Unzugänglichen mittheilen wollte. Wenn nun die Festigkeit der Reime nicht bloß eine Schranke der Mittheilung, sondern auch eine Erleichterung ihres Verrathes zu sein scheint, so verhält es sich damit, wie mit manchem anderen gesellschaftlichen Scheine. Man darf nämlich nicht außer Acht lassen, daß die Reime selbst dem Wechsel der Mode unterworfen sind, und daß selbst bei unverrückbaren Reimen Homonymie eintreten kann, wodurch mit ein und demselben Entgegengesetztes gesagt wird, wie etwa: «Rose: (Ghul: Ben aglarim sen ghul) Ich weine, lache du Rose; und: «Rose: (Ghul: Derdunden oldim kul) Dein Leid verändert meines Lebens Lose»; endlich daß auch ohne Homonymie Verschiedenes an Einem Reime anknüpfen kann, wie: «Cypresse: (Selvi: Tez ghel gorursin beni)

Komm schnell, damit ich nicht dein Bild vergesse», und: «Cypresse: (Selvi; Daima sewerim seni) Deine Anbetung ich nie vergesse.»

Es ist also eigentlich jeder Selam ein Räthsel, dessen Auflösung von der durchs Einverständniß geleiteten Phantasie vollbracht wird, und während die symbolische Pflanze noch als eine Fessel der Phantasie betrachtet werden mochte, ist nun ihr Walten ein auf freiem Einverständniß beruhendes, vom Reime mehr begünstigtes als gestörtes. Wenigstens wird er wie jede andere gesellschaftliche Schranke von denen, die sich in solchen Convenienzen gefallen, nicht als Hinderniß, sondern vielmehr als Beförderungsmittel solcher jeux d'esprit betrachtet. Noch mehr freies Spiel gewinnt die Phantasie, wenn auch noch die Bindung an bestimmte Reime wegfällt, wie dies Goethe in seinen Abhandlungen zum west-östlichen Divan vorschlägt, indem er an einem Beispiele solcher durch Blumen, Früchte und andere Dinge geführten Unterredung hinzufügt, daß diese «Mittheilungsart sehr bald unter lebhaften, einander gewogenen Personen auszuüben sein» werde. Das ist auch ein sehr leicht erklärlicher Fall; denn wo durch Gemeinsamkeit der Erlebnisse gleiche oder ähnliche Vorstellungsreihen sich gebildet haben, da genügt die leiseste Anregung irgend eines Gliedes dieser Reihe, um die anderen aus ihrer Versenkung hervorzurufen, und was dem unbetheiligten Dritten völlig unverständlich ist, das wird für die Einverstandenen ein sehr leicht lösliches Räthsel. Nur verschwindet dabei die Bedeutsamkeit des Objectiven gänzlich, wenn man auch noch die verschiedenartigsten Reime bei ein und demselben Ueberreichten oder Uebersandten zu Hülfe nehmen kann. Es wird so die Pflanzensprache zu einem bloßen Spielen mit den Pflanzen, und hinter dessen unscheinbarem Durchführen vollbringen sich ganz andere Vorgänge der ungebundenen Phantasie. Und hieher gehört eine ganze Reihe geistreicher phantasievoller Spielerein mit Pflanzen, bei denen diese wirklich nur als Nebensache gelten.

b. Pflanzenspielerein.

Man würde sich vergeblich bemühen, wenn man bei solchen Spielen mit Pflanzen nach einem Sinne des äußeren Geschehens forschen wollte, denn dieses ist ohne eine Mittheilung des Einverständnisses völlig bedeutungsleer. So gleich die Pflanzenorakel. Wer würde an dem Messen von Grashalmen etwas Besonderes finden, wenn nicht der Dichter erklären würde:

«Mich hat ein Halm gemachet froh,
Er sagt, ich solle Gnade finden;
Ich maß dasselbe kleine Stroh,
Wie ich es oft gesehn bei Kindern.
Nun hört und merkt, ob sie es thu';
Sie thut; thut nicht; sie thut; thut nicht; sie thut!»
(Walther von der Vogelweide.)

Ein Mädchen wandelt durch die Fluren, rupft ein Blättchen aus der Krone der Kopfblume (Chrysanthemum leucanthemum) nach dem andern heraus, murmelt etwas vor sich hin, und wir würden nicht begreifen, warum ihr Begleiter bei ihrem letzten Worte entzückt ausruft: «Laß dieses Blumenwort dir Götterausspruch sein», wenn wir nicht das Sprüchlein dazu wüßten: «Er liebt mich u. s. w.» Denn die Blume selbst bietet gar keine Veranlassung weder zu jenem Thun, noch zu diesem Entzücken; man möchte denn die Zungenform ihrer Strahlblüthen und die Langweiligkeit ihrer ganzen Erscheinung als Veranlassung zum Abzupfen und Fürsichmurmeln nehmen. Dann findet man aber auch in dem Abblasen der Samenwolle des Löwenzahnes (Leontodon taraxacum) einen Sinn, wenn auch nur den der trivialen Folgerung, daß, wer kräftige Lungen hat, mit einem Athemstoß dies ganze Köpfchen in die Lüfte zerstiebt, und an diesem die Bürgschaft seiner Gesundheit folglich Langlebigkeit hat.

Wenn man einmal auf ein solches Sinnauslegen geräth, dann findet man auch in dem Binden von Grashalmen zu Kränzen, in den Räthseln über Pflanzen und ihre Lebensformen ein Tiefbedeutsames. Man kann aus den Fragen des Traugemundsliedes und ihren Antworten:

«Welcher Baum hat Früchte ohne Blüthe?
Der Wachholder hat Früchte ohne Blüthe.
Wovon sind die Matten so grün?
Von manchen Kräutern sind die Matten so grün.»

wer weiß was für Geheimnisse stillwaltender Naturlebendigkeit herausdemonstriren. Und welch weites Feld eröffnet sich erst, wenn man die Rosenfeste von Kaschmir, die Blumenspiele der Provence und ihre Preise symbolisiren will. Was läßt sich da nicht an den aus Gold oder Silber gearbeiteten als Preise dieser jeux floreaux verwendeten viuletta (Veilchen) aiglantina (Hagerose) und flor dal gauch (helianthus annuus) heraus- oder hineinlesen, wenn man einmal immer und überall einen Sinn finden will, der in diesen Fällen doch so offen daliegt. Der Augenblick, die besonderste Stimmung, die gerade in der Gesellschaft herrscht, läßt die oder jene Pflanze oder auch etwas Anderes ergreifen zum Andeuten damit nur sehr fern oder gar nicht zusammenhängender innerer Vorgänge. Es wäre vergeblich, in solchen Zufälligkeiten etwas Anderes als gleichgültige Träger des Einverständnisses einer geschlossenen Gesellschaft zu finden, oder als bedeutungslose Anregungsmittel für das behagliche Schweben des esprit zwischen den festen Formen der Convenienz.

So wäre es auch vergeblich, in den Modepflanzen irgend eine Symbolik finden zu wollen. Es ist zwar richtig, daß auch hier wie bei Allem, was der Mensch zur Erscheinung bringt, kein bloß Aeußerliches, sondern ein Reflex der Innigkeit hervortritt. Und so wird der sinnige Forscher in diesem Gebiete, wie der, welcher sich die Kleidertrachten zur Aufgabe des Enträthselns macht, manche dankenswerthe Errungenschaft zu Tage fördern. Nur fehlt darin durchwegs der symbolische Charakter, oder wenn er wie beispielsweise bei der Wahl duftloser oder penetranter Blumen sich zeigt, so ist er rein zufällig. Denn die Gesellschaft gleicht vollkommen der Witterung, zu deren Gegenwart sich tausenderlei Einflüsse zusammenfinden. Man wird vergeblich nachspüren, warum mitten im heitersten Nachmittage alle Hochberge zu dampfen beginnen, und plötzlich das heftigste Gewitter losbricht,

nachdem alle Vorzeichen auf langdauernde Reinheit der Atmosphäre hingewiesen haben. Vielleicht erfährt man erst nach Monaten, an dem Tage sei in der Aequatorialzone das heftigste elektrische Laden und Entladen vorgegangen, und combinirt dann nicht mit Unrecht: Darum ist es begreiflich, daß dieses Hochgebirge, dieser Luftströmung völlig preisgegeben, diese elektrischen Processe reflectiren mußte. Forscht man dann aber weiter, warum gerade an dem Nachmittage das Gewitterspiel der Tropen so heftig war, so bleibt das Darum aus, oder man wird gar auf die Häufigkeit der Sonnenflecken hingewiesen, und wenn man auch da noch fragt, so kann es gar leicht und mit Recht entgegenschallen: Ein Narr wartet auf Antwort.

Und so ist es auch mit der Gesellschaft bestellt: einen und zwar sachlich bestimmten Grund haben freilich alle ihre Convenienzen. Allein nun forsche man weiter! Da wird man zuerst auf den Zeitgeist verwiesen, und fragt man wer der sei, so heißt es: Die gegenwärtige Combination des gesammten Erkennens und Wollens, und weiter, warum ist die Gegenwart dieser Combination so? Nun, weil die Individuen in der wechselseitigen Förderung und Hemmung ihrer Interessen gerade zu diesem Erkennen und Wollen gelangt sind. Und welches ist die wechselseitige Förderung und Hemmung der Interessen? Das kann nur an den individuellen Anlagen erkannt werden. Und wie erkennt man die? Wenn man zu erklären im Stande ist, warum die allgemeine Lebendigkeit der Natur und Geschichte sich zu dieser Innigkeit concentrirt! So kommt man auch hier aus dem Kreislaufe der Ursachlichkeit nicht heraus; Gründe genug aber kein Grund, auf den man sich und seine Erkenntniß der Gesellschaft feststellen könnte.

Genug, die Gesellschaft ist, ihre Convenienz beruht auf der stillschweigenden oder ausgesprochenen Ausgleichung unberechenbarer Factoren, und eben so unberechenbar ist der Ausdruck ihrer Entwickelungsstufen in der Mode. Und wenn man die Pflanzen auf gut Holländisch bald zu Artikeln des Börsenspieles im Tulpen- und Hyacinthen-Zwiebelhandel verwenden sieht, wenn sie sich auf gut Französisch zu allem möglichen Gethier müssen verschneiden lassen, wenn der Chi-

nese das Non plus ultra geleistet zu haben glaubt, sobald es ihm gelungen, die Hunderte von Fuß in ebenso viele Einheiten von Zollen bei Fichten und anderen Bäumen zu verwandeln, so ist es wol am besten, diese Dinge als Facta zu registriren und die Begründung dieser Curiositäten auf sich beruhen zu lassen. Man fände wol ein und den andern erklärenden Factor, allein ihre Zusammenstellung wäre so weitläufig, daß sie sich kaum der Mühe verlohnt. Und so verhält es sich mit allen Modepflanzen. Die Nelke paßt wol nur zu der geschminkten, reifrockumstarrten Marquise, die vielfach in Farbe und Zeichnung variirten Pensées zu den so beliebten Pianovariationen und den vielformigen ebenso nichtssagenden Physiognomien des Salons; die Dahlien und Astern und Hortensien zu den wesenlosen Scheinen, die Camellien zu den steifen Formen, die betäubenden, bizarren Orchideen zu der unerträglichen Temperatur jener Räume, in denen sie gerne gesehen werden. Allein wollte man das Symbolistren weiter führen, als bis zu diesen allgemeinen Anklängen, so käme man nur zu Spielereien.

In eben solche Spielereien, in welchen man freilich oft genug mit ihren Trägern zusammentreffen würde, geriethe man, wenn man die Deutung der Parteipflanzen unternehmen wollte. Wir haben schon in der Betrachtung des Nationellen gesehen, wie wenig stichhaltig das Festhalten dieser oder jener sogenannten nationellen Pflanze ist. Gerade so ist es nun um die Wahl und das Festhalten politischer Parteipflanzen bestellt. Man betrachte zunächst die Freiheitsbäume, über die André in seinem Werke über Amerika sagt: «Der erste war in England ein Apfelbaum bei Honiton in Devonshire, unter dem sich die mit einer Auflage auf Cider Unzufriedenen versammelten und den mißliebigen Minister in effigie tödteten. Die Ulme war der Freiheitsbaum der amerikanischen Revolution. («Die Welt möge nie die Stelle vergessen, auf welcher einst jener Baum sich erhoben», sagte Lafayette 1824). Sie stand in Boston an der Ecke der Esser- und Washingtonstraße. Dort versammelten sich am **14.** August 1765 die «Söhne der Freiheit», um in effigie die Begründer der Stempelacte dort aufzuhängen. Am **11.** September 1765 hefteten sie

daran eine Kupferplatte mit der Inschrift: the tree of liberty. August, 14. 1765. Von den Engländern wurden dort gefangene Amerikaner getheert und gefiedert und aufgehängt, der Baum endlich umgehauen. Unter einer Ulme unterzeichnete W. Penn seinen Vertrag mit den Indianern. Die Franzosen brachten diese Idee aus Amerika u. s. w.» Es ist also gar kein sachlicher Zusammenhang zwischen der Idee und dem Baume der Freiheit, sondern nur der zufällige des dortigen Vorganges. Und so ist es auch mit anderen Parteipflanzen. Die rothe und weiße Rose sind aus den Wappen der beiden streitenden Häuser, ebenso die Lilie von den Lanzenspitzen im Wappen der Bourbons aus, in ein Parteizeichen verwandelt worden, — wie aber das Märzveilchen dazu kam, den Napoleonisten zum Kennzeichen ihrer politischen Richtung zu dienen, das ist trotz des neueren Datums unerklärlich und man muß sich begnügen, irgend eine zufällige Combination vorauszusetzen; vielleicht die, daß Napoleon am 31. März 1814 entsetzt wurde und am 1. März 1815 Elba verließ.

Und so wie die Partei nach zufälliger Convenienz sich ihre Abzeichen, mitunter auch aus der Pflanzenwelt holt, so werden Kränze, Guirlanden und Bouquets in denen eine naive Sinnigkeit so viel anzudeuten verstand, nur als zufälliger und auf bloßer Convenienz beruhender Schmuck betrachtet. Es ist so gebräuchlich, mit einem Kranze sich beim Tanze einzufinden, und den Ballsaal mit Guirlanden zu decoriren, und man macht es als Modesache mit. Da gewinnt der Kranz bei den Eroberungssüchtigen gar leicht die Form des Diadems, und zu ihm wie zu den Guirlanden kann man aus Bequemlichkeit anstatt der natürlichen künstliche, wenn auch nicht künstlerische sogenannte Phantasieblumen verwenden. In diesen sogenannten Phantasieblumen kann sich dann, wenn auch nur in unbewußter Ironie die ganze Unnatürlichkeit des conventionellen Wesens darlegen, und erst wenn dieses mit dem Leben selbst endigt, kommt mit den Sargkränzen von Kindern und Jungfrauen, und mit den Guirlanden, die man um Friedhofsmonumente schlingt, die Natur wieder zu ihrem Rechte. Und so ist es auch mit den Bouquetten. Es ist einmal

Etikettssache, daß gratulirende Kinder mit Blumensträußen geputzt erscheinen, daß das Fräulein sein Ballbouquet bekomme, daß die Braut in Bouquetten ihren täglichen Tribut erhalte, — ja man nimmt den Bettler, den Schmarotzer freundlich auf, wenn sich die Zudringlichkeit hinter einem mächtigen Buschen von Blumen verbirgt. Genug es ist einmal so herkömmlich, und so kann man nicht einmal auf die Bedeutsamkeit der dargereichten Blumen achten, wenn man es auch verstände; die Anforderungen sind zu vielfältig, als daß man durch mehr als durch Seltenheit der Blumen seine Aufmerksamkeit aussprechen wollte. «So ist das Bouquet öfter eine Lüge als eine Wahrheit, öfter eine Plage als ein Vergnügen.» Wie erst dann, wenn mit der Annahme des ersten Bouquets die Verpflichtung zu den tausenderlei Diensten und Gefälligkeiten übergeben wird, welche die Convenienz dem Geber unwiderruflich auferlegt. Da ist der Zuruf an seinem Platze: «Glaube mir, junger Mann, so lange es noch Zeit ist, zerreiße, vernichte dein Bouquet; betritt nicht den Boden der Sklaverei.» (Fleurs animées).

Es scheint also, als wenn innerhalb der Gesellschaft die Gemüthsbeziehung zur Pflanzenwelt völlig verschwinden möchte. Denn das Bouquet jetzt von der Mode als Tribut gefordert, kann ebenso durch Almanache, Bilderbücher und sonstige Nippsächelchen ersetzt werden, zu Guirlanden und Kränzen mag man wenn nicht lieber doch wenigstens ebenso gerne gemachte Blumen als natürliche verwenden. Es handelt sich ja doch nur darum, daß durch solche dargereichte und angenommene oder an günstiger Stelle angebrachte Schmucksachen ein Anhaltspunkt für das Anknüpfen des Gespräches geboten werde. Denn der Ton und Anstand verbietet es, daß man so ohneweiters von inneren Zuständen rede, man muß irgend einen Umweg machen, und kann doch nicht immer auf der breitgetretenen Heerstraße der Gesprächsanfänge vom Wetter, Theater, Concert bleiben. Aus solchen Allgemeinheiten kann selbst der Geistreichste nur äußerst selten eine piquante Combination und einen ungezwungenen Uebergang zu dem machen, auf was man doch von allen Seiten so gespannt

ist, und von dem doch Keiner zu reden beginnen will, damit er sich mit dem Verrathen seines Interesses keine Blöße gebe. Wie leicht ist es nun in solchen Fällen, den Geschmack zu rühmen, der das Boudoir mittelst blechernen Epheus zu einer Laube zu verwandeln versteht, wie leicht die Taktlosigkeit zu tadeln, wenn die Mutter mit ähnlichem Kranze beim Thée dansant erscheint, als die Töchter sie tragen, wie hübsch knüpfen sich an das Bouquet ganze Reihen von Vergleichungen dieser oder jener Persönlichkeiten mit den Physiognomien von Blumen an. Und ist man gar im Garten, da ist das Spiel der Geistreichigkeit noch ungehemmter; wie alltäglich dieses Arrangement von Verbenen, Rosen, Pelargonien; «da sollten Sie sich doch den Garten des Baron X. im Vorbeifahren ansehen, er hat erst gestern eine seltene Blume um 1000 Thaler angekauft. Ein feiner Mann das, der Baron, so fein wie seine Diners.» «Feine Gesellschaft dort?» «Haben Sie den y'schen Gesandtschaftssecretair nicht da getroffen?» «Der Secretair scheint Sie sehr zu interessiren?» «Das nicht; allein er gibt ja den feinen Ton an.» Und nun wird zur Abwechselung oder Ableitung eine Blume gepflückt und zerpflückt. «Die arme Blume!» «Wie so?» «Sie haben sie getödtet. Vielleicht machen Sie es mit Ihren Erinnerungen auch so.» «Und wenn ich es thäte?» «Dann ist's leider wahr, was ich in den fleurs animées über Frauenherzen las.» Und das wäre?» «Au fond du coeur se cache le germe, qui contient la fleur eternelle, la fleur d'oubli.»

So schlingt sich die Conversation innerhalb der gegebenen Schranken an dem vorgefundenen Anlasse bis zu dem Punkte fort, um den es gleich anfangs zu thun war, und die Kunst des Geistreichen besteht eben darin, das Schweben zwischen dem Anlaßgebenden und der Grundlage des Herzensthema zu erhalten, sich weder in ein breites Besprechen jenes, noch in eine zu klare Exposition dieses einzulassen. Es ist das ein auf Reflexion beruhendes Symbolisiren, dem die Allegorie im Gebiete der Kunstschöpfung oder vielmehr an dem Endpunkte desselben entspricht. Man meint etwas ganz Anderes als man darstellt, und man

wählt diesen Weg der Mittheilung nicht wie beim naiven Symbolisiren aus Unbehülflichkeit, sondern gerade um seine Gewandtheit und Feinheit im Verhüllen und Andeuten zu zeigen. Und wenn man sich dazu einmal der Pflanzenwelt bedient, so bleibt man nicht blos bei den allgemeinen Beziehungen stehen, sondern man sucht ihre Eigenthümlichkeiten in die Fortleitung der Conversation zu verflechten. Dabei aber ist es nicht gemeint, Gestalten, Farben, Düfte näher zu würdigen, das wäre viel zu pedantisch; sondern man bleibt bei dem Aeußerlichsten stehen. Das Aeußerlichste aber an einer Sache ist ihr Name, und so sind es auch die Namen der Pflanzen, welche dem an der Oberfläche herumnaschenden Geistreichen interessante Wendepunkte der Conversation darbieten. Lilie — Emilie, Tuberose — Julie, Lein — Therese; und wie man sonst Namen der Blumen und Frauen zusammenstellen mag. Man hat da einen endloser Variationen fähigen Stoff. Der Pflanzenname macht auf uns einen bestimmten Eindruck durch seine Bedeutung, ebenso der des Menschen, man stellt also die Träger mit den Namen, Namen mit Namen oder Träger mit Trägern in piquante Beziehungen. Es ist nur schade, daß es noch Niemandem eingefallen ist, derartige Combinationsbilder zu fabriciren, er würde sich den Dank manches sanft gähnenden Salons erworben haben. Der witzige Alphons Karr hat in den Texten zu Grandville's fleurs animées doch eine Andeutung dazu gegeben, indem er vorschlug, Frauen auf klingende Pflanzennamen umzutaufen. Das wäre erst eine Seite, wie viele andere ließen sich noch entdecken, ohne daß man sich zu einer Weltfahrt vom Theegeplauder am wärmenden Kamine zu rüsten brauchte. Doch siehe da, auch der Tanzplatz des Volkes hat seine Geistreichen, ja er ist hier dem witzigen Pariser sogar zuvorgekommen. Man höre nur das leider Unübersetzbare:

«Zuzička! počom u was ružička?
Jedno pierse za žlaty!
Ja tě musim bozkati.
Tulipan! ten čerweny tulipan
Nenazdaj se muoj mily
Že ty budeš mlady pan.

Ružička! ta čerwena ružička
Bozkajme se muoj mily
Naše čerwené lícka. (Kollar: Zp.)

Es ist Alles schon da gewesen! kann der Blasirte da mit Recht ausrufen. Mädchennamen auf die der Pflanzen zu reimen, auf diesen Reim einen passenden Satz zu finden, um durch alles das unvermerkt zu dem zu gelangen, was man ursprünglich im Sinne hatte — diese und noch viele andere geistreichen Künste treffen die Gemeinen beim Bier so gut wie die Noblen auf dem Balle. Und zwar weil Convenienzen nicht in dieser oder jener, sondern in jeder geschlossenen Gesellschaft herrschen, und diese überall zu finden ist, wo ein bestimmter Bildungsgrad überreif geworden ist. Der Hofschulze ist womöglich noch exclusiver als der Hofmarschall und seine Tochter darf ebensowenig an den bloßen Colonus denken als das Fräulein. Genug, es klingt überall derselbe Grundton durch, und namentlich darf man sich über solche Aehnlichkeiten nicht wundern, wo die Analogie eine Gegebene ist. Denn in diesem Spielen mit Pflanzen- und Frauennamen macht sich doch zuletzt, wenn auch freilich nur sehr dunkel, die Symbolik der Lautgebilde geltend.

So tritt auch die ursprüngliche Symbolik hervor, wenn geistreich von der Musik der Pflanzen und der Landschaft gesprochen wird, wie denn auch Alphons Karr Donizetti's Musik mit Päonien, Halevy's mit Camellien, Auber's mit graziösen Windlingen, Schubert's mit einem von blühenden Haidekraute überzogenem Abhange im Mondscheine geistreich vergleicht. Heine hat dieselbe Spielerei mit Analogien benützt, um recht nette Bilder im dritten Theile seines Salons, ganze Landschaften und Romane aus der Musik herauszuphantasiren. Es ist in der That etwas daran, wenn man auch solche Phantasien und Analogien in ihrem Ausgesponnensein nur für das zu nehmen hat, wofür sie sich selber geben, nämlich für interessantes Salongeplauder. Denn wenn Namen mit Blumen in geistreiche Verbindungen gebracht werden, so ist es doch nur die unvertilgbare Symbolik der Lautgebilde, welche sich mit der eben so unvertilgbaren Bestimmtheit des Pflan-

zeneindrucks verbindet. Und wenn auf diesem Wege fortgegangen wird, gelangt man einerseits zu dem reinen Tönen, welches die Melodien und Harmonien der Musik bildet, anderseits zur Combination der Vegetationseindrücke in der Lebendigkeit der Landschaft. Dieselbe Innigkeit ist es ja, in welcher die gesehenen und gehörten Eindrücke zusammenströmen, und so ist eine Combination derselben von Seiten des Geistreichen um so leichter möglich, als es im Wesen der Sinnigkeit liegt, dem, was Eindruck gemacht hat, einen entsprechenden Ausdruck zu geben und umgekehrt an diesem auch ihren eigenen Eindruck auf fremden Sinn zu verpflanzen. So tönt der landschaftliche Eindruck im Liede aus, und dieses wieder knüpft an landschaftliche Beziehungen gern an. Der Geistreiche vollbringt dann reflectirend dasselbe, was die naive Symbolik unbewußt gethan, wenn er der gemeinsamen Anschauungsweise der Gesellschaft solche Combinationen der Musik- und Pflanzenwelt vorführt. Nur wie in diesem Gebiete Alles auf Convenienz beruht, so werden auch Ton und Blume, Musik und Landschaft nicht mehr nach ihrem unmittelbaren Eindrucke, sondern nach jener Weise genommen, über welche man früher schon sich allgemein geeinigt.

c. Les fleurs animées.

So ist denn mitten aus den Kreisen, welche auf den Namen geistreicher Gesellschaft vorzugsweise und mit Recht Ansprüche machen, aus dem Pariser Salonleben ein Werk hervorgegangen, in welchem die von geistreicher Reflexion geleitete Phantasie bis zur Naivetät des Symbolisirens, ja bis zum ersten Märchenerzählen zurückgelangt ist, nämlich Grandville's fleurs animées, bei denen aber am besten jederlei französische und deutsche Umdichterei weggeblieben wäre.

Schon in seinen Scenen aus dem Privat- und öffentlichen Leben der Thiere hatte Grandville gezeigt, wie man die ursprüngliche Sinnigkeit des Symbolisirens von der höchsten Reflexion aus wieder hervorrufen könne, indem er, sei es am Menschen die thierische Seite, sei es am Thiere Anklänge an menschliche Verhält-

nisse und Beziehungen hervorhob, und in der Thiermenschenwelt ein getreues Abbild aller aus der Gesellschaft hervorgehenden Mißrealitäten zusammenstellte. So geht er auch in seinen fleurs animées, wie dort von den typisch gewordenen Vorstellungen, hier von der ursprünglich oder traditionell oder conventionell festgestellten Bedeutsamkeit der Pflanze aus, und überträgt sie nun in die Mienen, Haltung und Bekleidung der Frauen. Die Beseelung, welche eine Pflanze durch's Symbolisiren von der menschlichen Innigkeit erhielt, verleiht nun der Künstler der im Vegetationstypus erscheinenden menschlichen Gestalt, — es sind menschgewordene Blumen, welche wir vor uns haben, während die Symbolik das Menschliche verblümt aussprach. Immer, überall und in allen Formen weiß uns Grandville an solchen Menschenpflanzen den Genius selbst der Landschaft aufleuchten zu machen. Die Erde ist erst stellenweise vom Schnee entblößt, die Bäume starren laublos, und schon schießt Fräulein Primevère (Primula verna) so gewaltig hervor, daß sie selbst den furchtsameren Schneetropfen (Galanthus nivalis) zu sich erhebt.

Mademoiselle Fleur de pecher (Amigdalus persica) friert zwar noch an nackten Händen und Füßen, allein der grünende Hollunder an der Gartenmauer läßt sie doch die schützende Strohmatte abschütteln. Doch schon steigen aus goldenen Weihrauchvasen unter breiten Blättern knieender Mädchen (Viola odorata) mächtige Duftwolken über die Blüthenrispen des Raigrases (Avena elatior) empor; Fräulein Narcisse beugt sich zum irideenumblühten Bache herab, um die Huldigungen der Libellen und Wassersalamander zu empfangen, Maikäfer bekomplimentiren die darnach aufschauende Dame Lilas (Siringa vulgaris). Da endlich sitzt die Königin (Rosa centifolia) auf dem Throne; ihr Scepter spitzt sich in drei geschlossenen Knospen, zwei halberschlossene sind ihr Busenschmuck, die aufbrechende Rose ihre Krone, das Gold der Staubfäden glänzt in ihrem Haare und die Thauperlen sind ihr Halsschmuck. Was Wunder wenn die glänzendsten Goldkäfer ihre tiefsten Reverenzen machen? Doch hat sie an der hochragenden, goldgekrönten, edelweißen Lilienjungfrau, der freilich etwas

perfid zwei Cerambices zu Pagen gegeben wurden, eine um so gefährlichere Nebenbuhlerin, als diese in kummerloser Würde durch das Leben schreitet, und auch Marquise Dillet (Dianthus Cariophyllus) nimmt eine ganze Schaar zwischen den scharfzugeschnittenen Heckenwänden herumgaukelnder Schmetterlinge in Anspruch. Doch schon ist die Schwüle des Sommers zu groß geworden, als daß zarte Schönheiten sich darin zur Lust ergehen wollten; das sieht man an den händeringenden, von unmäßigem Durste gequälten Damen Pois de Senteur (Lathyrus odoratus). Es ist die Zeit des sinnenden Stehens und Spielens mit dem was unter die Hände kommt; Mademoiselle Marguerite (Chrysanthemum segetum) gibt einer ganzen Schaar jüngerer Schwestern Unterricht in dem bekannten: «Er liebt mich ꝛc.», die Frau Scabieuse (Scabiosa atropurpurea) ist mit ihren Kindern zu Besuch und traulichem Geplauder bei Frau Souci (Calendula arvensis) gekommen; wahrscheinlich sprechen sie über die verschwundenen guten alten Zeiten ihres Frühlings, wenigstens macht Frau Souci unter einer Thränenweide sitzend, ein sehr melancholisches Gesicht. Doch was nützt es zu klagen; der Herbst kommt und die Einen werden im Glashause, die Andern im Herbarium untergebracht, wo sich ihnen die natürlich gefärbte Mumie der steifen Jungfrau Pervenche (Vinca pervinca) als Ideal präsentirt.

Und wie zu allen Zeiten so an allen Orten und in allen Gestalten weiß Grandville die Blumen zu humanisiren. Wollt ihr in den Salon? Fräulein Camelie wandelt als Bild ohne Gnaden zwischen Vasen und Girandolen in steifer Sicherheit auf dem glatten Parkette, Madame Cactus provocirt mit prächtiger Ueppigkeit selbstgewiß die Nebenbuhlerin, Madame Dahlia hält euch eine Vorlesung über die Nuançirung des Geschmackes und der Mode. Wollt ihr ins freie Feld? Da werdet ihr zwischen wogendem Korn die drallen Landmädchen Bleuct (Centaurea cyanus) und Coqueliquot (Papaver Rhoeas) von Schnarren, Cymbeln und Geigen der Grillen und Heimchen umspielt, sehen; während die edel träumerische Pavot (Papaver somniferum) in den Dämmerschein des Mondes ihre süßesten Mohnkörner streut,

und alle übermüden Käfer und Schriken in Schlaf lullt, so daß das Johanniswürmchen als zweiter Diogenes vergeblich mit seiner Laterne nach Gleichlebendigen umherspäht. Wollt ihr zum Balle? Es geht sehr lustig zu. Pied d'Alouette (Delphinium Ajacis) macht ihre kühnsten Entrechats, Campanule (Campanula rotundifolia) und Fuchsia überbieten einander in sprudelnder Heiterkeit, während Muguet (Convallaria majalis) und Liseron (Convolvulus arvensis) einander zärtlich in die Arme sinken. Oder zieht ihr es vor, euch in ein Seitencabinet zu flüchten? Die süß schmunzelnde Chinesin Thé, die üppig schwärmerische Creolin Café empfangen den Flüchtling mit ihren Gaben.

Keine der Gestalten, die uns im Leben zu begegnen pflegen, fehlt in dieser blühenden Gesellschaft. Die nichtssagende farbenreiche Tulpe, sogut wie die an der Todtenurne ihrer Träume sinnende Pensee und die Myosotis, die dem forteilenden Dampfer ihr: Vergiß mein nicht nachruft, haben da Platz. Die auch beim Spazierengehen nicht müßige Hausfrau (Linum usitatissimum) und die leichtfertige Belle de nuit (Callonyction speciosum) mit ihren losen Lockengewinden und flatternden Gewanden; die spitzige Chardon (Carduus nutans), die sich mit ihren Witzstacheln gegen Mrs. Ane den Sonntagsritter in dottergelben Glacéehandschuhen, goldgestickter Weste und fashionabelseinwollender Cravatte wehrt, und die Schwester Nenuphar (Nymphaea candida), welche stolz an dem fledermausgeflügelten Ohrkäfer, der ihr ein brennendes Herz entgegenhält, vorüberschwebt; die hülfreiche Guimauve (Althaea officinalis) und die medusenhäuptige Cigue (Cicuta vivosa); die gelehrte Schwätzerin Eglantine (Rosa canina), und die lallende sich überall anklammernde Vigne (Vitis vinifera); fleur de grenadier (Punica granatum), die ihren sinnbethörenden Fandango aufführt; die leichtfertige Chevrefeuille (Lonicera Caprifolium) und demüthige Capucine (Tropeolum majus); die Sensitive (Mimosa sensitiva), die vor der Berührung eines Schneckentasters zusammenschaudert, und sich dabei dem Qualm der Tabakpfeife eines Mistkäfers aussetzt; die blasirte Verveine (Verbena officinalis); das Kind Jasmin, das noch mit Parfumes in die Gesellschaft

kommen darf, und die orangeblumengekrönte Braut; kurz all und jede Form weiblichen Daseins ist in der Blumenwelt heimisch.

Mit demselben feinen Takte, der durch alle seine Bilder geht, hat Grandville die Blumen beinahe ausschließlich zu weiblichen Gestalten umgedichtet. Nur die eiserne Hand, die nach dem Lorbeer langt, das uralte Knäblein, das mit seinen Myrthenverheißungen so viel Unheil in die Welt gebracht, und die in jeder Gesellschaft wohlbekannte Figur des ewigen Anbeters, der wie die sinnbare Sonnenblume sich jedem neu aufgehenden Gestirne entgegen neigt, sind mit feinem Humor männlich gehalten. Denn einerseits sind die Frauen in der That die leitenden Mächte der Societé und Goethe, indem er die Prinzessin sprechen läßt:

«Willst du genau erfahren was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen nach, —»

hat die allgemeine Bedeutung der Frauen für die Herstellung einer unmerklichen aber unzerbrechlichen Convenienz ausgesprochen. Wollte also der Maler die reinen Typen des gesellschaftlichen Lebens hinstellen, so konnte er sich dazu nur der Frauen bedienen. Anderseits aber, indem sie die Gesellschaft leiten und festhalten, und diese immer örtlich und zeitlich bestimmt ist, geben die Frauen eine viel vollkommenere Vorstellung des Zeitgeistes im gesellschaftlichen Tone, als es die Männer vermögen, deren Streben geradezu auf ein Verdrängen solcher lokaler und temporärer Beschränkung und auf Herstellung allgemeiner Bestimmungen gerichtet ist. Und wenn man die Gesellschaft als geistige Landschaft, oder als die feste Umgebung und Umgrenzung geistigen Wirkens erfaßt, so sind in der That die Frauen darin das still aufkeimende und blühende, das bleibende Moment, während die Männer mehr das unruhige unfaßliche Animalische derselben darstellen. An den Frauen haben die Ideen eines Volkes ebenso einen unstörbaren Hort, wie die Vegetation der Landschaft die stetige Grundlage für eine bestimmte Culturrichtung bildet; — und wo jene Pflege der Ideale durch Frauen, wo die präcise Vegetation einer Landschaft fehlt, dort wird auch das Wirken eines Volkes, wenn es überhaupt vorhanden ist, der Geschichte keine Bereicherung geben,

indem es sich willenlos jedem von Außen kommenden Anstoße hingibt.

Das Dasein und die Physiognomie der Heimath wird demnach durch die Frauen und die Pflanzen in der geistigen und natürlichen Landschaft bedingt. Aufgabe geistreicher Phantasie war es, diese allgemeinen Beziehungen in ihren besonderen Formen durchzuführen. Der Künstler hatte zu ihrer Lösung nur die Momente zusammenzufassen, die in der Convenienz der Gesellschaft aus Erinnerungen der Symbolik einerseits, anderseits aus den beinahe vegetativen Typen der Societé sich hergestellt hatten. Er konnte dies aber nur dadurch, daß er gerade den umgekehrten Weg der naiven Blumensprache vollbrachte. Wenn diese nämlich in der Pflanzenwelt sinnig jene Formen ergriff, an denen sie ihre innere Fülle aussprechen konnte, so faßt die geistreiche Phantasie an den darstellenden Mächten der gesellschaftlichen Convenienz jene Beziehungen auf, die an bestimmten Pflanzen ihre, sei es natürlichen, sei es traditionellen Typen haben, um das Menschliche dem Pflanzlichen ebenso ganz einzuleben, wie es die Symbolik naiv und fragmentarisch gethan. — In beiden Fällen aber, sowol als naive, als auch geistreiche Phantasie, wird die Sinnigkeit zu den Pflanzen, als dem unveränderlichen Ausdrucke der Landschaft, als den constanten Reflexen der Stimmungen also zur Heimath der Innigkeit in einer bestimmten Landschaft hingeleitet.

3. Der Park.

Von zwei Seiten ausgehend, strebt die Sinnigkeit das Pflanzenreich dem Menschen anzunähern: das eine Mal, indem sie als *symbolisirende Phantasie* die Pflanzen und ihre Combination in der Landschaft die Stimmungen aussprechen läßt; das andere Mal, indem sie als *geistreiche Phantasie* die Pflanzen zu menschlich gestalteten und beseelten Wesen umdichtet. In beiden Richtungen ist der Eine Grundzug der Sinnigkeit auseinander-

gelegt, nämlich das Streben, jeden Gegensatz der Innigkeit und ihrer natürlichen Voraussetzung zu tilgen, den Menschen in seiner Welt oder wenigstens in den unzerrüttbaren Gebieten derselben völlig heimisch zu machen. An diesen beiden Bestrebungen aber ihr eigenes Ziel klarer erkennend, kräftigt sich die Sinnigkeit zur freien Phantasie oder zu dem Streben, die Voraussetzung nach menschlichen Gesetzen zu behandeln und umzubilden. Ja schon in den fleurs animées regt sich diese Freiheit der Phantasie, welcher die Voraussetzung als bloßes selbstloses Materiale gilt, nur daß sie da noch von der conventionellen Bedeutung einzelner Pflanzen gehalten wird.

Das freie Phantasiren aber knüpft an dem Unscheinbarsten an. Wenn man die Küste Australiens betritt und mitten in einer Welt von paradoxen Thier- und Pflanzenformen entweder sich selbst oder diese Welt für verrückt zu halten geneigt wird, genügt das Gänseblümchen (Bellis perennis), das man zu Hause vielleicht gar nicht beachtete, zum Zurechtfinden in der Umgebung. Man wird durch dies Pflänzchen der Heimath wie mit einem Zauberschlage über die Beengung der übervollen Fremde erhoben, man wird befreit von dem Drucke, den die Umgebung bis dahin auf das Gemüth ausübte. Und so ist es auch, wenn der frische Buchenwald auf italienischem Hochgebirge den nordischen Wanderer in die Heimath versetzt, wenn beim Ersteigen tropischer Bergriesen anstatt der Palmen und Baumfarren die Umbellaten der mitteleuropäischen Ebene, die Gräser und endlich die bunte Alpenflora den Forschenden umgibt. Ueberall ist die Wirkung dieser Reminiscenz an die Heimath durch ihre Pflanzen dieselbe. Die Phantasie wird nämlich von ihrer unmittelbaren Umgebung und den Mächten derselben befreit, sobald sich der Mensch auch noch anderer Erlebnisse erinnert. Der Augenblick, in welchem ihn die Heimathspflanze zu fesseln scheint, ist zugleich jener, in welchem er sich seiner innern Macht und Fülle bewußt wird, und damit er ja nicht an dieser aufgehenden Selbstthätigkeit der Phantasie zweifle, quellen ganze Welten von Freuden und Leiden, aus seinen Erlebnissen zusammengedichtet, aus seinem Inneren auf,

und lange nachdem er die Heimathspflanze aus dem Auge verlor, folgen noch die inneren Gebilde seiner Heimath seinen Schritten. Die Heimathpflanzen also sind es, die der Phantasie zugleich mit dem Anstoße ihrer unmittelbaren Voraussetzung unmittelbar auch das Reich ihrer freien Schöpfung eröffnen oder die Innigkeit mit ihren Erlebnissen zur Macht über die Voraussetzung erheben.

Wenn aber die Phantasie durch die von den Heimathspflanzen erweckten Reminscenzen wie jener mythische Riese durch Berührung der Muttererde die Urkräftigkeit erhalten soll, so muß eine Heimath vorhanden sein, oder der Mensch muß durch seine Erlebnisse erst einen Boden als sein ergriffen haben, damit er sich in der Fremde recolligiren könne, er sei er selbst, der in allen Wandelungen sich die Macht erhalte aus den Trümmern einer untergehenden, in den Wirrnissen einer fremden Welt, eine neue und seine Welt zu gründen. Daher können auch jene Pflanzen nur mit Unrecht heimathliche genannt werden, zu denen sich zwar der Mensch irgend eine Beziehung gegeben hat, die aber vollkommen dieselben auch ohne diese Beziehung wären. Der Brotfruchtbaum (Artocarpus incisa), der ganzen Stämmen jahraus jahrein Nahrung liefert, ohne daß sie etwas zu seiner Pflanzung und Pflege zu thun nöthig hätten; die Kokospalme (Cocos nucifera), deren Holz Feuerung, das Blatt Schutz gegen das Wetter, die Frucht Nahrung von selbst darbietet; die Mauritiuspalme (Mauritia flexuosa), die dem Guaranen Alles in Allem selbst fester Grund während der Ueberschwemmung ist, die Dattelpalme (Phoenix dactylifera), die dem Beduinen oft seine einzige Nahrung darbietet, die Rennthierflechte (Cetraria islandica), die als beinahe ausschließliches Nahrungsmittel den nordischen Nomaden ernährt, — sie sind wol alle charakteristisch für solche Menschenzustände, allein Heimathspflanzen sind sie nicht. In ihrem wilden Vorkommen und gleicher Benutzung geben sie nur ein Zeugniß für die Wildheit derjenigen, welche beinahe wie das Insekt an diese bestimmte Pflanze gebunden sind. Der Wilde hat keine Heimath, sondern nur eine Geburtsstätte, keine Wohnung, sondern ein Lager, und wenn seinem unstäten Umherschweifen auch durch die ernährende

Pflanze eine Schranke gesetzt wird, so ist er doch nur gebunden, aber nicht umfriedet und befriedigt durch sie. Daher auch, wenn er von diesem Boden auf einen anderen übersetzt wird und die klimatische Aenderung übersteht, und wenn ihm jene Pflanze vor den Sinn kömmt, wol ein unklares Ringen, halbgahres Träumen nach dem Geburtslande, aber keine aus Erlebnissen der Heimath zusammengedichteten Phantasiegebilde aus seinem Innern zur Verklärung der Gegenwart hervorströmen. Der an eine charakteristische wilde Pflanze gefesselte Wilde hat auch nur ein wildes, kein freies Phantasiren.

Erst wenn er durch Cultur den Boden bezwungen, hat der Mensch eine Heimath und an den Culturpflanzen die wahren mit seinen Erlebnissen verwachsenen Heimathpflanzen. Und obwol diese Anknüpfung an den Culturboden die Phantasie zu binden scheint, so wird sie gerade dadurch erst frei. Denn die Culturpflanzen, das Getreide und die Obstbäume sind nicht ein Werk der Natur, sondern des menschlichen Sinnens und emsigen unablässigen Fleißes. Ja es ist charakteristisch, daß man jene Wildlinge beinahe gar nicht anzugeben im Stande ist, aus denen sich der Mensch die ersten Träger aller Cultur überhaupt die Pflanzen des Ackerbaues und der Baumzucht erzog. Und wenn man auch den Holzapfel, die Vogelkirsche, die Schlehe als solche Urformen der tausenderlei Obstsorten bezeichnen kann, so wird daran nur um so klarer, was die Culturthätigkeit des Menschen hervorzubringen vermag. Der uralte edle Obstbaum erzählt viel deutlicher als es die Geschichte vermag die Thaten der Ahnen, ihr Ringen mit den rohen Naturkräften, ihre Siege, die sie Schritt vor Schritt auf widerspänstigem Boden errangen, den Frieden, den sie im weitschattigen Baume und seinen umgeschaffenen Früchten mit der zur Heimath umgeschaffenen Gegend schlossen. Das ist aber keine Bindung, sondern eine Befreiung der Phantasie, wenn sie durch solche wahrhafte Heimathpflanzen, durch wogende Saaten und kräftige Obstbaumalleen an die Macht des Menschen über die Natur gemahnt wird. Und wenn dann gar der Mais auf afrikanischer Küste, der Kaffee und die Baumwolle in West-

indien, die Rebe am Cap erblickt wird, und wenn man sich dabei nicht blos der Aneignungsfähigkeit fremder Culturrichtungen, sondern auch daran erinnert, daß diese angeeigneten Pflanzen da in einer dritten Heimath sind, so hat die Phantasie den weitausreichendsten Spielraum gewonnen, nämlich die ganze Erde, auf welcher der Mensch seine Cultur in allen Punkten heimisch macht.

Bei jeder Schüssel Gemüse, durch jeden Bissen Brot, jeden Teller voll Obst, ja durch jede Cigarre wird die Phantasie in die Ferne und Vergangenheit geleitet, und mag sich zu diesen Eroberungen im Pflanzenreiche leicht das Schiff hinzu malen, das die kühnen Entdecker trug, den Schlachtenlärm, der längst schon verhallt ist auf den Gründen, von welchen jene Pflanzen stammen. So mag etwa der Italiener durch die Agaven und Cactuse, die zwischen den Trümmern seiner Prachtbauten wachsen, zur Erinnerung gebracht werden an «das Auge, das die neue Welt gesehen auf jenem andern, fernen Erdenbogen, das durch die Nacht geflogen», (Zedlitz) die Reisfelder mögen ihn mahnen an Marko Polo, und die Orangenwälder an jene erobernden Väter, die nach Ost und West zu die Welt mit dem Schwerte bezwangen, aber die Aepfel der Hesperiden (nach Plinius) doch in ihrer alternden Welt nicht heimisch zu machen vermochten. Und wie durch solche heimisch gewordene Fremdlinge die Phantasie zu kühnstem Fluge erweckt wird, so kann jede wahre Heimathpflanze von der Macht der Innigkeit über ihre Voraussetzung Kunde geben, sie kann genauer, als ein Elektroskop von den atmosphärischen Processen Kunde gibt, die geistige Atmosphäre, den Fortschritt oder die Vernachlässigung der Culturthätigkeit, also der wahren Befreiung der Phantasie anzeigen.

Wie bedeutend jedoch die Freude an der Ueberwindung der unmittelbar gegebenen Voraussetzungen in den Culturpflanzen und mit dieser Machtgewißheit an der ihren eigenen Bahnen folgenden Phantasie sein möge, zum Vollgefühle dessen, was er aus seiner Umgebung gemacht, kommt der Mensch doch erst im eigenen, festgegründeten Hause. Das ist seine wahre Heimath, der Ausgangs- und Mittelpunkt seines Wirkens und erst dann weiß er

seine Cultur gesichert, wenn die Felder sich um das Haus breiten und die Obstbäume sich um dasselbe gruppiren. In der That ist die Gründung des Hauswesens mit der des Ackerbaues vollkommen gleichzeitig, weil eines ohne das Andere gar nicht bestehen kann, und ebenso gleichzeitig ist die Anlage des Gartens am Hause. Denn alle diese Richtungen gehen aus ein und demselben Grundzuge der Humanität hervor, und dieser äußert sich in seinem Erwachen als Streben das kaum festgestellte Menschliche zu sichern. Aus dem Naturzustande hervorgehend ist der Mensch zunächst nur für seine Sicherheit dem früheren gegenüber besorgt, und diese Sorge nimmt eine negative und positive Richtung an. Negativ ist die Sorge für Sicherung des Humanen, ein Absonderungs- und Abschließungsbestreben alles dessen, was der bloßen Natur angehört. Wir wollen hier nur beispielsweise anführen, daß der Gebrauch des Feuers selbst in heißen Gegenden zum Absengen wenigstens des Wildes, der Frucht, ehe sie genossen werden, das Tätowiren anstatt des entbehrlichen Bekleidens, endlich Reinlichkeit und das Herstellen einer Hütte solche Zeichen sind, daß der Mensch weder sich noch das, was er genießt, so belassen mag, wie es ihm unmittelbar gegeben ist. Und indem er daran eine wenn auch noch so unbedeutende Aenderung hervorbringt, scheidet er es so wie sich von den selbst vollkommensten Thieren. Und wenn er negativ das Menschliche durch Ausschluß bloßer Natürlichkeit zu sichern strebt, so tritt dieses Streben positiv als Sorge für die Zukunft und zwar in einer von der thierischen wesentlich verschiedenen Weise auf. Denn das Thier begnügt sich mit dem Aufspeichern des Vorgefundenen zum Wintervorrathe; der Mensch aber beginnt seine Zukunftssicherung nicht mit solchem Aufsammeln, welches vielmehr schon einer viel spätern Zeit angehört, sondern mit dem Aufreißen des Bodens und dem Verstreuen von Lebenskeimen in denselben. Es ist Dschemschids goldener Dolch, welcher die Erde streifend ihr seine Spuren für alle Zukunft einprägt.

Das Haus und der Acker sind demnach die bleibenden Anfänge wahrhaft menschlicher Cultur, und derselbe Zug, der zu ihnen beiden führte, leitet auch zur Anlegung des Gartens. So

lange nämlich das Haus gartenlos dasteht, gleicht es mehr der zeitweilig aufgeschlagenen Hütte des Nomaden, als der bleibenden Wohnstätte, und so lange es nicht umschränkt wird gegen die Ackergebreite, ist es auch noch nicht genugsam von ihrer Naturlebendigkeit geschieden. Der Mensch bedarf einer Vorbereitung, ehe er seinen Hausraum verläßt, um in der Natur durch sie und gegen sie zu wirken, und ebenso um sich zu entschließen, ihre ungehemmte Lebendigkeit gegen die Enge des Hauses aufzugeben. Er will zwischen dem Bedürfnisse der Zukunftssicherung und der Naturabscheidung einen Raum, in welchem er die Natur selbst sich zur Heimath umgrenzt hat, und dieser dem Einigungsbestreben der Sinnigkeit entsprechende Raum, diese Stätte, an welcher die Phantasie ihr bedürfnißloses Werk auf festem Boden gründet, ist der Garten. Und so finden wir überall, wo der Mensch sich heimlich zu fühlen beginnt in der Aufrodung des Bodens und um die aufgeblockte Hütte den Garten als Ausdruck des Heimathgefühles. Möge er noch so klein sein, vielleicht nur aus einem Beete bestehen, er wird nirgends fehlen, wo das Humane aufzudämmern beginnt, und wo er fehlt, da kann man sicher sein, daß der Mensch noch kein festes Grundeigenthum hat, und seine Stube mit dem Viehe theilt. Ein gartenloses Haus ist das sicherste Zeichen, daß der Mensch dem materiellen Bedürfnisse noch völlig sklavisch unterworfen ist. Und in der Consequenz dieser Vorstellungsreihe spricht Schouw: (die Erde 2c.) «In dem Hause, vor welchem wir einen gutgeordneten Blumengarten sehen, herrscht beinahe immer innere Ordnung, und wo draußen ein Blumengestell steht, ist gewöhnlich drinnen ein Büchergestell.»

Seiner mittleren Stellung zwischen dem Hause und seiner gesicherten Gemüthlichkeit, und dem Acker mit seiner Zukunftssicherung gemäß, wird auch der Garten vorzugsweise nach diesen beiden Seiten hin benützt. Einmal ist er der geschütztere Standort für jene Pflanzen, welche man nicht blos des schreienden Bedürfnisses wegen hegt, sondern welche eine Beziehung zu höheren Lebensanforderungen haben. Daher hat das Gemüse, die Obstbäume, Arzneipflanzen, vorzüglich die feineren und selteneren Sor-

ten seinen Platz im Garten, und der Mensch, wenn er das Gemüse unter emsiger, weil näherer Pflege üppig gedeihen sieht, wenn er das erste Obst vom selbstveredelten Baume pflückt, oder auch wenn er Raute (Ruta graveolens), Münze (Mentha crispa et piperita), Melisse, selbst den Holunder (Sambucus niger) und die Engelswurz (Archangelica vulgaris) oder das Liebstöckel (Ligusticum levisticum) innerhalb der Erweiterung seines Hauses findet, erfreut sich einer Thätigkeit, deren Resultate nicht blos zur Stillung des Hungers dienen. Ein andermal aber ist ihm der Garten der Ort, an welchem er Proben mit neuen Culturpflanzen anstellt, ehe er große Strecken mit ihnen bestellen mag, weil durch letzteres seine Zukunft empfindlich getroffen werden könnte. In dieser Hinsicht nun macht er die Freuden des Entdeckers durch, wenn er die richtige Behandlungsweise dieser Pflanzen erlernend voraussieht, wie segensreich eine solche neue Culturpflanze für die Zukunft nicht blos seiner Heimath, sondern ganzer Welttheile werden kann.

Und ob er die schutzbedürftigen Pflanzen in der Umhegung seines Hauses ziehe, ob er von da aus eine Neugestaltung seiner Aecker beginne, in beiden Fällen ist der Garten der Ort, an welchem der Mensch sich eines festen Wurzelns in der Heimath und zugleich seiner Selbstthätigkeit, der Befreiung von drückender Sorge erfreut. Der Garten ist der Erholungsplatz von den Arbeiten der Stube und des Ackers, und wird dieses erst dadurch vollständig, daß zwischen seinen, wenn auch nicht nothwendigen, so doch nützlichen Pflanzen, ebenso unnütze gepflanzt werden, wie auch die Muße des Ausruhens eine nutzlose Mitte der rentablen Arbeiten bildet.

Denn es ist des Menschen tiefinnerstes Bedürfniß, daß zwischen dem Schaffen und Vollbringen der Lebensaufgaben Zeiten erscheinen, in welchen er sich ausschließlich der Sammlung und Betrachtung dessen was er ist, will und soll, hingebe. Es sind das die Feste, denen wir überall begegnen, wo der göttliche Funke sich seinen materiellen Umhüllungen zu entringen beginnt. Maschinen können wol ein feierloses Dasein haben, wenn nur für ihre Feuerung gesorgt wird, der Mensch aber bedarf solcher Tage, an welchen ihm nur die Sonne seiner Selbstbetrachtung leuchtet.

Und was die Feiertage für den Lauf des Lebens, das sind Blumen für den Garten, jene die Anregungszeiten des neuen Beginnens nach klar erkannten Lebensgründen, diese Anregungen der Sinnigkeit, auch das aufzufassen und zu ergreifen, was mit dem materiellen Bedürfnisse und seiner Befriedigung in keinerlei Zusammenhang stehend, unnütz für diese Beziehungen um seiner selbst willen da ist.

Erst indem der Mensch solche Pflanzen in seinem Garten hegt, welche von keinem weiteren Nutzen sind, als daß sie höchstens zum Schmuck und zur Verbrämung der nützlichen Beete verwendet werden, und die man sonst schlechthin Blumen, richtiger Zierpflanzen nennt, wird dieser ein Platz, an welchem sich seine freie Phantasie ergehen mag.

Da nun der Garten der Ort ist, an welchem sich der Mensch seines menschlichen Theiles gegenüber der alltäglichen Bedürfnißbefriedigung erfreut, so ist es begreiflich, daß er auch nur die außergewöhnlichen Pflanzen in seinem Garten als Blumen hegt. Mögen die um ihn herum wachsenden Pflanzen noch so reizende Formen und Farben darbieten, er wird sie schon deswegen nicht in seinen Garten aufnehmen, weil dieser seine Pflanzung ist, und das, was von selbst überall sich darbietet, zu sehr an die Wildniß mahnt, die er durch seine Cultur zu bewältigen strebt. Erst viel später, und nachdem ein wissenschaftliches Interesse erwacht ist, nimmt man Leberblume (Hepatica triloba) und Rittersporn (Delphinium Ajacis), Eisenhut (Aconitum neomontanum) und Fingerhut (Digitalis purpurea), Diptam (Dictamnus fraxinella) und Primeln (Primula verna), Schneetropfen (Galanthus nivalis) und Waldreben (Clematis recta), lauter unbeachtete Schönheiten der Wald- und Feld-Raine in den Garten auf. Der erste Cultivator, der Ackerbauer, kann dann gar nicht begreifen, was man denn an solchem alltäglichen Unkraut Besonderes habe. Ihm gilt nur die ungewöhnliche als eine Zierpflanze, als Blume, und je ungewöhnlicher desto besser, daher auch grelle Farben, massive Gestalten, penetrante Düfte beliebter sind als Anderes; denn jemehr von der Alltäglichkeit abweichend, desto

mehr tragen sie den weitreichenden Einfluß des Besitzers zur Schau.

Ja, diese Sucht nach dem Ungewöhnlichen geht auch später in jenen Zuständen der Halbbildung oder besser Halbbarbarei nicht verloren, welche sehr charakteristisch den Geschmack als Kennzeichen des Schönen aufstellen. Ueber das, was einem schmeckt, kann man freilich nicht ein allgemeines Urtheil fällen, dem Einen schmeckt Assa foetida, dem Andern Rosensorbet, und jeder hat Recht, wenn er seinen Geschmack als richtig für ihn anpreist. Weil aber der Geschmackvolle doch nur für sich Recht hat, das aber, wozu Andere nicht zustimmen, eigentlich kein Recht ist, so wird er, um diese Zustimmung zu erlangen, von einem Gegenstande zum andern eilen, und jeden als ein Unübertreffliches anpreisen. So kann man bald die bald jene Zierpflanze als Ideal feinen Geschmackes preisen hören, und ebenso schnell sie aus diesem feinschmeckenden Kreise verbannt sehen, wo sie dann als kostbare Ueberlassenschaft in den Bauerngärten stolzirt. Nur so ist es zu erklären, daß widerlich duftende Pflanzen wie die merikanische Todtenblume (Tagetes erecta und patula) aufgeblasene Gichtrosen (Paeonia officinalis) und noch andere derartige Fremdlinge beliebte Zierpflanzen des Dorfes werden.

Indeß hat dieses Streben nach Neuem, wie komisch es in einzelnen Fällen auftreten mag, doch seine sehr große Bedeutung fürs Ganze. Man hat nämlich ohne zu wissen und zu wollen, was man unternimmt, die Flora der ganzen Erde auf den engen Räumen mitteleuropäischer Gärten und ihrer Häuser zusammengebracht. Von dem Papaver nudicaule der Polarflora bis zu den vielformigen Cacteen und Orchideen des tropischen Nord- und Südamerikas findet man Repräsentanten aller Klimate und Vegetationsformen in nächster Nähe. Lavendel und Buchsbaum, Lorbeer und Myrthe, Rosmarin und Cypresse, Hyacinthen, Narcissen, Crocus, Tulpen, Levkoyen und Oleander kamen vom Becken des Mittelmeeres, Aurikeln und Gentianen von den Alpen, Papaver bracteatum, Delphinium grandiflorum, Paeonia albiflora aus Sibirien. China und Japan haben Hortensien, Camelien, Corchorus

und die jetzt moderne Wucherblume (Pyrethrum indicum und sinense) geliefert, Indien die Balsamine, den duftenden Oleander (Nerium odorum), die Canna-Arten und andere Scitamineen, Persien die Kaiserkrone und den Flieder (Syringa). Australien hat seine paradoxen Formen beigesteuert, die steifblättrigen Immergrünen (Eucalyptus, Melaleuca, Metrosideros, Leptospermum, Acacia, Protea) und die zierlichen Epacris gesendet, an welche sich die südafrikanischen Eriken anreihen, sowie die Pelargonien, Mesembrianthemen, Crassula, Rochea, Ixia, Gladiolus, Agapanthus des Caps. Tulpenbäume, Robinien, Dahlien, Astern, Solidago, Coreopsis, Spirea, Kalmia, Azalea, Calycanthus, schönblüthige Ribes sind Nordamerikaner; Passifloren, Begonien, Amaryllis aus dem tropischen Südamerika; während seine gemäßigtere Zone ihre Tropeolum, Heliotropium, Fuchsia, Schizanthus, Calceolaria in unsere Gärten und Häuser stellten, (nach Schouw: die Erde ꝛc.). Genug, man ging nach Raritäten aus, und hat Repräsentanten der ganzen Erdvegetation zusammengebracht; und wie so häufig, stand auch diesmal der Einzelne mit seinen wechselnden Launen im Dienste des Allgemeinen.

Zu derselben Allseitigkeit, welche die Pflanzen aller Klimate in den engen Räumen einer Gartenumhegung sammelt, und deren Ausgangspunkt das Haus mit seinen Bedürfnissen und dem Streben sich davon zu erholen bildet, gelangte man auf dem Wege der Schule. Wenn man aber ums Haus die Fremdlinge blos deswegen ansiedelte, um an ihrer Ungewöhnlichkeit sich seines Hinausseins übers Alltägliche, seiner weitreichenden Verbindungen, seiner Macht mit einem Worte über die gegebenen Existenzen zu erfreuen, und wenn an dieser Freude die Phantasie noch mehr die Bestätigung ihrer Ungebundenheit erhielt, so sind die Motive der Schule ganz anderer Art, obwol sie zu denselben Resultaten führen. Schon der Landmann pflanzt neben Gemüse und Blumen gerne solche Pflanzen, die er in gewöhnlichen Vorkommnissen als heilende Hausmittel kennt, und drückt mit solchem Thun in veränderter Weise seine Sorge für eine ungestörte Zukunft aus. Diese Pflanzungen müssen nun reichhaltiger werden, je mehr sich

die Kenntniß der Heilpflanzen und der Krankheiten steigert, und zuletzt wird der Arzt seinen Hausgarten am liebsten mit solchen Pflanzen bestellen, die ihm sogar für außergewöhnliche Fälle Dienste leisteten. Ist er nun nicht vereinzelt auf einem Dorfe, sondern gehört er der Corporation einer Schule an, so wird sich mit vereinten Kräften natürlich noch Bedeutenderes leisten lassen. Es erwacht nicht blos das Streben, die Pflanzen alle zur Hand zu haben, die man bedarf, sondern man fängt an, die Bedingungen zu studiren und zusammenzustellen, unter denen die Pflanze in ihrem Klima recht gedeiht, und dem emsigen Forscher gelingt es in finsterer Zeit für einen Zauberer zu gelten, wenn er wie Albertus Magnus mitten im Winter der Rheinlandschaft frische Blumen in seinen Häusern zieht. So entstehen dann die medicinischen Gärten bei den Universitäten als deren frühester wol der von Salerno anzusehen ist, wo M. Sylvaticus schon im Jahre 1310 Arzneigewächse pflegte. In den verschiedensten Ländern Europas hatten Venedig 1333 den ersten öffentlichen medicinischen Garten Italiens, in Deutschland Leipzig 1580, 1599 Montpellier, 1640 Kopenhagen, 1651 Warschau, 1657 Upsala, 1702 Cambridge und Harlem, 1725 Petersburg.

In diesen medicinischen oder Apothekergärten, wie sie auch genannt werden, ist noch wie bei den Hausgärten, das Bedürfniß und die Verzierung ungeschieden, auch das wissenschaftliche Interesse ist ein vom Bedürfnisse der Praxis geleitetes. Allein wie überall der Reichthum äußerlicher Anregungen zu innerer und dann äußerer Scheidung derselben drängt, so geschah es auch in diesem Gebiete: «Unter den medicinischen Gewächsen gibt es viele mit schönen Blumen; sie luden bald den Besitzer des Gartens, wenn er auch Arzt war, zur Blumenzucht ein, und der Garten des Arztes Gerard zu London im sechszehnten Jahrhunderte war nicht allein wegen der Gewächse, sondern auch wegen der Schönheit der Blumen berühmt», (aus einem Vortrage Link's im wissenschaftlichen Vereine in Berlin). Und wie hier der Blumengarten sich vom medicinischen abzuschneiden beginnt, so beginnt auch beinahe gleichzeitig nämlich mit Cäsalpin (1583), das wissen-

schaftliche Interesse über die praktische Betrachtungsweise sich zu erheben, indem nun die Pflanzen nicht mehr nach ihrer medicinischen Wirksamkeit, sondern nach ihren eigenthümlichen Merkmalen geordnet und zusammengestellt werden. Zwar währte es noch von da an mehr als anderthalb Jahrhunderte, ehe die wissenschaftliche Richtung in Linné's Systeme und vorzüglich seiner Nomenclatur eine unwandelbare Basis erhielt, allein dessenungeachtet wurden die früheren medicinischen Gärten immer mehr zu botanischen. Die Pflanzen wurden nämlich nicht mehr oder doch nur nebenbei um ihres Heilgebrauches willen, sondern deswegen gezogen, damit auch in diesem Gebiete der Sinn jene Sicherheit erhalte, die ihm durch die Erdumsegelungen und die erkannten Gesetze der Sternenwelt schon anderwärts geworden war. Und man begnügt sich nicht blos botanische Gärten anzulegen und in ihnen aus wissenschaftlichem Interesse die verschiedensten Pflanzen zu hegen, sondern man theilt durch sorgfältige Beschreibungen derselben (die früheste von Camerarius 1588 über seinen Garten in Nürnberg) und luxuriöse Kupferwerke (wie der Hortus Passaviensis und Dillenius' Abbildungen der seltensten ausländischen Pflanzen) die Kenntniß derselben mit, und strebt so das Wissen allgemein zu machen.

Als den eigentlichen Ausgangspunkt botanischer Gärten oder vielmehr als den Punkt, an welchem das wissenschaftliche Interesse nicht blos selbst entschieden siegte, sondern gar bald zu einem Interesse des Publikums wurde, ist der Jardin des plantes in Paris und zwar erst seit Buffon's Wirken anzusehen. Denn die erste Anlage (Esquiroz: Paris) decretirt 15. Mai 1635 von Ludwig XIII. hatte medicinische Zwecke vor Augen, und obwol schon ein Jahr nach der Eröffnung des Institutes durch seinen Anreger und ersten Oberintendanten La Brosse (1641) die Zahl der im königlichen Garten gebauten Pflanzenarten sich auf 2360 belief, und obwol Tournefort, die Jussieu's (Bernard brachte die berühmte Ceder von Libanon aus England), Dufay dort thätig waren, so gab es zeitweilig so bedeutende Hindernisse, daß nicht blos Gedeihen, sondern auch Bestehen desselben in Frage war.

Erst Buffon, der durch äußere Verhältnisse begünstigt wurde, und das glänzendste Repräsentationstalent nicht blos selbst besaß, sondern auch auf die ihm anvertraute Anstalt übertrug, wußte den Jardin des plantes nicht blos mit allen Bedingungen auszustatten, die dem damaligen Standpunkte der Wissenschaft entsprachen, sondern solche Gärten überhaupt en vogue zu bringen. So entstanden denn botanische Gärten (unter andern der in Schönbrunn 1756 durch Maria Theresia unter der Leitung Van Swietens) nicht blos an allen Universitäten, sondern auch bei den bedeutenderen Residenzen, bis sie heutzutage beinahe Gemeingut geworden sind. Wenigstens sieht man bedeutendere Privatgärten beinahe ebenso mit Berücksichtigung der botanischen Beziehungen als der Zusammentragung von Zierpflanzen entstehen. Und wie da zur Zierde die Repräsentanten aller Zonen versammelt werden, so stellen Treibhäuser, Alpenpflanzungsgruben, Wassertümpel und Derartiges ein Bild der ganzen Erdvegetation auf kleinem Raume dar.

So führt der Garten des Hauses und der der Schule zuletzt dem Menschen die Allseitigkeit der Vegetationsformen vor, nachdem ihm Acker und Haus zur Heimath geworden waren. Durch das Heimathsgefühl wurde die Phantasie von der Gebundenheit an die Scholle befreit, indem sie an der cultivirten Gegend, an dem sicheren Hause die Macht des Menschen über die Natur erblickte, und konnte um so ungehinderter den sich in aller Welt ergehenden Entdeckern und Eroberern des Culturbodens, allen Wendungen der Geschichte folgen, als ihr stets ein fester Ausgangs- und Rückzugspunkt bei ihren Streifereien offen stand. Und während die Cultur die mehr negative Seite der freien Phantasie herstellt, nämlich ihre Ungebundenheit von äußeren Mächten, bietet der Garten das Positive derselben dar, nämlich die Möglichkeit, die verschiedensten Formen zu ergreifen und zu combiniren, und daraus als ihrem eigenen Reichthume sich die Welt so umzuschaffen, daß sie der Innigkeit vollkommen entspreche.

A. v. Humboldt's Worte: «Dem Künstler ist es gegeben, die Gruppen zu zergliedern, und unter seiner Hand löst sich das

große Zauberbild der Natur gleich den geschriebenen Werken der Menschen in wenige einfache Züge auf», — bezeichnen das Wirken der aus ihrer negativen und positiven Voraussetzung hervorgehenden freien Phantasie vollkommen. Die Cultur hat den festen Punkt aufgestellt, von dem Archimedes sagte, er wolle in seinem Besitze die Welt aus ihren Bahnen renken, — der Garten bietet das reichste vorbereitete Material zum Aufbau dar, und so beginnt im Gefühle der Ungehemmtheit und des Ueberflusses der Außenwelt die Phantasie frei, d. h. nach den Grundzügen der Innigkeit zu wirken und diese zu verwirklichen in der Umgebung. Den Anfang dazu aber bildet die Zergliederung des Materiales zu Gruppen, wodurch auch die Innigkeit nach ihren Momenten sich gliedert, das Auseinanderlegen der Pflanzenformationen nach den im Gebiete der Sehnsucht erkannten Weisen, welche als Stimmungen der Innigkeit erfaßt wurden, und darin endlich das Feststellen jener einfachen Grundzüge, nach denen die so mannichfachen, anfangs sinnverwirrenden Individualitäten der Pflanzenwelt mit dem Leben der Innigkeit zusammenstimmen. Diese Grundzüge des Pflanzenlebens, die wenigen Typen, denen sich ihre Fülle so leicht einordnet, sind es dann, welche der freien Phantasie, die sich als poetische Macht selbst dort bewährte, wo der Urwald, die Steppe, das Eisgefilde alle inneren Regungen zu lähmen schienen, wie die Schriftformen erscheinen, die ihre Sprache im Laufe der Entwickelung als Ausdrucksweisen der Innigkeit als Symbolik, Classicität, Romantik und als Befreiung von Allen auf den Gipfeln des Irdischen nach und nach annahm. Indem nun die Phantasie im Culturgebiete eine Basis, im Garten das vorbereitete Material ihres freien Wirkens vorfindet, und indem ihr bei dem Umgange darin alle Zustände der Ahnung und Sehnsucht vorkommen, und sie an diesem Vorkommen die einfachen Züge ihres oft so übermächtigen und betäubenden Strebens klar vor sich hat, gestaltet sie die Naturumgebung zum vollständigen Gegenbilde der Innigkeit um. Diese von der freien Phantasie hergestellte Umgebung der Innigkeit ist der **Park**, mit welchem die Sinnigkeit in der Natur ihre Aufgabe vollbringt, das Aeußere

nämlich mit dem Sinne des Menschen erfüllt und durchdringt, so daß nichts um ihn ist, dem er nicht einen klaren Sinn abzugewinnen vermöchte. Der Park ist die dem Sinne vollkommen entsprechende Landschaft und damit die Befriedigung jenes Dranges, der den Menschen ins Freie trieb, damit er sich da eine Erquickung hole, welche ihm die Schreibstube und die Werkstatt, die Arbeit der Schule und des Hauses, mit einem Worte die Bewegung im geschichtlichen Gebiete nicht zu bieten im Stande war. Vom dunklen Drange geleitet, war er in die Natur ausgezogen, welche ihm als Landschaft und zwar als ein durch seine Vegetation charakterisirtes Ganzes entgegen trat, und da, vom Eindrucke des Ganzen zu den mannichfaltigsten Stimmungen fortgerissen, hatte er die Elemente gesammelt, aus denen nun die freie Phantasie wieder die durch ihre Vegetation charakterisirte Landschaft die vom menschlichen Sinne erfüllte Natur als Park darstellt.

Der Park ist die durch Darstellung der freien Phantasie in der Natur hervorgebrachte Landschaft. Im Wesentlichen hat er dieselbe Aufgabe zu verwirklichen, welche der Landschaftsmalerei gesetzt ist, nämlich durch Zusammenstimmen aller seiner Existenzen die Innigkeit in eine bestimmte Richtung zu bringen, oder eine Grundstimmung im Menschen zu wecken. Die Landschaftsmalerei jedoch ist hierbei nur an ein bestimmtes Moment der Naturlebendigkeit gebunden, sie kann eben nur die Abendstimmung oder die des Herbstes, Frühlings u. s. w. durch ihre Farben und Beleuchtungen darstellen. Sie geht hierin mit der naiven Blumensprache Hand in Hand, deren Gaben und selbst die höchsten derselben, die Kränze und Bouquets eben nur einem Augenblicke, dem Momente des Blühens der Pflanzenwelt entnommen sind. Der Park dagegen hat nicht blos in einer Jahres- oder Tageszeit, unter dieser oder jener Beleuchtung, sondern so gut im Mondscheine wie in fahler Gewitterschwüle, unter Schnee so wie unter brennender Julisonne, eine von allem fremden zufällig Herankommenden freie, ganz präcise Stimmung zu wecken, und in jeder dieser verschiedenartig vom Momente modificirten Stimmungen muß der

Eine Grundton sich so durchziehen, wie in den Wendungen der Bilder und der Melodie Eines Liedes nur eine einzige Erbebung des Herzens vernommen wird.

Damit nun diese Aufgabe des Parkes, einen einzigen Grundton der Innigkeit durch die mannichfaltigst nuançirten Stimmungen durchzuführen, vollbracht werde, muß bei der Anlage des Parkes Alles berücksichtigt werden, was auf dem Wege des Gartens und der Culturlandschaft und in der Wildniß als Material oder als Stimmungsanregung gefunden wurde. Der Vegetationscharakter der Landschaften, der Einfluß, den die Gruppirungen der Pflanzenindividuen darauf üben, die Gestalten dieser Individuen nach Skelett und Laubumkleidung, die Farbenspiele und Düfte derselben, die sie in den verschiedenen Jahreszeiten annehmen, die Ahnungen bestimmter Volksthümlichkeit mit ihren Liedern und Märchen, die an bestimmten Pflanzenindividuen und ihrer Stellung anknüpfen, die Uebermacht, mit welcher einzelne Pflanzen und ihr Massenvorkommen das Gemüth religiös stimmen, — genug die ganze Stufenleiter der Beziehungen, welche zwischen der Innigkeit und der Natur walten, muß bei der Begründung des Parkes ins Auge gefaßt werden, damit er immer und überall nur eine andere Nuançirung der Grundstimmung vor den Sinn stelle. Dann ist der Park einem Dithyrambos zu vergleichen, in dessen mannichfaltigsten Wendungen nur neue Seiten Einer begeisternden Macht gezeigt werden, und wie dieser die Vorhalle des Drama bildet, so ist auch der Park eine solche Umgebung, die ein Hervortreten und Wirken selbstbegeisterter Persönlichkeiten ahnen läßt. Er ist noch nicht Kunstwerk, denn dazu mangelt ihm die Concentration des Eindruckes, allein er weist mit allen seinen Seiten auf die Nothwendigkeit Einer solchen mit einem Male den höchsten Sinn ergreifenden Erscheinung, bei jeder Wendung spannt er die Erwartung auf solche Gestalten, die, eine ganze Welt in sich tragend, der Geschichte eine neue Wendung zu geben vermögen.

Allein ehe diese vollkommene Wirklichkeit des Parkes erreicht ist, streben zweierlei Landschaftsumbildungen die Geltung freier

Phantasiegestaltung zu gewinnen. Die eine derselben stellt das Extrem der Culturthätigkeit und ihres Selbstgefühles, die andere das des Gartens und seines allseitigen Beliebens dar; die erste ist die chinesisch-holländische, die andere die französische Richtung.

Die Cultur, wenn sie allzusehr von den Bedingungen des Bodens gefesselt ist, und wenn noch Umstände hinzukommen, welche zur Sicherung der Arbeiten die höchste Schärfung der Aufmerksamkeit fordern, wird beinahe immer in Absonderlichkeiten auslaufen. Wir wollen zum Belege das Gebiet zwischen Hoangho und Jantsekiang betrachten. Die regelmäßig wiederkehrenden Ueberschwemmungen dieser Flüsse machen den Boden äußerst fruchtbar; das lockt zum Anbaue, welcher einer immer höher steigenden Bevölkerung leicht die Lebensbedürfnisse verschafft, wenn sich damit alle möglichen Vervollkommnungen der Culturthätigkeit und ihrer Werkzeuge verbinden. Zugleich verwüsten dieselben Ueberschwemmungen ebenso regelmäßig, wie sie befruchten, den Boden dieser Cultur; die Begrenzungen des Eigenthums werden unkenntlich, jetzt mehr, ein andermal weniger des befruchtenden Schlammes herbeigetragen. Die Sicherung des Errungenen muß ebenso Gegenstand emsigsten Nachsinnens werden, wie jene Vervollkommnung der Culturweisen; Abmessungen des Bodens, Anlegung von Canälen, Reservoiren, und sorgsamste Beachtung aller atmosphärischen Zustände, so wie der unbedeutendsten Mächte, welche die Dämme und Canäle und andere Culturvorrichtungen verderben könnten, drängen sich in den Vordergrund des menschlichen Wirkens. Es ist dann begreiflich, daß der Chinese mit unbeugsamer Starrheit an dem Ueberlieferten hält, weil jedes Experimentiren die Lebensfrage einer immensen Bevölkerung bildet, und daß sich sein Sinn dem Kleinlichen zuwendet, da er ja in dem, was man sonst gar nicht beachtet, den Feind aller seiner Sicherungsanstalten kennen gelernt hat. Seine Phantasie, sobald sie sich in völlig gesicherten Zuständen frei zu ergehen beginnt, verfällt auf Spielereien, da ja die Beschäftigung mit dem Detail und seinen minutiösesten Kleinigkeiten die angelegentlichste Lebensaufgabe bildet.

Dieser Typus, welchen wir sonst an allerhand Raritäten ge-

wahren, prägt sich nun auch im chinesischen Parke oder der idealen Landschaft aus. Es sind Absonderlichkeiten, Spielereien, Bizarrerien, welche der kleinliche Sinn auch in der Umgebung wiederzufinden sucht. Zwar meint Klemm (Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit) man dürfe «bei der Betrachtung und Beurtheilung fremder Völker die Formen, die in der Heimath angeboren und anerzogen sind, niemals als Maßstab anlegen.» Allein ganz abgesehen davon, daß man mit einer solchen Allgefälligkeit nie das Charakteristische zu erfassen vermag, weil ja der allgemeine Maßstab zur Vergleichung des Abweichenden fehlt, — so hat Klemm selbst hinlängliche Belege für das von uns Gesagte beigebracht. Zwar citirt er aus Lirou-Tscheou eine Stelle über Parkanlagen, die wir mit vollem Beifalle für alle Orte gelten lassen: «Was sucht der Mensch in einem Lustgarten? Es ist die Tröstung über das traurige Entbehren des immer lieblichen, köstlichen und neuen Anblickes der Gefilde, welche der naturgemäße Aufenthalt des Menschen sind. Ein Garten soll sein ein lebendiges beseeltes Bild alles dessen, was man in der Natur findet, um in der Seele dieselben Gefühle zu erwecken, und in dem Genuß dieser Freuden sie zu befriedigen.» Wo aber, kann man dann bei der Schilderung der kaiserlichen Gärten von Yuen-min-Youen fragen, findet man in der Natur auf einem Areal von 60000 Morgen alles das beisammen, was von diesem Parke erzählt wird, diese Combination von Lieblichkeit und Schauerlichkeit, diese vierzig bis fünfzig Paläste an einem Teiche, diese ungeheueren Porzellanfiguren von Löwen und Tigern vor den Pagoden, diese unbewohnten Klöster, Echos und Wasserfälle, und alle die unabsichtlich scheinenden Ueberraschungen? Wir wollen damit nicht sagen, der Park solle eine bloße Nachahmung der Natur sein, wie man ja auch dem Kunstwerke mitunter eine solche Aufgabe stellt. Allein von unnatürlicher Häufung der Effecte bis zu jener verklärten Wirklichkeit, welche nur die Voraussetzungen von Allem befreit, was an die Einseitigkeit des Momentes mahnt ist wol noch eine weite Strecke.

Die Häufung also der Effecte, wenn wir auch von den Mis-

bildungen der Pflanzen, die wir schon anführten und in denen sich die Chinesen so sehr gefallen, absehen wollen, gilt uns schon als parkwidrig. Dazu kommt noch die Sucht nach dem Contrastirenden, welche uns Meyen schildert aus dessen Reise um die Welt Klemm eine Beschreibung der Gärten von Kantong anführt: «Die chinesischen Gärten sind ganz eigenthümlicher Art, und von dem Geschmack, welcher in unseren Gärten herrscht, ganz verschieden; die Sorgfalt aber, mit welcher die Chinesen diese Anstalten behandeln, übertrifft alle unsere Vorstellungen davon. Einem jeden Ast, oft einem jeden Blatte eines Baumes oder eines Strauches wird auf eine mühsame Weise seine Richtung angewiesen; beständig sitzen die Gärtner neben den Pflanzen und sind mit Binden und Beschneiden beschäftigt, um ihnen die gewünschte Form zu geben. Das Hervorbringen der größten Farbencontraste das ist der Zweck der chinesischen Blumengärtner.» Mit einem Worte Effecthascherei durch Häufung, Contrastirung und Monstrositäten der Pflanzenformationen, also Spielerei mit dem Landschaftsleben, ist dem chinesischen Sinne angemessen, und wie er selbst mit Kleinlichkeit erfüllt ist, sucht er auch nur das Kleinliche in der Natur zur Erholung herzustellen.

Denselben Grundton des Volkscharakters, denselben Typus der Parkanlagen finden wir durch ähnliche Verhältnisse bedingt bei den Holländern, nur daß hier die Unmöglichkeit der Isolirung, ja im Gegentheile dazu die regste Betheiligung an dem weltgeschichtlichen Bewegungen vielfältig modificirend einwirkte. Auch hier ist der dem Wasser abgedrungene Boden äußerst fruchtbar, und bedarf wie dort der sorgsamsten Beachtung aller unbedeutend scheinenden und doch so gefährlichen Bedingungen und Umstände. Dazu kommt noch, daß der Horizont der holländischen Flächen an sich schon engumzirkt noch mehr durch die Abwehren gegen Ueberschwemmungen, Dämme und erdfestende Hecken beschränkt wird. Und so sehen wir denn auch hier einen fürs Detail höchst geschärften Sinn in allen Betrachtungs- und Behandlungsweisen der Dinge walten. Wir wollen, um auch aus anderen Gebieten wenigstens Eines zu erwähnen, an die vorzugsweise

hier sich zeigende Virtuosität in der Malerei, an die Freude an Blumen und Fruchtstücken, an Scenen aus dem gemeinen Lebenskreise und Carricaturen, wie sie nur ein Höllen-Breughel herzustellen vermochte, erinnern. Es ist eben die Lust am Absonderlichen, Geschnörkelten, welche den Holländer erfüllt, sobald er aus der Pedanterei des Geschäftes das Landhaus und seine Parkumhegung betritt.

Dieser holländische Gartengeschmack ist zuweilen noch, wenigstens in seinen auswachsenden und verwitternden Resten zu finden, wir können daher anstatt aller Beschreibungen nur die Zusammenfassung aller Momente geben, die sich in solchen Gärten darbieten, und die Tiek (Phantasus) so treffend ausspricht: «Es gibt vielleicht in der ganzen Natur keine traurigere Einsamkeit, als uns die erstorbene Formel dieser Gartenkunst in dem baroken holländischen Geschmack darbietet, wo es den Reiz ausmachen soll, die Bäume nicht als solche wieder zu erkennen, wo Muscheln, Porzellan und glänzende Glaskugeln um fürchterlich verzerrte Bildsäulen auf gefärbtem Sande stehen, wo das springende Wasser selbst seine liebliche Natur eingebüßt hat und zum Possenreißer geworden ist, und wo auch sogar der heiterste blaue Himmel nur wie ein ernstes mißbilligendes Auge über dem vollendeten Unfug steht. Mond und Sterne über diesen Fratzen schimmernd, sind furchtbar wie die lichten Gedanken im Geschwätz eines Verrückten.» In ähnlich scharfer Weise spricht sich Gaudy (Portogalli) über die Casini bei Palermo und den sogenannten Glanzpunkt derselben, die Villa Pallagonia aus, wo dieser holländische Geschmack oder vielmehr diese Geschmacklosigkeit aufs Höchste getrieben ist: «Man muß diese traurigen Beweise wie weit die Vernunft erkranken könne, gesehen haben, um an ihre Möglichkeit zu glauben und man schwankt, ob der Anordnung des Ganzen oder der Ausführung des Einzelnen die Palme des Aberwitzes gebühre. Bettler auf Krücken, Zwerge, Flöte blasende Affen, zwei-, dreifach verschlungene Drachen, Männer mit Pferdeschweifen die Harfe spielend, alle ohne den blassesten Humor. Kein Baum, kein Gesträuch, welches ihre Häßlichkeit verschleiern könnte, wagt sich in

ihre Nähe.» Eine Miniaturausgabe derartiger Verschrobenheit in Parkanlagen erinnere ich mich selbst gesehen zu haben und zwar im Garten der Villa T. am Comersee. Schon der Garten selbst, obwol im sogenannten englischen Geschmacke angelegt, vereinigt ein solches und so reiches Gemisch von Pflanzenformen, daß man zu keinem ruhigen Genusse weder des Ganzen noch des Einzelnen zu kommen vermag. Am Ende aber an der Grenze gegen die Villa P. bietet eine künstlich angelegte Höhle eine Fülle des Absonderlichesten dar, karrikirte, krüppelhafte, monströse Gestalten, Bänke, Aufschriften, Säulen u. s. w., meist in Alabaster gearbeitet und durch Beleuchtung oder Durchschein zu den bizarrsten Formen umgewandelt. Da wurde mir's mit einem Male klar, was man unter dem Grotesken zu verstehen habe: Kunstspielereien nämlich, welche die Schärfe des Tageslichtes nicht vertragen.

Der chinesische und holländische Park verdanken demselben Bedürfnisse ihr Entstehen und ihre Grundzüge, nämlich dem Streben, sich in der Natur von den Arbeiten, die gegen dieselbe gerichtet wurden, zu erholen, und an der Bewältigten sich zu erfreuen. Dabei geht diese Richtung bis zu jenem Extreme fort, daß sie ihre Herrschaft über das Natürliche als Zwang gegen dasselbe geltend macht, allen Launen und Einfällen sich zu fügen. So wird Tax und Buchs und was nur halbwegs zu bändigen ist, zu Thier- und Menschengestalten verschnitten, und man begnügt sich nicht mit solcher Verwechslung der Gebiete, sondern läßt bunte Steinchen, Porzellanfiguren, Sandsteingestalten die Stelle von Blumen, Büschen und Bäumen einnehmen, so daß der Garten zuletzt gar keiner Vegetation bedarf. Das Widernatürliche erscheint als Gipfel der mit der Cultur beginnenden Naturbeherrschung.

Eine scheinbar ähnliche Richtung verfolgt auch der französische Parkstil, denn auch hier wird der Vegetation geradezu Gewalt angethan, und selbst das Unstäteste, das Wasser muß sich festen Gesetzen beim Aufspringen und Niederfallen unterwerfen. Allein der Anfangspunkt dieser Anlagen ist ein ganz anderer als die bloße Lust am Ueberwinden des Natürlichen und

am Anhäufen der bewältigten Dinge. Nicht das Bedürfniß, sich von den Culturarbeiten zu erholen, sondern das Streben, im Garten eine Erweiterung der Räume des Hauses um sich zu haben, hat bestimmend auf die Herstellung solcher französischen Parke gewirkt. Und wenn daher die chinesisch-holländische Richtung nothwendigerweise in Bizarrerien verfällt und sich am Grotesken erfreut, so hat die französische an der Architektur des Hauses unverrückbare Gesetze ihrer Schöpfungen. Anstatt erst eines Einverständnisses im Gefallen an den Spielereien zu bedürfen, legt sie vielmehr das Allgemeinverständliche, die Regeln des Verstandes selbst in ihren Linien und Combinationen aus.

Wir können uns nicht enthalten, das volle Lob, welches Tieck (Phantasus) dieser Richtung zollt, hier im ganzen Umfange zu wiederholen und zwar schon deswegen, weil man meist auch dort dem französischen Parkstile den Krieg erklärt hat, wo es sehr am unrechten Orte war. «Als die neueren Paläste entstanden und die fürstliche Architektur, als mit dem mildern Leben Kunst, Witz und heitere Geselligkeit in die Schlösser der Reichen und Großen zogen, wandte sich die architektonische Regel ebenfalls in die Gärten; in ihnen sollte dieselbe Reinlichkeit und Ordnung herrschen, wie in den Säulengängen und Sälen der Paläste, sie sollten der Geselligkeit den heitersten Raum gewähren und so entstanden die regelmäßigen, weiten und vielfachen Baumgänge, so wurde der unordentliche Wuchs zu grünen Wänden erzogen, Hügel ordneten sich in Terrassen und bequemen breiten Treppen, die Blumen standen in Reihen und Beeten und alles Wildscheinende, so wie Alles, was an das Bedürfniß erinnert, wurde sorgfältigst entfernt; auf großen runden oder viereckten Plätzen suchte man gern die Frühlingssonne, die dichten Baumschatten waren zu Bögen gegen die Hitze gewölbt, verflochtene Laubgänge waren künstlich selbst mit unsichtbaren Käfigen umgeben, in denen Vögel aller Art in scheinbarer Freiheit schwärmten; die Springbrunnen, die die Stille unterbrachen und wie Naturmusik dazwischen redeten und deren geordnete Strahlen und Ströme in vielfachen Linien aus Muscheln, Seepferden und Statuen von Wassergöttern sich ebenfalls nach

Regeln erhoben, dienten als phantastischer Schmuck dem wohlberechneten Ganzen. Der bunte grünende Raum war Fortsetzung der Säle und Zimmer, für viele Gesellschaften geeignet, den mannichfaltigsten Sinnen zubereitet, dem Geräusch und Prunk anpassend und auch in der Einsamkeit ein lieblicher Genuß, denn der Frohwandelnde, wie jener, der sich in stille Betrachtung senkt, fand nichts, was ihn störte und irrte, sondern die lebendige Natur umgab sie zauberisch in jenen Regeln, in denen der Mensch von Verstand und Vernunft und der inneren unsichtbaren Mathematik seines Wesens ewig umschlossen ist.»

Gesetzt nun, wir möchten uns mit dem Principe dieses französischen Stiles für vollkommen einverstanden erklären, so müßten wir gegen die Anwendung desselben einige Beschränkungen geltend machen. Erstlich nämlich dürfen solche Gärten nicht auf zu engen Räumen angelegt werden; denn da sie Erweiterungen und Fortsetzungen des Hauses sein sollen, so können sie nicht in genugsam weiten Maßen hergestellt werden. Nichts ist komischer, als wenn man das Haus verläßt, um sich freier und von den Nachbaren unbehinderter zu ergehen, und wenn dann kaum Zwei nebeneinander Platz haben, oder einander über die Beete die Hände reichen können. Wenn schon eine Erweiterung der Hausräume, ein Salon unter freiem Himmel wünschenswerth erscheint, so sei er so großartig, daß sich Hunderte mit völligem Sichgehenlassen aneinander fortbewegen, gewaltige Gruppen bilden und lösen können, ohne daß auch nur eine leise Mahnung an Verwirrniß vorhanden wäre. Daraus folgt aber von selbst die zweite Einschränkung für solche Anlagen. Wenn sich nämlich Hunderte von Menschen zusammenfinden sollen, so muß auch ein Centrum, das sie anziehe und festhalte, vorhanden sein. Geradezu lächerlich ist es daher, großartige französische Gärten bei dem Landhause oder Schlosse eines Privaten anzulegen. Wo sollen da die Menschen herkommen, welche diese fest und wie zu einer ungestörten Feier abgegrenzten Räume beleben; und wenn sie nicht vorhanden sind, so war es zum wenigsten höchst überflüssig, die Architektur dorthin auszubreiten, wo sie doch nur durch stetes Beschneiden und Beugen

ihre Linien durchzuführen vermag. Denn bei alledem darf man nicht außer Acht lassen, daß der französische Stil der Natur gerade jenen Zwang anthut, wie der chinesisch-holländische, und wenn ein französisch angelegter Garten nicht dieselbe Entrüstung hervorruft, wie die Spielereien der Chinesen und Holländer, so geschieht es nur, weil man die Nothwendigkeit desselben für gewisse Verhältnisse begreift.

Bei Palästen also, die in ihrer Architektur schon die Großartigkeit eines Weltreiches und seiner Einrichtungen repräsentiren, für die Feste, an welchen sich Hunderte, ja Tausende betheiligen sollen, ist der französische Styl nicht blos zuläßig, sondern geradezu gefordert. Auch wo eine bedeutende Commune die Bürger im Freien zur Feier ihrer Erlebnisse und Erinnerungen versammeln will, wird nothwendigerweise der in geordneten Massen, geraden und breiten Gängen, weiten Plätzen angelegte französische Garten den geeigneten Umschluß bilden. Da dieser Parkstil nun einmal die Natur nicht um ihrer selbst willen, sondern nur insofern in Betracht zieht, in wiefern sie eine heitere Umgebung für die von einem weltgeschichtlichen Principe geleitete Gesellschaft bildet, so muß auch wirklich eine solche Macht vorhanden sein, um deren weite Paläste der französische Garten eine noch weitere in demselben Geiste geordnete Umgebung bildet. Wo das aber nicht der Fall ist, wo die Räume zur Anlage nur kärglich bemessen sind, da bleibe man bei dem Hausgarten mit seinen Obstbäumen, Frucht- und Blumenbeeten. Oder wo der Reichthum zu einer Ausschmückung des Privathauses und seiner Umgebung einladet, da schreite man zur idealen Landschaft oder dem eigentlichen Parke vor.

Wenn wir nun den Park als ideale Landschaft bezeichnen, so muß sogleich das Mißverständniß beseitigt werden, als solle die Landschaft durch Umwandlung zum Parke eine ihren Bedingungen fremde Gestalt bekommen. In der That hat man sich als man den französischen Stil zu verlassen und die Natürlichkeit der englischen Parke nachzubilden anfing zu diesem Extreme verleiten lassen, der Landschaft Dinge aufzudrängen, welche entweder

an sich bloße Spielereien waren, oder doch mit diesen Gegenden und ihren Voraussetzungen nichts zu thun hatten. Wir lassen wieder Tiek (Phantasus) die Sache unübertrefflich schildern: «So fing man denn an mit Bäumen, Stauden und Felsen auf mannichfache Weise zu malen, lebendige Wasser und Wasserfälle mußten die springenden Brunnen verdrängen, so wie die geraden Linien nebst allem Anschein von Kunst verschwinden mußten um der Natur und ihren Wirkungen auf unser Gemüth Raum zu gewähren. — — Bald genügten die Effecte der Natur und der sinnigen Bäume und Pflanzen nicht mehr, dem bizarren Streben waren diese Wirkungen zu gelinde, man baute Felsenmassen, Labirinthe, hängende Brücken, chinesische Thürmchen auf steilen Abhängen, gothische Burgen, Ruinen aller Art und so waren diese verworrenen Räume am Ende mehr auf ein unangenehmes Erschrecken oder unbehagliche Aengstlichkeit als für einen stillen Genuß eingerichtet. Und dabei doch alles kleinlich.» Diese Häufung von Dingen, die zu den gegebenen Voraussetzungen nicht passen, ist wahrlich nicht das Zeichen wahrhaft freier Phantasie, es ist vielmehr ein Zurücksinken auf den chinesisch-holländischen Geschmack.

Im Gegentheile nun zu solchen Künsteleien ist der vollkommene Park nichts mehr und nichts weniger als die Herstellung jener Wirklichkeit, welche in den geologischen und climatischen Bedingungen einer bestimmten Gegend angelegt war. Er wird demnach nicht eine willkührlich oder phantastisch angelegte und nur gewaltsam festzuhaltende Landschaftsform sondern ein Gebilde freier Phantasie sein. Das heißt: wie die freie Phantasie nichts ist als die Vollendung der Sinnigkeit und diese die Herstellung einer Einheit zwischen Innen- und Außenwelt, nachdem sowohl der Sinn des Außeren als Innern erfaßt und festgestellt wurde, — so muß zuvörderst der Sinn der gegebenen Landschaftsformation erfaßt werden, ehe an eine Uebertragung des menschlichen Sinnes geschritten werden kann. Und diese Uebertragung menschlichen Sinnes kann wieder nicht eine Eintragung eines der Landschaft fremden, sondern nur jenes Eindruckes sein, den diese vielleicht

in zufällig aufgehenden Momenten macht, den sie aber immer bewirken würde, wenn ihre Bedingungen sich unbehindert hätten erfüllen können. Die Thätigkeit des Menschen bei der Anlage besteht also in der Wegräumung aller Hindernisse, welche die Entwickelung der Pflanzenindividuen stören, in der Gruppirung solcher Formen, welche einander zum bestimmten Landschaftseindrucke ergänzen, endlich in der Verschmelzung der Cultur und Wildniß zu einem solchem Ganzen, welches auf den Menschen als den Mittelpunkt der Daseinsformen und Beziehungen der Natur hinweist. Es wird demnach der Park die Eindrücke der Alpennatur nicht im Flachlande reproduciren wollen, wol aber selbst unbedeutendere Hügel der Umgebung benützen, um durch Fernsichten von oder nach ihnen an eine Erhebung über die Ebenen zu mahnen und den, welcher jene Eindrücke schon erlebt hat, mit solchen Anfängen in den weiteren Verlauf dieser Vorstellungsreihe zu versetzen; er wird nicht an Seen oder gar Meeresgegenden etwa durch Aufstellung einiger Masten in einem Froschsumpfe erinnern wollen, sondern Verzicht leisten auf Wirkungen, an welche keine Nachbildung hinanreicht; mit einem Worte, er wird nicht Natureindrücke durch Naturwidriges zu erzielen, sondern von jenen nur Alles abzustreifen trachten, was der Sinn des Menschen an ihnen als fremde Zuthat erfaßt.

Wie nun die Innigkeit die Concentration der landschaftlichen und geschichtlichen Einflüsse ist, so ist auch das Haus das Centrum des Parkes oder der idealen Landschaft. Da bei der Anlegung des Parkes das Hinübersein über materielle Bedürftigkeit in vollstem Maße vorausgesetzt ist, so muß sich schon bei der Anlage des Hauses die Phantasie als freie, d. h. als selbständige Durchführung der Voraussetzungen bewähren. Zwar scheint es völlig dem Ermessen des Bauherren überlassen, in welchem Stile er sein Haus aufführen lassen will. Allein gerade in diesem Punkte ist er mehr als in einem anderen an die Bedingungen seiner Umgebung gebunden. Südliche Architekturformen, auf Abwehr der Hitze und möglichst viel Schatten und Luftzug berechnet, stimmen nicht zur nordischen Vegetation; die Schweizerhütte mit

ihren breit auslaufenden, weitüberdachten, überall mit Gallerien umgebenen Grundformen paßt nicht ins Flachland, wo man gar nicht begreift, wozu das Alles sei, und höchstens als Spielerei anschaut, was in seiner Heimath als höchst zweckmäßig gegenüber den atmosphärischen Veränderungen des Hochgebirges erscheint; die indischen, chinesischen oder gothischen Landhäuser endlich können nur dort hingebaut werden, wo die Prachtbauten der Umgegend von demselben Stile beherrscht werden, so namentlich die letzteren in England oder in Venedigs Nähe. Wenn man uns etwa den Comersee oder den Berliner Thiergarten als Orte anführt, wo Landhäuser in den verschiedenartigsten Stilen unweit von einander ohne Mißfallen ertragen werden, — so ist die Antwort leicht. Der Comersee bietet trotz Eines Grundzuges, doch eine solche Fülle von landschaftlichen Stimmungen und Bedingungen, daß bei weitem noch nicht genug Mannichfaltigkeit in den Villaformen herrscht, damit sie der Natur auch nur die Wage halten könnte; der Berliner Thiergarten dagegen hat eine solche Umgebung, daß man sich in der Langweiligkeit der Sandflächen und schnurgerade gezogenen Gassen eben Alles gefallen läßt, was nur irgend eine Zerstreuung darbietet. Im Gegensatz zu Alledem wird das Haus, welches das Centrum des Parkes bildet, keine phantastisch ersonnene oder übertragene Rarität, sondern eine solche architektonische Gestalt sein, welche den Bedingungen ihrer Umgebung entspricht und zugleich von dem Dienste in ihren Bedürfnissen völlig befreit ist. Den concreten Fall muß die Sinnigkeit des Parkanlegers zu erfassen und zu erfüllen verstehen.

Was nun weiter die Stellung des Hauses im Parke betrifft, so ist sie einerseits häufig unausweichlichen Bedingungen der Gegend unterworfen, anderseits dadurch gegeben, daß sie den Mittelpunkt des Parkes einnehmen soll, und Gilpin (Bemerkungen über Waldscenen und Ansichten) meint zu Alledem: «Am herrlichsten liegt ein ansehnliches Wohnhaus auf einer Anhöhe, von der es die ferne Gegend überschauen kann, und wobei zugleich die Gehölze des Parks die Regelmäßigkeit der dazwischen angebauten Ländereien verdecken.» Allein wir glauben, es lasse sich hier

weder eine Anhöhe noch ein Thal, oder überhaupt ein bestimmter Punkt im Allgemeinen als der günstigste festsetzen, sondern es ist Sache der Phantasie, hier zuerst ihre Freiheit geltend zu machen. Und in der That, wenn nicht Aeußerlichkeiten gar zu bestimmend eingreifen, verräth sich in der Wahl des Platzes für das Haus der Grundzug jenes Sinnes, welcher sich in der Parkanlage befriedigen wollte, wobei hauptsächlich zwei Richtungen sich geltend machen. Es herrscht nämlich entweder vorwaltend die Tendenz des Rückzuges aus der Welt, und demgemäß wird auch dann das Haus sich mehr in die Tiefen des Parks bergen, und erst aufsuchen lassen, oder es wird auf einem weithin gesehenen Punkte wie ein Vorbild höherer Gestaltungsweise und als Zeichen eines aus dem Naturbade zu neuem Wirken gekräftigten Sinnes hingestellt, — zwischen welchen Haupttendenzen sich unzählige Variationen des otium cum dignitate, welches in diesem Gebiete das letzte Wort ist, durchführen lassen.

An das Haus selbst nun schließt sich unmittelbar als erster Kreis des Parkes jene Partie an, welche von den Engländern pleasure-ground genannt wird und die Bedeutung des Hausgartens hat. Wie nun dieser schon die Vermittelung zwischen dem Culturpunkte, dem Herde und seinen Penaten und zwischen der Culturlandschaft bildet und darum die Pflanzenwelt vorzugsweise in ihren Ziergewächsen hegt, ohne jedoch das Nützliche ganz auszuschließen, so ist auch die Gartenpartie des Parkes vorzugsweise dieser Aufgabe gewidmet. Am Hause selbst werden Blumengestelle und Wandspaliere die schutzbedürftigeren Pflanzen beherbergen, und mit demselben die Winterquartiere für die zärtlicheren Fremdlinge verbunden, damit man nie vom Anblicke und Genusse des grünenden und blühenden Lebens ausgeschlossen sei. In diesen Warmhäusern nun, die in neuester Zeit zu wahren Krystallpalästen der Pflanzenwelt erwachsen sind, kann sich die den Garten anlegende Innigkeitsrichtung, die Freude an der zur gesicherten Heimath umgestalteten Natur und ihrem Vegetationsreichthume zu ihrer höchsten Spitze emportreiben. Hier ist der Ort, an welchem der von Stelle zu Stelle über das Erdenrund wandelnde

Frühling, wie ein ewiges Märchen sich fortspinnt, und hier können Springbrunnen rauschen, Papageyen plappern, Goldfischchen plätschern, und Gold- und Silberfasane und anderes Gevögel, so wie mannichfaches Volk von Affen und sonstiges fremdes Gethier, natürlich mit Sicherung der Pflanzenwelt den Menschen mitten in eisiger Umgebung in tropische Reiche versetzen. Da hat die chinesisch-holländische Richtung, wenn sie nur nicht ins Abstruse ausläuft, Platz zur weitesten Entfaltung.

An diese mehr noch dem Hause geeignete Partie des pleasure-groundes schließt sich nun jene an, welche diesen Namen vorzugsweise führt. Sie ist nothwendigerweise eine Wiese, weil unter allen Landschaftsformationen die Wiese dem Zuge: ins Freie am vollkommensten entspricht und weil man ja mit dem Verlassen des Hauses ins Freie gelangen will. In Hervorbringung und Erhaltung solcher Wiesen (bowling-green) haben es nun die englischen Gärtner bis zur Unerreichbarkeit gebracht; Walzen, Scheeren, Düngen, Aufbrechen und Neuanlegen wird mit solcher minutiösen Sorgfalt betrieben, daß die Natur freilich kein solches dichtes, frisches, ungemischtes Grün auf ihren Wiesen zur Schau trägt. Der Verstorbene in seinen Briefen wird bei allen seinen vortrefflichen Beschreibungen englischer Parke nicht müde, die ausgezeichneten bowling-greens hervorzuheben. Und wie das Wiesengrün, so müssen auch die Blumenbeete auf das Vorzüglichste in diesem Lustgrunde bestellt sein. Er ist ja das Schaustück, das beim Austritte aus dem Hause in die Augen Fallende, und so müssen einerseits die Beete an den richtigsten Stellen vertheilt werden, und mit dem Modernsten aus der Blumenwelt gefüllt sein. Ob diese Blumen nun fremde, ob einheimische, theuere oder ganz geldwerthlose, neueste oder altbeliebte seien, darauf kommt es gar nicht an, und das darf daher auch in gar keiner Weise sich verrathen, — sondern einzig und allein ihrem Gedeihen muß eine solche Sorgfalt gewidmet sein, daß jede Zierpflanze als Prototyp für ihr ganzes Geschlecht gelten könne. Uebrigens macht sich die Convenienz bei der Wahl dieser Zierpflanzen geltend, der esprit bestimmt die Anordnung ihrer Beete, und die festesten Regeln

der französischen Gärtnerei kommen bei Anlage dieser letzteren nach mannichfachen Kreisen, geraden und gebogenen Linien zum Vorschein.

Wie nun der Wiesensaum in der Landschaft durch Baumgruppen seine das Auge befriedigenden an weitere dichte Umwohnung vorbereitenden Grenzzeichen erhält, so treten schicklich an den äußeren Rändern des bowling-green einzelne Bäume auf. Auch hier kommt es durchaus nicht auf die Species als solche, ihre Neuheit oder derartige Nebenrücksichten sondern darauf an, daß erstlich der Baum ein Prachtexemplar seines Typus sei, und sodann daß seine Physiognomie zu der Umgebung in völligen Einklang gebracht werde. Wie die Blumenbeete an den inneren so müssen auch die Bäume an den äußeren Rändern des bowling-green als vollkommen in ihrer Art von dem Herrn dieser Natur und seinem Willen sprechen, sie müssen so verwendet werden, daß ihre eigenthümliche Bedeutsamkeit als Element der im Parke dargelegten Grundstimmung am rechten Orte und mit vollem Nachdrucke ihrer Physiognomie erscheint.

Durch solche Baumindividuen, welche man gleicherweise als höchste Vollendung der Pflanzencultur und als Vorposten der Wildniß betrachten kann, und die unvermerkt durch Gruppirung zu Bauminseln werden, je mehr man sich vom Hause entfernt, übergeht die innere oder Gartenpartie des Parkes, der pleasure-ground in die zweite oder eigentliche Parkabtheilung, Wald, Wiese und Acker sind die Elemente, welche sich da der Anlage zu Gebote stellen, die Wege, Baulichkeiten, so wie die geologische Basis die Anhaltspunkte für zweckmäßige Gruppirung jener Elemente, welche eben alle vorhanden sein müssen, wenn der Park eine Landschaftstotalität sein soll. Hier läßt sich nun außerordentlich wenig Bestimmtes im Allgemeinen angeben, denn gerade diese Partie ist der Spielraum freier Phantasie für die Darlegung einer in solcher Landschaftsgestaltung sich abspiegelnden Stimmung Inwiefern nähmlich die Waldwildniß zu einem bloßen die Wiesen und Aecker schattirenden Haine gelichtet werden, oder diese nur wie Inseln in der Waldtiefe auftauchen sollen, Wiesen gegen

Aecker oder diese gegen jene den Vorrang behaupten sollen, alle diese und sonstigen quantitativen Verhältnisse sind gerade Das, aus dessen Unscheinbarkeit der bestimmte und bezweckte Eindruck erwächst.

Nur das ist hier festzuhalten, daß diese Elemente nirgends sich schroff nebeneinander stellen, sondern durch leise Uebergänge die Harmonie eines in sich einigen und festen, durch keine Sprünge und Schrullen gestörten Sinnes darlegen sollen. So wird das Buschwerk als Umrandung seine Bedeutung erhalten, wenn sein Grün die goldene Monotonie der Ackerflächen unterbricht, in der Wiese Schattenpunkte darbietet und auf die dichten Waldschatten vorbereitet. Natürlich gilt es auch hier, wie beim Parke überhaupt, daß die Reisen und die Wissenschaft benützt werden, um Alles und dort anzubringen, wo es durch eigenthümliche Gestaltung, Farbe oder Duftung zur Gesammtwirkung hingehört. Fremdlinge, so gut wie einheimische Pflanzen, müssen im Parke ihre Rolle im Sinne des Anlegers spielen, der mit dem gesammten Reichthume der Pflanzenwelt schaltet und waltet. Und namentlich sind es die Gesträuche, deren täglich neue und reizendere kommen, welche diese Mittlerrollen zwischen den Landschaftselementen des Parkes übernehmen, und die Harmonie der Anlage durch Uebergänge der Wirkungen ausführen müssen.

Was dann die Wege und Baulichkeiten des Parkes betrifft, so versteht es sich wol als eine unumgängliche Bedingung, daß in dieser Beziehung der Wille des Grundherren das Entscheidende und jede Rücksicht auf die Nachbarschaft oder gar fremde Enclaven beseitigt sein müsse, ehe von einer Parkanlage gesprochen werden kann. Wenn aber diese Bedingung da ist, so muß dann weiter Alles vermieden werden, was an das rohe Bedürfniß mahnt. Es soll zwar nichts Unnützes, Gekünsteltes, aber ebensowenig etwas im Parke vorhanden sein, was sich um seiner selbst willen oder als unwiederlegliches Befriedigungsmittel des Bedürfnisses dem sich im Parke darzulegenden Einen und harmonischen Sinne gegenüber zur Geltung bringen möchte. Darum müssen die Wege in erwünschtester Breite und zwar durchaus nur

nach Bequemlichkeitsrücksichten, oder weil ihre Windungen zu neuen Ansichten leiten, gezogen werden. Und so ist es auch mit den Baulichkeiten zu halten. Meiereien, Stallungen und Vorrathshäuser, Pächterswohnungen endlich mit ihren Hausgärtchen müssen einerseits vollkommen zweckmäßig und an dem für den Betrieb geeignetsten Orte hergestellt werden, und jedes Gebäude, und möge es noch so unbedeutend sein, darf, sobald es gar keinen Zweck als sein Dasein oder die Ueberraschung ꝛc. hat, im Parke keinen Platz finden. Von der andern Seite jedoch darf die Nützlichkeitstendenz nicht zu schreiend hervortreten, man darf nicht an jedem Balken sehen, er sei deswegen nur so lang gelassen worden, weil jeder Zoll mehr so und so viel mehr Auslagen beim Verladen und Verarbeiten gemacht hätte. Sondern gerade in diesen Dingen wird sich die Kenntniß und der richtige Takt des Parkanlegers kundgeben. Die Kunst unserer Tage hat nämlich, wenn auch noch nicht in jenem völligen Umfange, den wir an den pompejanischen Ausgrabungen anstaunen, so doch schon reichlich genug ihre Lichter verklärend auf das bloße Handwerk verströmt. Man hat sich in Bauwerken, Möbeln und Derartigem den reinen Maßen der Kunst anzunähern begonnen, und sowol aus dem Gebiete der Ueberlieferung als dem freier Phantasie reiche Sammelwerke für derartige Ausschmückung des Hausgebrauches angelegt. Im Parke nun ist vor Allem der Anwendungsplatz solcher kunstüberhauchten Industrie. Wir meinen damit keineswegs, man solle den Park zu einem Tummelplatze der heterogensten Formen machen, etwa eine chinesische Hütte neben griechischen Säulenhallen fürs Rindvieh und vor dieselbe ein gothisches Brunnenhäuschen stellen. Sondern es ist durch solche Annäherung des Handwerkes an die Kunst möglich geworden, den einen Grundzug, in welchem die Phantasie sich bei der Anlage des Ganzen bewegt, auch in jenem Detail zur Anschauung zu bringen, welches selbst untergeordneten Zwecken dient, und die bloße Nützlichkeit hinter gefälligen Formen zu bergen.

Es versteht sich dann von selbst, daß endlich Wege und Baulichkeiten durchaus nur als erfüllte Forderungen der geo-

logischen Bedingungen erscheinen müssen, und noch mehr, daß man sich vor Allem zu hüten habe, solche Formationen künstlich produciren zu wollen. Solche Dinge, wie Aufthürmung von Felsen, Flußleitungen, Wasserfälle u. s. w. werden durch ihre Kleinlichkeit geradezu lächerlich. Höchstens kann man ein nicht zu großes gehörig geschlossenes Thal zur Sammlung einer größern Wassermasse benützen und so an Seegegenden von fern mahnen, allein in diesem Falle darf irgend eine Mühle oder ein sonstiges Industriewerk nicht fehlen, zu dessen Betriebe das Wasser gesammelt wird. Immer muß, wo solche künstliche Anlage wünschenswerth erscheint, dieselbe durch eine Beziehung auf bestimmte menschliche Thätigkeit motivirt werden. Denn nichts wäre lächerlicher, als wenn die Arbeit, die man ja an der ganzen Landschaftsumgestaltung gewahr wird, nicht auch in ihr sich sichtbar vollbringen wollte, wogegen gerade die Verbindung mit einer Culturthätigkeit der Anlage ihre Bedeutung sichert, und man dort, wo man kein Werk bloßer phantastischer Spielerei vor sich hat, sich um so freier in Betrachtung seines Zusammenstimmens mit dem es umgebenden Ganzen ergeht. Darum dann auch alle Baulichkeiten, Wege, Brücken an den von Thal, Hügel, Fluß geforderten Punkten und zwar im Lebenstone dieser Landschaft ausgeführt werden müssen.

Zu den geologischen Bedingungen der Landschaft, als deren höchste Blüthe ja der Park selbst erscheinen soll, rechnen wir auch noch die Ruinen, und zwar deswegen, weil sie in der That nur wie die aus diesem bestimmten Boden starrenden Felsenmassen erscheinen. Man muß den Instinkt bewundern, mit welchen die ersten Ankömmlinge den Platz für ihre Burgen, Städte, Dörfer zu wählen verstanden. Man sehe sich in der ganzen Gegend um und man wird, wenn nicht etwa Reflexionsrücksichten bei späteren Anlagen hervortreten, gerade den Platz benützt finden, welcher der geeignetste ist, allen Anforderungen des Klima, der Sicherheit und der Arbeit zu entsprechen. So erscheinen denn auch die Ruinen wie riesige, diesem Boden mit Nothwendigkeit entwachsene Krystalle, — und wo sie sich von selbst vorfinden, sind sie für die

Parkanlagen unschätzbar. Sie sind dann als der Natur anheimfallende Menschenwerke ein elegischer Gegensatz zu der Landschaftsverklärung, die als Park den Menschen und seine Villa im Lustgrunde umgibt. Allein so wünschenswerth ihr man möchte sagen natürliches Vorkommen ist, so dürfen sie doch nie erst eigens aufgebaut werden, und zwar, weil man nie ihren rechten Punkt trifft, der gewiß gewählt worden wäre, wenn er sich als günstig dargestellt hätte, und dann, weil neue Ruinen geradezu komisch sind.

Endlich ist noch eine Frage in Erwägung zu ziehen, die nämlich, ob man eigentliche Kunstwerke im Parke aufstellen dürfe, oder besser, sie ist anstatt erwogen zu werden, geradezu zu verneinen. Das Kunstwerk ist nämlich zu selbstbedeutend, als daß es sich als bloßes Glied in die Harmonie der Parklandschaft einfügen ließe, und wo es in seiner einfachen Größe erscheint, wird es den Sinn völlig von der Umgebung ablenken. Doch wenn man selbst die Frage specieller erörtern wollte, und wenn man, wie sichs wol von selbst versteht, obwol in München nicht verstanden wurde, die Gemälde ausschließend, Plastik und Architektur in Betracht zöge, stellt sich die Unmöglichkeit heraus, Werke dieser Kunstgebiete im Parke anzubringen. Oder welche Umgebung will man dem Sculpturwerke geben, damit sie unter allen Umständen als würdige Umrahmung erscheine; denn wie es selbst in unstörbarer Ruhe leuchtet, will es auch auf einem unbeweglichen Grunde erscheinen, und als solcher kann doch die wechselnde Lebendigkeit der Pflanzengruppirung, die es umgeben könnte, nicht gelten. Man müßte also weiter fortgehen und den Tempel als Gehäuse des plastischen Kunstwerkes und seiner unwandelbaren Beseelung aufführen. Und wenn dieser würdig hergestellt wurde, absorbirt er dann nicht die ganze Stimmung, und erscheint da nicht der Park als bloße Nebensache? Und muß dann nicht das Haus zum Palaste werden, um sich noch geltend erhalten zu können, und in Consequenz dessen muß nicht eine Reihe architektonischer Vermittelungsglieder zwischen diesen Beiden aufgebaut werden? Genug, wenn man das Kunstwerk seiner Würde gemäß

behandeln will, verschwindet der Park, ebenso wie dem Heros gegenüber die Landschaft zur Bedeutungslosigkeit zum bloßen Hintergrunde des Historischen zusammenschrumpft.

So darf denn auch das Haus als bloßes Centrum des Parkes kein Palast, sondern es muß als Villa oder Landhaus nur das aus dieser Landschaft hervorgetriebene Haus, die Krystallisation ihrer klimatischen und geologischen Bedingungen sein. Es muß nach Innen zu ebenso als Zusammenfassung aller der Eindrücke erscheinen, welche der Park nach allen Richtungen der Landschaft darlegt, wie er selbst nur als letzte Erfüllung der in der Landschaft zerstreuten Voraussetzungen erscheint, und darum auch unvermerkt in diese seine Umgebung übergehen muß.

Durch dieses Einbeziehen der gegebenen Landschaft entsteht nun die dritte äußerste Partie des Parkes. Da die klimatischen und geologischen Bedingungen der Landschaftsbildung unendlich mannichfaltig sind, so läßt sich noch weniger als über die innern, über diese Partie des Parkes ein Allgemeines feststellen. Nur so viel läßt sich überhaupt sagen, daß einerseits der Uebergang der zweiten in diese dritte Partie ein unmerklicher sein müsse, und daß sich anderseits die Thätigkeit hier noch mehr als bei den innern Partien auf ein feines Herausfühlen und Durchführen dessen zu beschränken habe, was in der Landschaft unter günstigen Bedingungen von selbst entstanden wäre.

Was nun den ersten Punkt betrifft, so muß ein Uebergang des Parkes in die Landschaft nicht blos in der zweiten Partie, sondern schon im pleasure ground angebahnt werden. Es geschieht dies aber von selbst, wenn man überhaupt die Bedeutung des Parks als ideale Landschaft würdigend nicht von der Ansicht ausgeht, man könne etwas Beliebiges in die Landschaft hineinphantasiren, sondern von der, man habe nur in vollkommenster Weise die Landschaftsvoraussetzungen zu verwirklichen. Da versteht es sich denn von selbst, daß man sich nicht von der Umgebung absperrt, sondern sie bis zum Hause als dessen Fernsicht hineinscheinen läßt. Sei es endlose Ebene, sei es sanftgewalltes Hügelland, oder Hochgebirge mit Seen und Gletschern, es muß

beim Austritte aus dem Hause der Landschaftscharakter, als dessen Erfüllung der Park erscheint, bestimmt erfaßt werden. Und dazu bedarf es wieder nicht etwa besonderer Durchhaue oder künstlicher Hügel; sondern wenn der pleasure ground, wie er es auch sein soll, weit genug für Entfaltung aller Vergnügungen im Freien ist, wenn die Wege in jener unbedürftigen Weise angelegt sind, daß sie in mächtiger Breite sich den Wellungen des Bodens anschmiegen, so ist die Fernsicht von selbst da, sei es über die ferneren Baumgruppen nach den Bergen, sei es längs der Wege nach den Ebenen zu.

Was nun den zweiten Punkt betrifft, nämlich die Ausbreitung des Parkes über die benachbarte Landschaft, so scheint diese zwar mit vielfältigen Schwierigkeiten, die namentlich aus Anderer Wollen entspringen, verbunden zu sein. Allein auch diese Schwierigkeiten, wie gewaltig sie sich entgegenstemmen mögen, lassen sich leicht heben, wenn man nur die allgemeine Einsicht zu wecken versteht, daß eine Durchführung der Landschaftsbedingungen die entschiedensten materiellen Vortheile im Gefolge habe. Wenn die kahle Lehne mit Obstbäumen bekleidet, durch Niederhauen unnützen Gestrüppes das Moorland zur üppigen Wiese verwandelt wird, wenn lebendige, die Aecker und Wiesen umschränkende Hecken das weidende Vieh abschließen und Holznutzung geben, wenn die Wege mit Benützung aller Bodenvortheile und für Viele gangbar angelegt werden, so sind das Alles zu deutlich in die Augen springende Gewinne, als daß sich nicht daran der Starrsinn beugen ließe. Wird dann weiter noch für Arrondirung und zweckmäßige Abgrenzung von Wald, Feld und Wiese, für richtige Bestellung Aller gesorgt; geben Alleen reichliches Obst und erquickenden Schatten; ist das Dorf in Obst und Gemüsebeeten wie eingewiegt, ja jedes seiner Häuser abgetrennt von den andern in solcher Gartenumgebung eingerahmt, so ist auch dieses, wenn es auch nicht augenblicklich und augenfällig Procente abwirft, doch als ein nachhaltig Nutzbringendes erkennbar zu machen. Endlich aber gibt es im Dorfe einen Punkt, wo das Egoistische völlig verschwinden soll; es ist das die Kirche mit ihrer Schule

und dem Friedhofe. Und gerade dieser Punkt, der leider oft genug vernachlässigt wird, sollte die Zierde jedes Dorfes sein.

Wenn man die Thäler Oberöstreichs, Steyermarks und Tyrols durchwandert hat, weiß man erst recht die landschaftliche Bedeutung einer mit dem Style ihrer Naturumgebung zusammenstimmenden Kirche zu würdigen. So sollten alle Kirchen ihre Bekenner auch äußerlich anheimeln, und man muß es als tiefe Versunkenheit betrachten, wenn hier nicht Alles zur würdigen Erscheinung des Heiligen gethan wird. Und wie leicht wäre dies in den allermeisten Fällen herzustellen! Die Kirche mit Schule und Friedhof darf nur an den hervorragendsten Punkt des Dorfes gestellt, sie selbst mit edelgeformten Bäumen, seien es gewaltige Linden oder hochaufstrebende Tannen umgeben werden; an die Schule schließe sich Obst- und Gemüsebau zum Vorbilde der Einzelnen an; der Friedhof endlich werde auf weitem Raume angelegt und durch schnellwachsende Bäume, Birken oder Weiden zum Haine verwandelt, — und es ist das Ganze nicht blos Erquickungsplatz des Geistes, sondern auch seiner Sinnigkeit geworden.

Wie gesagt man verstehe es nur die landschaftlichen Voraussetzungen zu entdecken und zur Durchführung zu bringen, und der Park ist mit einem Male über die weitesten Gelände gebreitet. Er ist dann keine Insel in halbcultivirter Wildniß, sondern nur der concentrirte Ausdruck einer in der ganzen Landschaft segensreich wirkenden Humanität. Und wer in solcher Gegend an seinem Feierabend und Feiertag im Freien sich ergeht, der wandelt wie in seiner eigenen allseitig dargelegten Innigkeit in dieser jenen inneren Gesetzen gemäß umgestalteten Natur umher.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Berichtigungen.

Die Entfernung des Verfassers vom Druckorte und mehr noch die Ferial-unstetigkeit seines Aufenthaltes während der Zeit des Druckes entschuldigt zwar nicht, erklärt aber die ungewöhnliche Anzahl von Druckfehlern. Indem wir den geneigten Leser so in die Augen springende Dinge, wie etwa linum usitatiosum (S. 56), myrosta (S. 87), Ribes aeneum (statt aureum, S. 239), Blumen-Felsen (S. 275) 2c., zu verbessern bitten, führen wir Folgendes als Alteration des Sinnes an:

S. 17 Z. 3 ist blau wegzulassen
« 32 « 15 lies seinem statt ihrem
« 84 « 20 lies mir statt nur
« 118 « 24 ist geschildert nach Buche einzuschalten
« 173 « 28 lies des Martyrium statt das Marytrium
« 189 « 28 lies Wissenschaft, nicht aber statt Wissenschaft nicht, aber
« 191 « 4 ist als nach Menschenhöhe einzufügen
« 213 « 31 ist nicht nach Fülle einzufügen
« 222 « 35 lies feiner statt seiner
« 225 « 6 lies der statt dem
« 228 « 6 lies Sterben statt Streben
« 241 « 24 ist genommen nach Punica granatum einzufügen
« 268 « 22 ist nicht nach Gemüth einzufügen
« 341 « 13 ist gelten nach Bedeutung einzufügen
« 346 « 7 lies der statt die
« 374 « 8 ist bedeuten soll nach Liebe einzufügen
« 385 « 31 lies Lose statt Rose.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

de la Haye

126
268